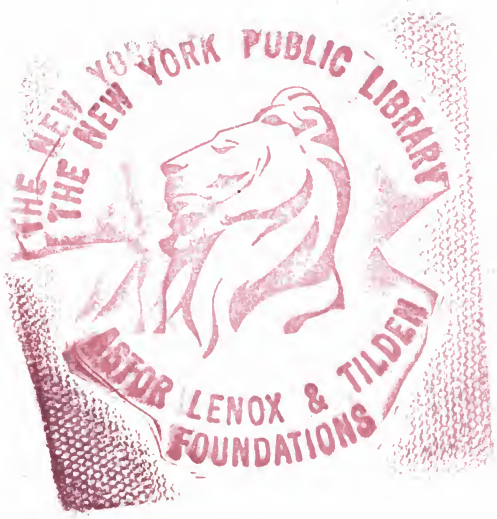
NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 08189505 8


THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
ASTOR LENOX & TILDEN
FOUNDATIONS

Memorabilien

von

Karl Immermann.

Memorabilien

von

Karl Immermann.

Bei Hoffmann und Campe ist erschienen.

Immermann, K., Kaiser Friedrich II. Trauersp. 8. 1 Thlr. — gGr.
— — d. Trauerspiel in Tyrol. Dram. Gedicht. 8. — » 20 »
— — d. Verkleidungen. Lustspiel. 8. — » 20 »
— — Tulifäntchen. Heldengedicht. 8. — » 20 »
— — d. im Irrgarten d. Metrik umhertaumelnde Cavalier. — » 6 »

Börne, L., gesammelte Schriften. 8 Thle. 8. 2 » — »
Buchner, K., F. Stapß. — » 12 »
Bürger, Isidor, Helgoland. Gedichte. 2te Aufl. 12. — » 8 »
Clemens, F., der Excentrische. 8. 1 » — »
— — das entschleierte Bild zu Sais. 1 » 8 »
Gathy, A., Cavalcade, die Kunstreiterin. 8. 1 » — »
— — der Völker-Frühling und seine Verkünder. 8. — » 9 »
Heine, H., Buch der Lieder. 3te Aufl. 8. 1 » 12 »
— — Reisebilder. 4 Bde. 2te Aufl. 7 » — »
— — über den Adel. 8. — » 20 »
— — französische Zustände. 8. 2 » — »
— — romantische Schule. 8. 2 » — »
— — Salon. 4 Bde. 8. 6 » 16 »
— — über Ludwig Börne. 8. 2 » — »
— — über d. Denunzianten. 8. — » 6 »
Maltitz, G. A. von, Pfefferkörner im Geschmacke der Zeit. Ernster und satyrischer Gattung. 4 Hefte. 12. à Heft — » 16 »
— — der alte Student. 8. — » 12 »
— — das Pasquill, Schauspiel. 8. — » 20 »
— — Olivier Cromvell, Schauspiel. 8. 1 » — »
Polenlieder. Ein Todtenopfer. 8. — » 6 »
Raupach, E., dram. Werke kom. Gattung. 4 Bde. 8. 7 » — »
— — — ernst. Gattg. 15 Bde. 8. 18 » 12 »
Slomann, Eliza, Dichtungen. 8. 1836. 1 » — »
Sang, der, des fremden Sängers. Eine Phantasie. 2te Aufl. 8. — » 6 »
Spaziergänge eines Wiener Poeten. 2te Aufl. 8. — » 20 »
Wienbarg, L., ästhetische Feldzüge. 8. 1 » 16 »
— — Holland in d. Jahren 1831 u. 32. 2 Thle. 8. 2 » 16 »
— — Wanderungen d. d. Thierkreis. 1 » 12 »
— — Mein Tagebuch von Helgoland. 1 » 12 »
— — Vorträge über altd. Literatur. — » 20 »
— — Beiträge zur neuesten Literatur. — » 20 »
— — über die plattdeutsche Sprache. — » 6 »

Memorabilien

von

Karl Immermann.

Erster Theil.

Frei will ich seyn im Denken und im Dichten,
Im Handeln schränkt genug die Welt mich ein.
Goethe.

Hamburg.
Bei Hoffmann und Campe.
1840.

Druck von H. G. Voigt.

Karl Immermann's

Schriften.

Zwölfter Band.

Memorabilien. Erster Theil.

Hamburg,
bei Hoffmann und Campe.

1840.

Studien enthält das Buch, von welchem hier der erste Theil erscheint, Studien in einer Doctrin, in der Niemand über den Schüler hinauskommt. Diese Doctrin ist das Leben. Wie das Leben mich an einzelnen Puncten berührte; besonders wie Kunst und Wissenschaft sich mir in das Leben verschlangen, wollte ich erzählen.

Die Gegenwart will Stoffes aller Art habhaft werden; gleich dem Araber sitzt sie bei Sternenschein unter'm Zelte und begehrt Erzählung auf Erzählung. Möchte denn in der Tausend und einen Nacht der „Bezüge, Zustände und Erinnerungen" auch meinem Geschichts- und Sittenmährchen hier und da Jemand zuhorchen!

Ich stelle zuerst das Genrebild einer früheren stürmischen Generation aus, welche nur noch in sehr gemilderten Ueberbleibseln vorhanden ist. Anreihen werden sich „Düsseldorfer Anfänge"; „Dramaturgische Erinnerungen" und vielleicht einige Reisegeschichten.

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
CIRCULATION DEPARTMENT
OTTENDORFER BRANCH 135 SECOND AVENUE

Ich weiß nicht, was ich von dem Intereſſe dieſer Mittheilungen vorausſagen ſoll. Eins aber kann ich verſichern: Daß mich dabei der Trieb nach Wahrheit geleitet hat und ſtets leiten wird. Der Mangel an Wahrhaftigkeit iſt der böſe Schaden eines großen Theils des heutigen Schriftenthums. An Talent fehlt es durchaus nicht, an Wahrhaftigkeit Vielen. Und dadurch iſt der Stand weit tiefer geſunken, als durch den Umſtand, daß kein deutſcher Fürſt jetzt die Schriftſteller beſchützt, kein Mächtiger ſie fördert. Alle Protection neigt ſich ihrem Ende zu, und Jegliches, was da iſt oder ſich vorbereitet, wird ſich auf das Volk verlaſſen müſſen, natürlich auf das Volk im beſten und höchſten Sinne. Dieſes Volk will keine Schmeicheleien, es will keine Sophiſten- und Sycophantenkünſte; es achtet nur die Schriftſteller, welche ihm Zeugen der Wahrheit ſind; ernſte, einfache, unbeſtochene Zeugen. —

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
CIRCULATION DEPARTMENT
OTTENDORFER BRANCH

Inhalt.

Die Jugend vor fünfundzwanzig Jahren.

Erſter Abſchnitt.

	Seite
Avisbrief	3
Knabenerinnerungen	34
Die Familie	98
Paedagogiſche Anekdoten	169
Der Oheim	193
Lehre und Literatur	242
Fichte	284
Jahn	332
Der Despotismus	351
Die Jugend	376

Die Jugend
vor fünfundzwanzig Jahren.

Erster Abschnitt.

Avisbrief.

Die Jugend vor fünfundzwanzig Jahren! — Was heißt das? das ſoll die Jugend heißen und bedeuten, welche am vierzehnten October 1806 mindeſtens zehn Jahre und höchſtens ſechszehn Jahre alt war, welche alſo am dritten Februar 1813 die ſiebenzehnjährigen bis zu den dreiundzwanzigjährigen Menſchen des Volks ausmachte. Man ſieht aus der Nennung jener Tage, daß hier die Jugend von Norddeutſchland gemeint iſt. Denn am erſten wurde Norddeutſchland umgeworfen und, ſo weit es den Fremden möglich war, in ſeinem Daſeyn zerſtört, am zweiten aber begann der Wiederaufbau durch die Geſammtkraft der Nation in die Sichtbarkeit zu treten. Ich will unternehmen zu ſchildern, wie und auf welche Weiſe die norddeutſche Jugend von den beiden Tagen, von dem was zwiſchen ihnen lag, und von dem, was dem letzten unmittelbar folgte, berührt worden iſt, welche Geſtalt des Geiſtes

und des Herzens ihr dadurch zukam, und in welchen Folgen ſich dieſe Geſtalt abdrucken mußte. Die Altersgrenzen habe ich darum ſo gefaßt, weil ſie mir die natürlichen Scheiden zu ſeyn ſcheinen, von welchen ab und bis zu welchen hin der Menſch ſeine beſtimmenden Eindrücke empfängt. Denn mit dem zehnten Jahre etwa pflegt das Bewußtſeyn zu erwachen, und in den erſten Zwanzigen hat es ſich am Vaterhauſe, an der Schule, an der Univerſität und an den früheſten Berufsanfängen dergeſtalt entwickelt, daß die geiſtige Phyſiognomie zwar nachmals noch manchen Ausdruck empfangen kann, eigentlich ſich zu verändern aber nicht mehr im Stande iſt. Die Züge ſtehen feſt und nur die Objecte wechſeln noch, über welche ſie ſpäter lächeln, zürnen, oder ein ſtilles Nachdenken zeigen.

Was die jüngeren Kinder durch jene beiden Tage und durch das, was ihnen anhing, erfuhren, gab ihnen alſo wenigſtens nicht den vollen Kernſchuß der Eindrücke; und ein Gleiches läßt ſich von den älteren Leuten der Periode behaupten. Bei den Einen wie bei den Anderen traf ihr Strahl entweder auf einen zur Empfängniß noch nicht vorbereiteten Punct, oder er fand ſchon

einen Widerſtand in Ausbildung und Charakter vor, welcher die unbedingte Einwirkung des ganzen Zeitraums mannigfach ſpaltete und brach.

Daß aber der vierzehnte October und der dritte Februar zuſammengehören, wird der Geſchichte wohl unverboten bleiben zu ſagen, wenn auch Einige die Erinnerung an den erſten Tag unbequem finden. Dieſe verrathen dadurch, daß ſie von dem letzten ebenfalls nichts wiſſen oder nichts mehr wiſſen wollen. Denn eine glorreiche Erhebung fand nur Statt, weil eine ſchmähliche Niederlage vorangegangen war. Die alſo von der Niederlage zu hören tauben Ohres ſind, legen Zeugniß ab, daß ihnen die Erhebung vorübergegangen iſt wie etwa ein Sturm, vor dem ſich der für ſeine Geſundheit beſorgte Mann unter einem Wetterdache birgt. Am conſequenteſten unter dieſen verfahren denn auch diejenigen, welche die Jahre 1813, 1814, 1815 geradezu für ſchädliche Wetterereigniſſe ausgeben.

Für Solche werden die nachfolgenden Blätter nicht beſchrieben. Da wir nur durch jene Jahre als Deutſche vorhanden ſind, ſo zeigen ſie, daß ſie an dieſem Zuſtande nicht Theil haben wollen,

ſondern entweder überhaupt nur als ſogenannte Weltbürger da ſeyn, oder ſich bei andern Völkern naturaliſirt haben wollen. Von dieſen nenne ich, nicht in gehäſſiger Abſicht, ſondern beiſpielsweiſe: Franzoſen, Engländer, Ruſſen; denn alle drei Völker ſind wirkliche Volksindividualitäten. Ob die Wahlvölker nun ſolchen Uebergängern das Naturaliſationspatent auszufertigen geneigt ſeyn möchten, iſt eine Frage, auf welche nur die Ironie die verneinende Antwort in Zweifel ſtellen würde. Sonach wären die Gemeinten lediglich an das Weltbürgerthum verwieſen, über welches die öffentliche Ueberzeugung ſich dahin geeiniget hat, es für eine Negation d. h. für ein reines Nichts zu erklären.

Meine Darſtellung wendet ſich alſo an Deutſche und denen will ſie etwas erzählen oder in das Gedächtniß zurückrufen. Unter den Deutſchen ſind nicht etwa verſchollene oder neu zu erweckende Altdeutſche verſtanden, welche vielmehr auch ſchon der Geſchichte und nicht mehr der Gegenwart, noch viel weniger aber der Zukunft angehören. Es hieße das recht eigentlich den Todten predigen

wollen. Vielmehr verſtehe ich unter Deutſchen diejenigen, die von den Schauern der Weltgeſchichte zwiſchen den ſechs Strömen erſchüttert, dieſe Schauer fromm nachfühlen und das Gebot der Weltgeſchichte auszuführen ſich beſtreben, ohne dazu Abzeichen an Kappe und Kleid, oder Stichworte in Rede und Schrift nöthig zu haben.

Daß für dieſe eine Darſtellung, wie ich ſie vorhabe, von Intereſſe ſeyn werde, ſollte ich meinen, wofern ſie mir nämlich gelingt, wie ich wünſche. Denn der Gegenſtand iſt von der Art, daß er in Deutſchland früher nie vorgekommen war und allem Vermuthen nach kaum wieder vorkommen kann. Eine Napoleoniſche Ueberziehung war unerhört und kann ſich nicht wiederholen, ſollte auch in ſpäteren Zeiten ein neuer Eroberer auf eine neue Schwäche treffen, weil dann doch Held und Ueberwundene in andern Farben ſpielen werden. Nun brachte jene Tyrannis auch eine nie geſehene Wirkung hervor. Unſere Jugend ging vor der Eroberung ihren mäßigen Lebens- und Bildungsſchritt. Die Weltereigniſſe traten nicht an ſie hinan; die Stille des Hauſes umgab ihre erſten Entfaltungen, zugeſchnitten war

der Unterricht und dieſer überlieferte ſie nach gelindem Schäumen und Brauſen in den academiſchen Jahren einem geordneten Berufe, in dem ſie nun das wurden, was ſie vorher verachtet hatten, nämlich Philiſter. Zwiſchen der Gewalt des öffentlichen Lebens und ihr war bis dahin eine unüberſteigliche Kluft befeſtigt geweſen. — Gegenwärtig lebt zwar die Jugend ſeit dem Erwachen ihrer Aufmerkſamkeit mehr in den Weltbegebenheiten, weil dieſe alle Vorſtellungen und Verhältniſſe zu durchdringen angefangen haben, allein ſie empfängt dieſelben doch nur in einer Rückſpiegelung und geſtaltet ſie ſich in einer oft ſehr vorſchnellen Reflexion, ſo daß zwiſchen ihr und dem Oeffentlich-Wirklichen abermals ein breiter Strom fließen bleibt, nämlich der Strom ruhiger Friedenstage. — Ganz im Gegentheil zu beiden Zuſtänden ſah die Jugend, welche beſchrieben werden ſoll, ihrer erſten Blüthe die furchtbarſten Erſchütterungen in materiellſter Aufdringlichkeit annahen und wenige Jahre ſpäter hörte ſie ſich berufen zu dem Eingreifen in das öffentliche Leben, über welches hinaus es kein tieferes giebt, nämlich die Waffen zu nehmen, um Thron

und Vaterland retten zu helfen. Die Jugend vor der Eroberung war daher politiſch null, die gegenwärtige Jugend iſt im glücklichſten Falle (wenn nämlich keine phantaſtiſchen Verirrungen ſie hinreißen) politiſch-contemplativ; die Jugend vor fünfundzwanzig Jahren war politiſch leidend und handelnd. Gewiß ein Phänomen, welches, nur einmal ſo vorgekommen und von den weiteſt greifenden Folgen geweſen, ernſte Betrachtung verdient. Und was zu letzterer noch mehr auffordert, iſt: die Jugend litt damals als Jugend, handelte als Jugend. Jugendſtimmungen wurden angerührt und jugendliche Motive in Bewegung geſetzt.

Aber, wird man ſagen, dergleichen Betrachtungen ſind ſchon zum Uebermaaß angeſtellt; bis zum Ekel iſt von jener Zeit und von dem Antheile der Jugend an ihr geredet und geſchrieben worden. Ich geſtehe zu, daß der Gegenſtand kein Modegegenſtand mehr iſt und Manchem als ſehr altfränkiſch erſcheinen mag. Aber die Mode bringt in ſolchen Dingen wenig mehr hervor, als die Debatte der Partheien. Und ſo verhielt es ſich auch hier. Wir haben zwar viel gehört und geleſen einestheils: Von friſcher, freier, frommer, fröhlicher Jugend,

vom Eichenwalde teutſcher Jugend, von der Jugend Tugend und Zucht, von den Gebeinen der Jünglinge, die auf den Feldern von Groß-Goerſchen modern; anderntheils: Von überſpannten jungen Menſchen, von Demagogen und Hochverräthern — ich erinnere mich aber keiner Darſtellung, welche, wenigſtens mit einiger Mühe und Sorgfalt hinabgeſtiegen wäre in die Oeconomie des jugendlichen Geiſtes und Gemüthes jener Zeit, und nachgewieſen hätte, was darin durch die Hand des Elendes und der Befreiung entwickelt oder zerrüttet, zurechtgerückt oder verſchoben worden iſt. Entweder helles Licht oder finſterer Schatten! Ein Gemälde, worin beides harmoniſch vermittelt wäre, worin die Farben an ihrem Orte ſtänden, kenne ich nicht. Und doch geſchah an jener merkwürdigen Schicht der bürgerlichen Gemeinſchaft, welche ſo viele der jetzigen Vierziger geliefert hat, alſo einen bedeutenden Beitrag zu dem eigentlichen Ernſte und Grunde und Boden der Geſellſchaft, das Eine wie das Andere: Aufbau und Zerſtörung.

Auch ich vermeſſe mich nicht, eine vollſtändige Geſchichte jener geiſtigen Erſchütterung in offenen

Seelen geben zu können. Dazu habe ich zu wenig ſelbſt erfahren, und Vieles weiß ich nur von Hörenſagen oder durch Combination. Aber einige Materialien bin ich zu liefern im Stande, und warum ſollte ich mit denen zurückhalten? Früh entwickelte ſich bei mir ein aufmerkender Sinn und eine Neugier, welcher das unſcheinbarſte Detail der Dinge nie zu geringfügig war. Dieſe Kraft der Beobachtung, welche man Kälte genannt hat, ergriff einige ſonderbare und gewaltige Ereigniſſe, welche meinem jungen Auge nahe traten, durchdrang ſie und folgerte aus ihnen ſich Nahes und Verwandtes zuſammen, bis mir ein Bild entſtand, was meinem Triebe nach Wahrheit genügte. Oft gab ich etwas wieder auf, aber nie für immer das, was meine Seele einmal wahrhaft berührt hatte, ſondern nach Zwiſchenräumen des Vergeſſens ſprang es von Neuem hervor, meiſtentheils in gewandelter Umgebung, unter dem Strahle eines anderen Lichtes. Wahrhaft glücklich habe ich mich immer nur gefühlt in der Betrachtung, zu der ich mit dem Vorahnen eines ewigen und göttlichen Zuſammenhangs kam, weshalb ich ſie auch um ſo ſchärfer und ſcheinbar

chemiſcher anſtellen dürfte. Ich wußte ja, daß dieſe Scheidekünſte mir das Wirkliche nur klar machen, nicht aber es auflöſen würden.

Einer ſolchen betrachtenden Stimmung iſt das Explodiren täglicher Vorſätze und Entſchließungen, wie es zum Theil das charakteriſtiſche Zeichen jener Zeit war, weniger gemäß; ich habe nicht mit geturnt und nach dem Freiheitskriege keine überſchwänglichen Reden gehalten, aber ich fühlte als Knabe die Noth der Alten und lernte von dem Kriege wenigſtens ſo viel kennen, um den Geiſt des Krieges im Ganzen errathen zu dürfen. Man muß vielleicht nicht zu tief in den Dingen geſteckt haben, um die Dinge nachmals ſanft und gerecht beurtheilen zu können.

Iſt es aber nicht vielleicht noch zu früh zu irgend einer Geſchichtſchreibung? Hat ſich der Gewinn ſchon abgeklärt? Steht es ſchon feſt, in welche Bahn Deutſchland durch den Enthuſiasmus der Kriegesjahre gekommen iſt? — Ich will angeben, was mich zu der Hoffnung bewegte, daß wenigſtens der Anfang gemacht werden könne, in einem anderen, als im Partheiſinne über jene Pe-

riode zu reden. Wir feierten im vorigen Jahre das Feſt der Erinnerung an den Aufruf; ich war bei dem Kölniſchen und habe dieſen Tag, als man es ſo von mir haben wollte, beſchrieben. Ueberall in den einigermaßen bedeutenden Städten Norddeutſchlands fanden, wie das Datum für jedes Land gekommen war, Feſte ſtatt. Hätte das Volk ſich noch in den Moment, der gefeiert wurde, mit ſeinen Empfindungen verwickelt und betrachtet, ſo wären die Städte die Feſtgeberinnen geweſen. Nicht die Freiwilligen unter ſich wären in den geſchmückten Sälen zuſammengekommen, ſondern das Volk hätte den Freiwilligen die Feſte gegeben.

Allein dem war nicht ſo. Nur an äußerſt wenigen Orten fand eine Verbreitung und Erweiterung des Feſtes durch das Gemeingefühl der übrigen Menſchen Statt. Hamburg iſt hier beiſpielsweiſe zu nennen und unter den kleineren Städten ſpäter Dortmund in Weſtphalen. Regel blieb jene Abſonderung der Feier, die ſie zu einer Art von größerem Familienfeſte machte, welches das Volk als durchaus wohlwollender aber unthätiger Zuſchauer umſtand. Irgendwo ſoll ſelbſt das

jüngere Geſchlecht, aufgefordert zur Theilnahme, dieſe abgelehnt haben.

Da die Sachen ſich ſo verhielten, ſo leuchtete ein, daß dem Volke das, wovon es ſich handelte, ein Abgethanes geworden war, und daß es mit keinem Affecte mehr an demſelben, als an einem fortzeugenden, Theil nahm. Gerade in einem ſolchen Momente aber ſoll die Betrachtung eines Ereigniſſes anheben. Die Geſammtheit lebt in den Folgen fort, ohne ſich um die Urſache in Liebe oder Haß zu bekümmern; wenigſtens inſofern man beiden Empfindungen eine gewiſſe Energie beimeſſen will. Nun legt aber jedes Factum der modernen Geſchichte zwei Stadien zurück, das mythiſche und das hiſtoriſche, worauf es in das dritte, in das der Geſchichtsforſchung eintritt. Das mythiſche wird durchmeſſen, wenn das Ereigniß ſelbſt erſt noch zur vollen Evidenz gebracht werden ſoll. Da arbeiten alle Kräfte, die liebevollen wie die feindſeligen; an Götter, Helden und Teufel knüpfen die Menſchen ihre Vorſtellungen, und ſelbſt das Wunder wird nicht verſchmäht, wenn es geeignet ſcheint, hinzureißen oder zu ſchrecken. Iſt das Ereigniß geboren

und fangen die neuen Lebensformationen, die von ihm entſprangen, an, Bildung und Geſtalt zu bekommen, dann wendet ſich alle Kraft der Menſchen auf dieſe und vernachläſſigt, treu dem Geſetze, daß alle geſunde Thätigkeit ſich nur in einer Richtung entladet, den Urſprung. Nun aber, und ſo lange jene Lebensformationen noch unvermiſcht aus der Quelle ihre Nahrung empfangen, iſt der Zeitpunct gekommen, wo die Geſchichte ihr Werk beginnen darf über den Urſprung, nämlich auszuſagen, wie dieſer Urſprung war und was zu demſelben gehörte. Noch iſt die Erinnerung friſch, der Löwe, der durch die Welt ging, iſt zwar dem Auge verſchwunden, aber in jedem Körnlein des gelockerten Bodens, welcher ſeine Spur empfing, in jedem gebeugten oder zerknickten Gräslein iſt doch der Abdruck noch ſcharf und vollkommen; die Erfolge reden noch ein unverworrenes Zeugniß. Aber nicht lange, ſo verſchlingt ſich das Leben wieder tauſendfältig, andere Löwen laufen über die alten Spuren, und man weiß nun nicht mehr, welches die neue Fährte iſt und welches die alte, die Erfolge metamorphoſiren ſich, oder was ſchlimmer, ſie verſtümmeln einander

gegenseitig. Da ist es mit der eigentlichen Geschichte vorbei und das Stadium der Geschichtsforschung ward betreten. In diesem werden die sogenannten verschiedenen Standpunkte genommen, von deren Einem z. B. Philipp der zweite als ein blutdürstiger Tyrann, Elisabeth als eine neidische Coquette, von deren Anderem dieselben als gerechte Regenten erscheinen; oder es trifft sich auch wohl, daß die ganze historische Arbeit nur Kritik, Urkunden und Zeugensichtung wird. — Möchte, um bei einem vaterländischen Gegenstande einen vaterländischen Wunsch im Vorübergehen auszusprechen, bald ein eigentliches Werk über Friedrich den Zweiten erscheinen, nämlich ein historisches Kunstwerk, zu welchem sonst vielleicht schon bald die rechte Zeit entschwunden seyn dürfte.

Das Ereigniß, welches 1813 für uns in die Wirklichkeit treten wollte, war, daß die Deutschen, und zwar zuerst die Norddeutschen, eine Nöthigung ausführten, ein Volk zu seyn, nachdem sie lange nur ein Conglomerat von Haushaltern, Gelehrten Dienenden oder Befehlenden gewesen waren. Sie empfanden diese Nöthigung nicht in einem Anfalle von

Verzweiflungskrämpfen, ähnlich denen der Numantiner oder der Karthager nach dem zweiten puniſchen Kriege. Sondern ſie warteten eine über alle Maaßen furchtbare Calamität ab, welche einen nur etwas mittelmäßigeren Feind kaum noch zu beſiegen übrig gelaſſen haben würde und ſelbſt einen ſo Großen dergeſtalt gelähmt hatte, daß der ganz unglückliche Ausgang des Kampfes kaum denkbar war. Von dieſer Seite hat man die Begebenheiten ſogar herabzuſetzen geſucht und mir ſcheinen ſie doch deshalb eben erſt recht menſchlich und ächt in unſerem Sinne zu ſeyn.

Denn an die Thaten der Völker iſt ein anderer Maaßſtab der Größe zu legen, als an die Handlungen Einzelner. Es mag erhaben ſeyn von dem Einzelnen, ſich mit einem Schiffe in die Luft zu ſprengen, des Volkes erſte Pflicht aber iſt, wenn es zum Leben wieder erwacht, an ſein Leben zu glauben, deßhalb alſo überzeugt zu ſeyn, daß keine Unterdrückung es austilgen könne, es für ſein höchſtes, ja für ſein einziges Gut zu halten und in dieſem Sinne es und ſich zu bewahren. Ein Volk, welches dieſe Pflicht erkennt, wagt ſich nicht in den ſogenannten Kampf auf

dort den Sinn hervor, daß es weniger darauf ankomme, immer zu ſiegen, ſondern mehr darauf, immer zu ſeyn, wo der Feind war, um ſich mit ihm zu meſſen. So ſchienen ſelbſt verlorene Schlachten Ehren, und ſo konnte, einig mit dieſem Sinne und von ihm getragen, Derjenige erſtehen, welcher der eigentliche Held jener Tage geworden iſt. Der Gewährsmann, den ich nannte, ſagt in einem Briefe vom 16ten Juni 1813: „Es iſt lange nicht genug zu ſagen, daß unſere Armee mit beiſpielloſem Heldenmuth gefochten hat, ſondern um für ſie die tiefe Achtung zu empfinden, welche ſie verdient, muß man wiſſen, daß ſie nicht allein unbedingt unter die Gewalt fremder Feldherrn, die ihren früheren Ruhm nicht behauptet haben, gegeben war, und alſo das Opfer ihrer Fehler und Ungeſchicklichkeiten ward, ſondern daß es ihr ſelbſt an oberer, erfahrener und geſchickter Leitung in ihrem eignem Umfange fehlte. Selbſt weiter hinunter fehlte es den beſten Offizieren bald an Erfahrung bald an kaltem Blute; ſie haben ihr Leben verſchwendet. Aber mit allem dem hat der verhältnißmäßig kleine Haufen unſerer Armee, immer nur theilweiſe von unſeren Verbündeten un-

terſtützt (doch iſt gerecht zu ſagen, daß wo ruſſiſche Diviſionen herankamen, ſie immer äußerſt gut geſchlagen haben, nur nicht mit Begeiſterung) gegen eine für uns ganz ungeheure Uebermacht, weil Jeder gefochten hat, als ob Alles auf ihn ankäme, Dinge gethan, die man für unmöglich halten möchte. — Bataillons, denen faſt alle Offiziere erſchoſſen oder verwundet waren, haben mit größter Ordnung fortgefochten. Dabei iſt die Geduld, die ſtille Reſignation, die Früchte ihrer Thaten ohne Urſache vergehen zu ſehen, die Sittlichkeit, die Ordnung der Armee — kein einziges Exempel von Exceſſen wird erwähnt; kein Soldat hat auf dem Rückzuge maraudirt — ſo erhebend, daß man vor dieſer Armee Ehrfurcht haben muß."

Dieſer gerechte und mäßige Krieg, welcher dadurch groß war, daß er keiner eigentlichen Größe eines Einzelnen bedurfte, ſondern viele ſonſt geringe Menſchen trieb, an ihrer Stelle groß zu handeln, hat nun folgende Geſtalt der Dinge hervorgebracht. Zuförderſt läßt ſich die Trennung, welche allerdings noch zwiſchen den deutſchen Volksſtämmen in manchen Dingen beſteht, mit dem früheren Haß,

Hader, Spott und Schimpf nicht vergleichen. Das Gefühl der germaniſchen Einheit iſt ohne Zweifel größer geworden. Es würde z. B., wie ich glaube, keine Freude in Norddeutſchland ausbrechen, wenn man dort vernähme, der Feind ſtehe in München oder in Wien, und ſo umgekehrt. Die häuslichen Beziehungen, welche die Deutſchen über ihre lange Nichtigkeit hinüberlullten, ſind in einer großen Umbildung begriffen; vielfach iſt ausgeſprochen worden, daß auf der Familie der Staat beruhe und man fängt an zu merken, daß dieſes Wort auch in die That ſchon einigermaßen überging. Ganz beſchäftigt ſich faſt Keiner mehr bloß mit ſich und ſeinem Vergnügen, ſondern etwas ein Jeder mit dem Oeffentlichen und Allgemeinen. In der herrſchenden Leidenſchaft, Monumente zu ſetzen, ſelbſt bis zu Hermann dem Cherusker hinauf, den Bauer und Bürger doch nur durch die Vermittelung der Gelehrten kennen, flammt der Drang des Volkes, mit ſeiner Geſchichte wieder anzuknüpfen. In der nicht minderen Begier, Aſſociationen aller Art zu knüpfen, iſt der Lebenstrieb neuer geſellſchaftlicher Bildungen thätig. Dieſe Aſſociationen beſchränken ſich

nicht auf das einzelne Land, ſondern greifen vielfältig über die Grenzen hinüber, werden alſo ebenfalls zu einem Bindemittel. Die Gelehrten haben aufgehört, oder hören auf, eine vom Leben zurückgezogene Prieſtercaſte zu ſeyn. Ganz antiquirt iſt die Meinung, es könne Jemand im Beſitze von Zeichen und Wundern ſeyn über Dinge, die Allen Noth thun. Das Königthum wollen Alle, die Republik nicht einer. Die Fremden wünſcht Niemand in das Land herein, ſelbſt die Hambacher haben ſich gegen die Unterſtellung eines ſolchen Wunſches verwahrt. Man will aber die Majeſtät binnen der Schranken, binnen welcher ſie, wie man glaubt, allein Majeſtät bleibt, und über welche hinaus (ſo glaubt man) ſie eine Art erhabener Klopffechterei wird. Gewaltſam iſt einigen Regenten ein veränderter öffentlicher Zuſtand abgedrungen worden, an anderen Orten hat der Beſtehende zu heftigen Reibungen zwiſchen Fürſt und Volk geführt; das Schlimmſte aber, was aus ſolchen Dingen entſprang, war etwa ein Aufruhr, der von einer Revolution auch keine Farbe trug. Das neueſte Ereigniß dieſer Art bewegt ſich bis jetzt ganz auf dem

Boden des Rechts und Geiſtes. Politiſche Sympathien haben unter den Deutſchen begonnen, zwar noch ſchwach aber doch regſam. Sie richten ſich faſt nie auf eine Schilderhebung für die oder die Parthei, ſondern wie Recht iſt, meiſtentheils auf einen einzelnen Act, über den man ſich freut oder entrüſtet. Was endlich den Wehrſtand betrifft, ſo iſt dieſer populairer geworden, am populairſten im größten norddeutſchen Kriegesſtaate. Die Eiferſucht auf dieſen, auf Preußen, und der Haß gegen dasſelbe — einige Zeitlang der freſſende Krebs deutſcher Verhältniſſe, da jener Staat nun einmal durch die Geſchicke beſtimmt iſt, nächſter Schirmvoigt der einen Hälfte unſeres Vaterlandes zu ſeyn — war eingeſchlummert und hatte ſich in Nord- und Mitteldeutſchland zu Achtung und Wohlwollen umgewandelt, wie meine Erfahrung mich ſelbſt auf einer Reiſe lehrte, die ich vor drei Jahren durch jene Gegenden machte. Neueſte Ereigniſſe haben hierin etwas geändert, über ſie urtheile ich nicht, folgend meinem Grundſatze, von Nichts zu reden, als was mir abgeſchloſſen zu ſeyn ſcheint, und nicht wiſſend,

ob ſie und ihre Folgen zu den Zwiſchenfälligkeiten oder zu den Kataſtrophen gehören.

An den materiellen Tendenzen nimmt Deutſchland, ſo weit es vermag, beeiferten Antheil. Von ihnen iſt am ſchwerſten zu ſprechen. Gewiß wird kein tieferes Gemüth für die Eiſenbahnen als ſolche und den Dampf, wenn er weiter nichts iſt, und für die Maſchinen, wenn ſie nur klappern, den Seckel eines Gewerbsmannes zu füllen, ſich erglühet fühlen. Gewiß iſt ferner, daß durch jene Tendenzen in vielen Menſchen eine gewiſſe Verſandung entſtand und eine Trockniß der Seelenkräfte. Gewiß iſt aber auf der anderen Seite auch, daß ſie hervorgehen nicht aus einer Täuſchung, ſondern aus einer Wirklichkeit, daß ſie außer dem Geleite phantaſtiſcher Einbildung im ſtrengſten Gefolge der Wiſſenſchaft einherſchreiten, und daß nicht einzelne Projectenmacher zu ihnen anführen, ſondern daß die größere Hälfte der Geſammtheit in ihnen mehr oder minder lebt und webt. Sonach ſind alle Kennzeichen vorhanden, daß eine der großen und nothwendigen Evolutionen des menſchlichen Geiſtes im Werke ſey. An der Natur wird dieſes Werk unternommen. Dem

Alterthume war ſie ein Göttliches, dem Mittelalter ein Magiſches, und der neueren Zeit ſcheint ſie ein Menſchliches werden zu ſollen. Deshalb gebar ſie dem Alterthume die Schönheit, dem Mittelalter die Furcht Gottes und den chriſtlichen Spiritualismus, und der neueren Zeit wird ſie gewiß auch ein lebensfähiges, gliedmäßiges Kind gebähren. Deſſen Geſchlecht und Gaben zu beſtimmen, mögen Traumdeuter und Aſtrologen ſich abmühen, und dieſe können um ſo dreiſter reden, da die Frucht vermuthlich noch lange im Schooße der Mutter bleibt und die Wahrſager daher bei eigenen Lebzeiten ſchwerlich Lügen geſtraft werden. Ich für meine Perſon weiß davon eben ſo wenig zu ſagen, als ich, wenn ich Guttenberg ſeine hölzernen Tafeln hätte ſchneiden ſehen, im Stande geweſen wäre, vorherzuverkündigen, daß die Preſſe dereinſt den Thron der Bourbonen umſtürzen würde, nachdem er durch ein hiſtoriſches Wunder wieder aufgerichtet worden war. Gut aber iſt es, daß auch Deutſchland ſich in die Strömung, da ſie nun einmal in die Zeit ſich ergießen ſollte, mit ſeinen Kräften warf.

Dieſer iſt der Zuſtand der Dinge. Wie man ihn nennen will, gilt gleich; ich glaube aber nicht, daß man die Züge übertrieben oder in das fälſchlich Schöne verzogen ſchelten kann. Mit Willen habe ich nur die gröbſten Linien entworfen, gleichſam mit Fracturſchrift geſchrieben, um eben nur das Unzweifelhafte auszuſprechen, welches aufhört, ſobald die feineren Nuancen beginnen.

Neben jenen Lichtern dunkeln freilich auch tiefe Schatten. Der trübſte iſt, daß Deutſchland noch immer des rechten, vollen Selbſtvertrauens entbehrt. — Dreißig Millionen Menſchen fürchten! — Das allgemeine Selbſtvertrauen fehlt aber, oder iſt noch nicht ſo ſtark, wie es ſeyn könnte, weil der Einzelne ſich nicht genugſam zu vertrauen weiß. Noch immer, wenn auch ſchwächer als früher regt ſich die alte Wuth, zu dienen, ſich wegzuwerfen und ein abgeleitetes Daſeyn zu leben, ſtatt eines eigenen. Der Deutſche hat aber recht eigentlich die Beſtimmung, ſich in ſeinem innerſten Kerne zu begreifen, verſtehen zu lernen, wozu ihn Gott und die Natur haben wollten und nur in dieſer Geſtalt anzuknüpfen mit einem fremden Willen. Das iſt nach

meiner Meinung der wahre Begriff germaniſcher Freiheit, welche nicht mit wüthenden Rotten durch die Straßen läuft, ſich ſelbſt ausrufend, ſondern der Gewalt eine unſichtbare und ſtumme Schranke entgegenſetzt. Dieſe germaniſche Freiheit iſt nur in England bis jetzt zum Vorſchein gekommen und auch da unvollſtändig, gebrochen, anfangs durch die normänniſche Eroberung, ſpäter durch den erwachten Merkantilismus. Es fehlt aber viel, daß ſie bei uns im Vollen und Ganzen beſtände. Würde ſie einmal mehr durchdringen, ſo würde dann der wahrhaft germaniſche Staat erwachſen ſeyn, der Vollkommenſte der neueren Zeit, weil wenigſtens die Mehrzahl ſeiner Bürger ihm angehören würde nicht durch die niederen Triebe der Natur, ſondern durch das Beſte im Menſchen, durch das, was man ſeine geiſtige Perſon nennen kann.

Daß der Zuſtand, wie er in ſeinen allgemeinſten Merkmalen angegeben worden iſt, aus der Niederlage von 1806 und der Erhebung von 1813 entſprang, wird man nun leicht einſehen. Denn ſeine guten Seiten beziehen ſich ſämmtlich auf das in den Zeiten der Noth wieder erwachte Volksbe-

wußtſeyn; die Verarmung und das materielle Unwohlſeyn während der Unterdrückung hatte die Sehnſucht nach einem reichlicheren Weſen geſchärft, und dieſes wird zunächſt durch die materiellen Tendenzen angeſtrebt, ſo daß daher auch ſie, wenigſtens in der Gewalt, mit welcher ſie herrſchen, als Folgen der Vergangenheit erkannt werden dürfen. Der Schatten aber iſt ebenfalls aus dem Schatten geboren, welcher über dem Freiheitskampfe laſtete. Dieſer war das hiſtoriſche Unglück, das nicht Deutſche allein die Rettungsſchlachten ſchlugen, ſondern das der Kampf eine gemiſchte Natur hatte.

Noch alſo iſt die Spur des Löwen ſichtbar; wenigſtens wie die Sonne, wenn Wolken am Himmel ſind, würde vielleicht Sancho Panſa hinzuſetzen. — Aber wie bald kann ſich das ändern, wie bald können neue Ereigniſſe unſerem ganzen Seyn durchaus neue Zuthaten geben! Wer ſeine eigenen Augen nicht verſchließen will, muß einſehen, daß das Schickſal Frankreich's auf zwei Augen ſteht und daß der junge Herzog von Orleans, wenn Ludwig Philipp nicht mehr iſt, eine unlösbare Aufgabe hat. Man ſagte noch vor Kurzem, daß die Schüſſe auf den

König eben bewieſen, welche Feſtigkeit der Julithron gewonnen habe. Jetzt errichten vierhundert junge tollkühne Menſchen Barrikaden in der Hauptſtadt, das Volk ſieht zu, die Nationalgarden kommen zögernd und in ſchwacher Zahl, die Aufrührer ſterben, ohne zu beichten, und noch in den Zügen der Todten prägt ſich Trotz und Verachtung aus. Was wird man nun ſagen? Welchen neuen Vorwand der Beſchwichtigung wird man nun erſinnen? — Iſt es denn überhaupt nach der Natur der menſchlichen Dinge denkbar, daß das Volk, welches doch dort unläugbar einen König gemacht hat, in zwei Menſchenaltern vergeſſen werde, es habe ſich den König eigentlich nach ſeinem Bilde machen wollen?

Ich werde in meine Schilderungen viel Individuelles verweben, werde mich ſogar nicht ſcheuen, mit Knabenerinnerungen zu beginnen. — „Memoiren alſo!“ — Nicht ſo ganz. Mein Leben erſcheint mir nicht wichtig genug, um es mit allen ſeinen Einzelheiten auf den Markt zu bringen, auch habe ich noch nicht lange genug gelebt, um mir den rechten Ueberblick zutrauen zu dürfen. Ich werde vielmehr nur erzählen, wo die Geſchichte ihren Durch-

zug durch mich hielt. Da aber werde ich auch Kleines und anscheinend Geringfügiges nicht verschmähen, denn die großen Ereigniſſe entſpringen zwar nicht ſelten in einem großen Haupte oder Herzen, ihren Leib aber bekommen ſie immer nur aus den Elementen und deren Infinitesimaltheilchen.

Daß der Rhapſode ſich auf dieſe Weiſe zum Mittelpuncte ſeiner Erzählungen mache, ſcheint mir erlaubt zu ſeyn. Es wäre ſchon nicht übel, wenn der Darſteller einzelner hiſtoriſcher Thatſachen angäbe, durch welche perſönlichen Motive er ſich mit ſeinem Stoffe wahlverwandt gefühlt habe. Dadurch würde die Geſchichtſchreibung offener den Charakter geiſtiger Confeſſionen bekommen, und keine iſt etwas Anderes. Nur müſte dieß freilich mit mehr Wahrheit und Freimuth geſchehen, als es Salluſt gethan hat. Eine objective Darſtellung im ſtrengen Sinne des Worts giebt es gar nicht. Die Sache iſt vielmehr die. Es giebt objective und ſubjective Zeiten d. h. ſolche, in welchen eine große Menge Menſchen in gewiſſen Lebensveranſtaltungen oder Ueberzeugungen übereinſtimmen, und Solche, worin das Gegentheil ſtattfindet, worin nur das Individuum für ſich da iſt.

Goethe hat auf dieſen Unterſchied in den Geſprächen mit Eckermann ſcharfſinnig hingewieſen, und nur darin geirrt, daß er ſich ſelbſt für eine objective Natur hielt, während er doch nur die auf die Spitze getriebene Subjectivität des achtzehnten Jahrhunderts in ſich zur höchſten Blüthe zu bringen wußte, und alle Stoffe, die wie z. B. Egmont, in ihrer Großheit ſeiner Subjectivität nicht zuſagten, umbrechen mußte, um ſie behandeln zu können. Merkwürdig ſind in dieſer Beziehung die Geſtändniſſe über ſeine Beſchäftigungen während der großen Entſcheidungen des Vaterlandes, aus welchen man ihm mit Unrecht einen Vorwurf erhoben hat. — Gegenwärtig leben wir in einem Uebergange von der ſubjectiven zur objectiven Periode; die Zeit, von welcher geredet werden ſoll, gehört noch ganz der erſten Richtung an.

Bei einem allgemeinen Sitten- und Charakterbilde, wie ich es zu geben verſuchen werde, iſt es nun ſogar nothwendig, von der Perſon des Zeichners auszugehen, wenn es die rechte Wahrheit erhalten ſoll. Der Held, der Kriegeszug, die Friedensunterhandlungen iſt durch Abhörung von Zeu-

gen oder Einsicht der Urkunden noch allenfalls herzustellen. Dagegen lernt man die Sitte, Stimmung und Strömung einer Zeit nur dadurch kennen, daß man mit ihr lebt, und auf die Weise lernt man sie kennen, wie man mit ihr zu leben wußte. Sie ist wie die Harmonie von Blättergesäusel, Blumennicken, Lüftezieben, Nachtigallenschlag und Getön fernarbeitender Menschen an einem Frühlingstage; oder von Meereswogen, Möwenschrei und Vorüberfahren einsamgespannter Segel am Strande etwas Unendliches, Zerrinendes, ewig sich Wandelndes, welches nur in den Organen des Beschauers Abschluß und Umrahmung erhält. Hier ist also die subjective Darstellung die beste, weil sie die ehrlichste ist.

Knabenerinnerungen.

Ich bin in einer Familie erwachsen, welcher von väterlicher Seite her zwei große Gestalten der Vergangenheit in höchstem Glanze vorgeführt wurden. Wie andere Kinder mit Märchen gespeiset werden, so wurde mein früheſtes Denken und Fühlen durch das Gedächtniß an ſie ernährt — vielleicht war es eine zu ſtrenge Nahrung für das unreife Alter.

Die erſte jener beiden Gestalten war Guſtav Adolph, König von Schweden. Eine glaubwürdige Familientradition, die mein Vater in ſeinem Hausbuche aufgezeichnet hatte, beſagte, daß Peter Immermann, Sergeant in der Armee des großen Schwedenkönigs, der Erſte des Namens in Deutſchland geweſen ſey. Er hatte bei Lützen mitgefochten „für

teutſche Gewiſſensfreiheit" wie im Hausbuche ſteht, was da vor mir liegt, war in Deutſchland geblieben, hatte eine durch den dreißigjährigen Krieg wüſtgewordene Bauerſtelle im Dorfe Etgersleben unweit Magdeburg in Beſitz genommen, eine Bäuerin, Namens Ilſe geheirathet, und war ſo der Stammvater der Familie geworden, welche ſich dann durch Landleute, Handwerker, Schullehrer und Prediger verbreitete, bis ſie in meinem Vater zu einem nach dem Maaßſtabe früherer beſcheidenerer Zeiten hoch geſchätzten Anſehen gelangte. Er war Königlicher Rath und ſtand bei der magdeburgiſchen Krieges- und Domainenkammer.

Es iſt nicht wahr, daß nur der Adel ſich etwas auf ſeine Ahnen einbilde. Bürgerfamilien ſind eben ſo ſtolz, wenn ſie unter ihren Vorfahren Jemand wiſſen, der den Stammbaum verherrlicht, ſey es auch nur dadurch, daß ſein Name mit irgend einer großen oder gerühmten Begebenheit in Zuſammenhang ſteht. Eine ſehr natürliche und lobenswerthe Neigung im Menſchen; der Keim des Staats und alles politiſchen Lebens. Jener alte Schwede, von dem ſonſt nichts weiter bekannt war, erhielt ſich in

der Familienerinnerung als eine respectable Figur, mein Vater erzählte mit Behagen, daß er einstmals jüngere Vettern mit nach Etgersleben hinausgenommen, ihnen das Stammgut der Familie gezeigt und sie veranlaßt habe, den Hut vor dieser Soolstätte abzunehmen. Ueber die problematische Natur des Erwerbstitels wurde hinweggesehen, keine Kritik nagte an der Rechtfertigkeit des Besitzes. Das Gütchen war übrigens längst in andere Hände übergegangen, und ich habe es nie zu Gesicht bekommen.

Indessen bedurfte denn doch der schwedische Sergeant eines Heros, von dessen Strahlen er erst sein rechtes Licht zu empfangen hatte. Und dieser konnte kein Anderer seyn als Gustav Adolph. Mein Vater nannte ihn nie anders als den Erretter Deutschlands, viel wurde von ihm erzählt, der dreißigjährige Krieg ging für uns eigentlich nur bis zur Schlacht von Lützen; über allen Zweifel erhaben war es, daß den König eine meuchelmörderische Kugel getroffen hatte, was denn unseren Haß gegen die Liguisten, der ohnehin schon nicht gering war, nur schärfen konnte. Wie die Leiche des

Helden nach Weißenfels geſchafft worden, wie die Königin ſie dort mit Thränen benetzt habe, das und mehr dergleichen ſtand ſo vor mir, als wäre ich dabei geweſen. Die Oxenſtierna's hörte ich erſt weit ſpäter nennen und ſie konnten mir nach einem ſolchen Vorgänger wenig Intereſſe abgewinnen.

Die andächtige Verehrung des großen Schwedenkönigs fand in meiner Vaterſtadt außerdem einen fruchtbaren Boden, in dem ſie nachhaltig treiben konnte. Eine Stadt verſchmerzt ihre Zerſtörung in anderthalb hundert Jahren nicht. Tilly und der Teufel galten in Magdeburg ungefähr gleich viel; Katholiſche und Kaiſerliche kamen dicht hinterher. Rathmann's Geſchichte von Magdeburg iſt das erſte Buch geweſen, welches ich geleſen habe. Kam ich nun da an die Stelle, wo es heißt, daß die Belagerer am 9ten Mai 1631 zum Schein ihre Stücke aus den Schanzen, ihre Truppen von Cracau und Rothenſee abziehen, daß die Belagerten ſicher werden, glauben, die Schweden rückten zum Entſatz herbei, und die vom Wachen und Poſtenſtehen ermüdeten Glieder dem Schlummer hingeben, ſo ergriff mich die heftigſte Beklemmung,

ich hätte ihnen aus Leibeskräften zurufen mögen: Wacht auf! den Böſewichtern iſt nicht zu trauen! Es half aber nichts. Wenige Seiten weiter waren die Kroaten, die Wallonen und Lombarden zur Hohenpforte und zum Schrotdorfer Thore eingedrungen, mordeten und brannten. Dietrich von Falkenberg, der ſchwediſche Commandant, eilt fruchtlos dahin und dorthin, bis ihn eine Falconetkugel niederſtreckt. Nun beginnt der Gräuel der Verwüſtung, durch den ſich die jugendliche Einbildungskraft hindurchwürgen mußte! — Tilly bekam es freilich darauf bei Leipzig, und im Dome ſah ich noch ſeine angeblichen Stiefel hangen, mit Ketten umwunden, aber was konnte das helfen, da Magdeburg bis auf den Dom, einige Kirchen und eine Reihe dürftiger Häuſerchen am Fiſcherufer in der Aſche lag! wie ich jederzeit für mich, wenn ich dieſe grauſe Lectüre beendigt hatte ergriffen und pathetiſch ſagte.

Blickte ſich nun der Knabe in der Stadt um, ſo ſah er den gewaltigen Dom mit ſeinen beiden majeſtätiſch emporſtrebenden Thürmen und im Uebrigen lauter Häuſer, die wie geſchnörkelte Commo-

den dagegen aussahen. Es war aber zu uns noch nichts gedrungen von gothischer, vorgothischer und späterer Baukunst aus den Zeiten des verderbten Geschmacks, wovon jetzt jedes Kind zu reden weiß. Wir dachten uns also bei jenem Contraste auch weiter nichts, als daß die Commodenhäuser nach dem Sturme aufgebaut seyen, und daß der Dom in seiner Pracht und Festigkeit selbst den verruchten Stürmen widerstanden habe. An dem fiel uns besonders auf, daß der Knopf des einen Thurmes fehlte, während der Andere doch noch ganz stattlich mit seiner steinernen Blume da droben unter den scharfen, hohen Himmelslüften blühte. Wir mußten nun auch über den fehlenden Knopf, der uns so in Verwirrung setzte, wie Kanten einst der Defect am Rocke des gegenübersitzenden Studenten, vernehmen, ebenfalls er sey von dem Kaiserlichen in der Belageruug herabgeschossen worden.

Darauf bezog sich denn unser ganzes Interesse an magdeburgischen Geschichten. Denn ich wußte zwar wohl, daß Kaiser Otto der Große die Stadt gegründet habe, ich fand zwar einst in einem alten staubigen Wandschranke hinter dem Sopha in meines

Vaters Stube, als dieſes Meuble einer Reparatur wegen abgerückt wurde, zwiſchen Müll und Moder eine Reihe weggeſtellter Folianten und Quartanten in Schweinsleder, unter den Quartanten Einen, der ganz gelbbraun ausſah und der „löblichen uralten Stadt Magdeburgk Privilegia“ enthielt, und in dieſem gelbbraunen Quartanten den Deutſch überſetzten Gründungs- und Freiheitsbrief Otto's vom ſiebenten Tage des Brachmondes Jahres 940, worin der Kaiſer „den werthen Sachſen, die ihm fürgeleget, wie ſie ſich in Gottes Frieden zuſammenhalten und eine Stadt beveſten wollen“, erlaubt „zu bauen und zu beveſten, und einen Markt zu hegen nach alter Weiſe, als Marktrecht von Alters geſtanden hat, auch ewigen Frieden zu haben in der Stadt welche ſie Magdeburgk genannt haben;“ ich ſah des Kaiſers ſteinerne Bildſäule zu Pferde, Krone auf dem Haupte, Zepter in der Hand, Mantel um die Schultern unter ihrem Schirmdächlein auf dem Alten Markte ſtehen, hörte, daß von der Bildſäule aus alle Landſtraßen gemeſſen würden, die in der Stadt zuſammenſtießen und wußte, daß die Fiſchhändlerinnen, die dort mit ihren großen

Bütten und Mulden in reichlicher Zahl ausſtanden, dem Kaiſer als ihrem Patrone noch alljährlich am Sonnabend vor Pfingſten grüne Maien als Zoll der Verehrung an das Poſtament ſteckten und ihm ein Frühſtück ſervirten, auch ſah ich ihn mit ſeiner Editha in weißem Marmor hinter erzgetriebenem Geländer im Chore des Domes liegen, wenn wir uns, während der Gottesdienſt zu Ende ging und die Gemeine die Kirche verlaſſen wollte, dort einſchlichen. Aber Privilegienbrief, Bildſäule und Grabmal blieben doch nur Papier, Erz und Stein, der weggeſchoſſene Thurmknopf, die Commodenhäuſer und Rathmann's Bericht von den Gräueln der Zerſtörung gehörten allein zu der Geſchichte, die ſich um den ſchwediſchen Stammvater und ſeinen König drehte.

Die zweite große Geſtalt, von der ich reden hörte, war Friederich der Zweite. Mein Vater hatte im Jahre 1750 das Licht der Welt erblickt, ſich erſt als Fünf und Vierziger verheirathet und ſo kam es, daß ich von Jemand abſtammen konnte, der mir aus eigenem Gedächtniſſe erzählte, daß die franzöſiſchen Huſaren vor der Schlacht bei Roßbach in das Magdeburgiſche geſtreift und bei dem

Anblicke der großen Salinenwerke um Salze gerufen hätten: C'est dommage! nämlich, daß ſo ſchöne Anlagen nun auch bald zerſtört und dem Boden gleich gemacht werden müßten. Wenn der Vater das erzählte, ſo ſpielte ein ſatiriſches Lächeln um ſeine fein und ſcharfgeſchittenen Lippen. Da er aber von Natur höchſt ernſthaft war, ſo unterblieb jeder weitere Spott und er fügte nur hinzu, jenes gutmüthige Bedauern der franzöſiſchen Huſaren habe ſich etwa Ende Octobers zugetragen, die Schlacht bei Roßbach ſey aber am fünften November vorgefallen und durch Seydlitz in einer halben Stunde entſchieden geweſen. Roßbach und die Franzoſen und Seydlitz gehörten hiernach in der Vorſtellung der Kinder untrennbar zuſammen. Bei der Gelegenheit war auch von der Reichsarmee die Rede, auf welche jedoch nur die bekannte ſpöttiſche Bezeichnung verwendet wurde. Jedoch nicht von meinem Vater, der zwar wohl in Familienbeziehungen ungeachtet ſeines martialiſchen Ernſtes heiter zu ſcherzen wußte, nie aber ſich Späße über allgemeine und wichtige Dinge geſtattete, ſondern dieſe immer in einfachſter Strenge abhandelte. Nur von Ange-

hörigen, Mitzuhörern der Krieges- und Siegeserzählung, vernahmen wir das nun längſt verſchollene Witzwort.

Seine kräftigſten, männlichen Jahre hatte mein Vater im Dienſte des preußiſchen Königshelden verlebt, nämlich als Auditeur bei dem General Saldern. Viele der großen jährlichen Manoeuvres und Revuen unweit Körbelitz hatte er mitgemacht auf ſeinem „Braunen", wie er ein beſonders geliebtes Pferd nannte, dem auch, nachdem es untauglich geworden, von ihm aus Dankbarkeit auf die Tage des Lebens der Gnadenhafer und das Penſionsheu bei einem Verwandten auf dem Lande geſtiftet worden war. Mein Vater hatte es nicht über das Herz bringen können, das treue Roß, welches die muthigen Tage des Reiters in ſo manchem fröhlichen Ritte geſehen, todtſtechen, oder bei einem Kärrner zu Tode ſchinden zu laſſen. Dieſer Braune gehörte ebenfalls zu den mythiſchen Figuren meiner Kindheit. Es war fabelhaft, wie lange er noch bei dem Landwirthe gelebt haben ſollte. Steif, blind und zahnlos war er geworden, weßhalb die Sage ging, er habe zuletzt mit Mehl-

ſuppe gefüttert werden müſſen, weil das arme, greiſe Maul Rauh- und Hartfutter nicht mehr bewältigen können. Mein Vater gehörte aber zu den wenigen Menſchen, die von dem, was ſie einmal ausgeſprochen haben, nicht wieder abgehen, und da der Vetter und Landwirth ein äußerſt gutmüthiger und ſanfter Mann war (weßhalb ihn auch der Vater wahrſcheinlich zum Siechenpfleger des alten Braunen ernannt hatte;) ſo verdient die Nachricht Glauben, daß das Pferd endlich wirklich eines natürlichen Todes verblichen ſey. Freilich ſchlich neben dieſer Nachricht im Hauſe die heimliche Sage um, man habe den Väter dennoch getäuſcht, dem Vetter ſey zuletzt der Faden der Geduld geriſſen, das ganz ſtumpf gewordene Thier aber durch einen Genickſtich abgethan worden.

Erinnerte ſich der Vater an die Revuen bei Körbelitz, ſo pflegte er zu ſagen: Wenn Friedrich die Fronte herauf geritten gekommen, ſo ſey es in lautloſer Stille einem Jeden geweſen, als komme der liebe Gott. Ich konnte daher als Knabe zwiſchen dem großen Könige und dem lieben Gotte auch eigentlich keinen Unterſchied machen. Dabei

war mein Vater nicht blind für die Fehler des gefeierten Herrſchers und Herrn. Mit großer Erregung ſprach er davon, wie Saldern, ſein verehrter Chef, durch die Ungnade des Königs die verbittertſten letzten Lebenstage gehabt habe. Es war dies einer der Fälle geweſen, in welchen Friedrich ſeiner übeln Laune auf Jemand durch herbes Spötteln, oder kaltes Ueberſehen Luft zu machen geliebt hat. Glänzend hob ſich dagegen hervor, was mein Vater ſelbſt von der Achtung des Königs für eine unerſchrockene Meinung erfahren hatte. Ein armer Soldat war, von einem unmenſchlichen Vorgeſetzten über alles Ertragen hinaus gereizt, unter dem Gewehr gegen dieſen thätlich ausgefallen; der Tod ſchien ihm ſonach gewiß zu ſeyn. Mein Vater aber wußte es, mittelſt einer Beweisführung, die freilich künſtlich genug geweſen ſeyn mag, dahin zu bringen, daß der Miſſethäter in dem Momente des Verbrechens allenfalls für wahnſinnig hatte gelten können, wußte in dem Kriegsgerichte mit ſeiner Beredſamkeit zu ſiegen. Das Kriegsgericht ſprach den Delinquenten frei. Als mein Vater Saldern das Urtheil überbrachte, ſah dieſer ihn mit großen

Augen an, fragte ihn, ob er den Kopf verloren habe, ein ſolches Erkenntniß könne er nicht auf ſich nehmen, über die Sache müſſe er an den König ſchreiben. Der Geſcholtene zeigte durch ſeine ſtumme militairiſche Haltung, daß er das erleiden wolle, worauf Saldern ihn heftig anließ und ihm augenblickliche Caſſation, Veſtung und was ſonſt noch, verkündigte. Mein Vater verſetzte, daß er in Eid und Pflicht ſtehe und ſeine Schuldigkeit gethan zu haben glaube. Saldern ſchickte das Urtheil wirklich an Friedrich ein, mit mancher Beſchönigung für den Referenten, den er wie einen in den Militairrechten noch unerfahrenen Menſchen dargeſtellt hatte, ſelbſt aber wenig von dieſer Verwendung hoffend. Die Sache war in der That keine Kleinigkeit, denn über Disciplin verſtand Friedrich bekanntlich wenig Scherz. Aber Alles nahm eine günſtige, ſelbſt eine epigrammatiſch-witzige Wendung. Der König, das Ganze durchſehend, und der guten Abſicht das Mittel vergebend, beſtätigte wider Erwarten das Urtheil und hatte dem Remiſſoriat eine ſeiner wunderbaren Randverfügungen beigeſetzt, ungefähr der Faſſung: „Vor dieſesmal möge es paſſiren, Saldern

ſolle aber darauf Acht haben, daß nicht mehr Kerls unter dem Gewehr ſolcherweiſe überſchnappten.“ — Der Offizier und Mißhändler wurde in eine Art von Strafbataillon verſetzt und die Angelegenheit brachte meinem Vater Ehre und Beglückwünſchung, am meiſten von Saldern ſelbſt, der ihn lieb hatte. — Dieſer That war er ſich mit Freuden bewußt und durfte es auch ſeyn, denn die Menſchlichkeit mußte in jenen eiſernen Zeiten Schleichwege gehen, wenn ſie zum Ziel gelangen wollte. Ein Nebenzug in dem Ereigniſſe war Folgender. Man hatte meinem Vater, als er ſeine Abſicht, den Menſchen zu retten, ausgeſprochen, vorgeſtellt, der König werde ihn ja ohne Zweifel begnadigen. Darauf erwiederte mein Vater: die Gnade ſey ungewiß, das Recht aber gewiß. Der Menſch brauche keine Gnade, ſondern ſolle Recht bekommen. — Er ließ ſich nicht träumen, daß ſeine Titular-Theorie von der Monomanie beinahe fünfzig Jahre ſpäter unter den Richtern und Aerzten wirklich ſpucken gehen werde.

Ich habe den König Friedrich den Zweiten genannt. Ich muß aber hinzufügen, daß ich ihn nie ſo in meines Vaters Hauſe nennen hörte. Die

Anderen ſprachen vom alten Fritze, meinem Vater aber hieß er der König ſchlechtweg. „Als der König zur Bayeriſchen Campagne abreiſ'te — als der König zum erſtenmale das Podagra hatte — als der König dann und dann in Magdeburg war" — in ſolcher Art wurde geredet. Viel las mein Vater in Friedrichs Schriften, von welchen er die Ausgabe von 1788 bei Voß und Decker beſaß, über deren ſchlechte Redaction damals noch keine Klage geführt wurde. Wenn ich ihm nun einen Band derſelben bringen ſollte, ſo ſagte er nur: Hole mir den und den Band von des Königs Schriften. — Ich ſchlage ſo eben den erſten Theil auf und darin finde ich unter neuerem Datum vermerkt, daß einige Bände „von des Königs Schriften" an einen Verwandten ausgeliehen worden ſeyen. Wir lebten unter Friedrich Wilhelm dem Dritten, dem Vater aber war bei tiefſter Anhänglichkeit an den regierenden Herrn Friedrich der Zweite der König ohne weiteren Beiſatz geblieben. Sprach er von der Gegenwart, ſo ſagte er: Unſer jetziger König.

Unermeßlich war die Wirkung ſolcher Eindrücke auf das erſte Erkennen. Durch den Vater, der

ſelbſt wie ein Weſen höherer Art und Ordnung vor den Kindern daſtand, wurde der Gedanke an Perſönlichkeiten vermittelt, zu welchen Alles, was man ſonſt ſah und hörte, nicht mehr zupaßte. Denn auch die Ungerechtigkeiten und Tücken des großen Königs, von welchen, wie ich beiſpielsweiſe angab, zuweilen die Rede war, minderten an dem Bilde ſeiner Gewaltigkeit nichts; weil mein Vater jedesmal hinzuſetzte: Wenn Er ſich dergleichen vorgenommen hatte, ſo konnte kein Menſch auf Erden dawider an. — Und ſo wurde ein Heroencultus geſtiftet, der auch eine Art von Religion iſt, nur muß er nicht aus dem Begriff entſpringen, wenn er dieſen Namen verdienen ſoll, ſondern aus den früheſten und dunkelſten Gefühlen. Der Athem der Fridericianiſchen Aufklärung umwehte uns von allen Seiten und des Offenbarungsglaubens kam uns gar wenig zu, aber es fragt ſich, ob, wie die Sachen wenigſtens jetzt zu ſtehen gekommen ſind, das religiöſe Gefühl in Kindern nicht am gründlichſten durch eine ſolche Hingebung an große Menſchen vorzubereiten wäre?

Fahle, unheimliche Schatten ſtrichen je zuweilen durch die uns aufgethane Lichtwelt, deren Schimmer nur noch heller hervorſtellend. Wir hörten vom „Hochſeligen“ oder ſogenannten „dicken Könige“ reden, vernahmen, daß man ihm habe Geiſter erſcheinen laſſen, daß ſeine letzten Tage nur durch künſtlich bereitete Lebensluft zu friſten geweſen ſeyen; der Name Biſchoffswerder wurde genannt und von Goldmacherei geſprochen. In der Nähe von Emden wurde nie verabſäumt, uns ein einſam und wüſtliegendes Häuslein zu zeigen, in welchem die betrügliche, aber damals zu Anſehen gekommene Kunſt getrieben ſeyn ſollte. Das hatte nun Alles keinen rechten Zuſammenhang, welcher ſich auch bei der eigenthümlichen Natur jener Geſchichten vor Kindern nicht wohl herſtellen ließ, aber es erweckte doch den Gedanken, daß mit dem Tode „des Königs“ die Welt eine äußerſt ſchiefe Richtung erhalten haben müſſe. Als Söhne der Aufklärung verachteten wir alle Geiſterſeherei und Goldmacherei von Grund des Herzens und konnten in unſerer Geringſchätzung nicht begreifen, wie man dergleichen habe glauben und dulden können. Ich grübelte

und grübelte über die dunkeln Geſchichten, die wie Geſpenſter mir in der Seele lagen.

Im Jahre 1805 im Sommer bemerkte man plötzlich eine große Regſamkeit in der Stadt. Mehrere der alten Commodenhäuſer am neuen Markte wurden abgeputzt, das Pflaſter, was von da zum Fürſtenwalle hinab führte, wurde ausgebeſſert, das Gouvernementsgebäude, deſſen oberer Stock durch eine hölzerne Ueberbrücke mit dem Fürſtenwalle zuſammenhing, in Stand geſetzt, der Fürſtenwall, von wo man die Ausſicht auf einen bedeutenden Abſchnitt der Elbe und ihrer Ufer hatte, mannigfaltig durch die ſtrengen Linien der gegenüber liegenden Citadelle und die Baumanlagen des rothen Horns, empfing an ſchicklichen Stellen einen Ueberzug von grünem Raſen, in den blühende Stauden und insbeſondere blaue und rothe Hortenſien in unendlicher Anzahl eingeſenkt wurden, endlich errichteten Werkleute und Tapezierer auf einem Vorſprunge des Walls ein ruſſiſches Zelt mit buntem Dache. Der Sinn dieſer Anſtalten wurde bald klar, es hieß, der König und die Königin würden Magdeburg beſuchen. Damals erinnere ich mich zum

erſtenmal von jener Fürſtin reden gehört zu haben. Ich war von frühſter Kindheit an ſehr neugierig und horchte überall zu, wo ich Erwachſene redend zuſammenſtehen ſah, wie ich denn überhaupt eher ein Verhältniß zu älteren Leuten gehabt habe, als zu meines Gleichen. Die Wirkung der annahenden Königin auf die Männerwelt war nun wirklich ſo, daß man Jeden für einen Champion der ſchönen Majeſtät hätte halten dürfen. In der bürgerlichen Späre wurde damals weit weniger gereiſet als jetzt, Viele hatten daher die Monarchin noch nicht geſehen und Alle waren voll Erwartung des Wunders, oder Entzückens über die Wiederkehr hoher Freude voll. Man ſprach nur von der Königin, ſie wurde, wo auf ſie die Rede kam „die admirable Frau“ genannt. —

Nicht lange währte es, ſo legte eines Morgens mein Vater mit ernſtem Antlitz ſeine geſtickte Uniform an, in der ich ihn noch nie geſehen hatte und in welcher er mir, Degen an der Seite, dreieckichten Hut auf dem Haupte, wunderbar und fremd vorkam. Ich drückte mich, nachdem ich den Glanz dieſes Anblicks oben auf des Vaters Zimmer ein-

geſogen, unten in eine Ecke des Hausflurs, um den Genuß noch einmal zu haben. Er ſchritt an mir vorüber, ohne mich wahrzunehmen, nachdenklich vor ſich hinſehend, und ich war ganz erſchüttert und betäubt, denn ich hatte keine Ahnung davon gehabt, daß ein ſolcher Prachtrock in der Welt, geſchweige daß er im Hauſe ſey.

Gleich nachher donnerten die Kanonen, läuteten die Glocken, ſprengten die rothen Kammerhuſaren — eine Art von Verwaltungsmiliz, die ein in dieſem Friedensdienſte unmäßig corpulent gewordener Rittmeiſter commandirte — durch die Straße, lärmte und ſchrie das Volk, und lief im wildeſten Rennen nach dem Brückthore. Es war uns Kindern ſtreng verboten worden, uns in das Getümmel zu wagen, aber wie wäre da Haltens geweſen! — Das Haus war von ſeinen Bewohnern geleert und nur der Hut einer alten Wärterin anvertraut. Der vorbeizukommen hielt nicht ſchwer. Raſch hatte ich die Thüre hinter mir und war mit den letzten Nachzüglern auch im vollen Rennen nach dem Brückthore. Aber in der Nähe deſſelben kamen uns glänzende Equipagen entgegen gefahren, nach-

fluthete der Volksſtrom dem Fürſtenwalle zu, von dieſen Wogen wurde auch ich gefaßt, nun ſchwamm ich mit der Fluth und wurde von ihr Ruckweiſe auf die Stirn des Walls befördert.

Dort ſtand Kopf an Kopf und es ſchien faſt unmöglich bis zum Gouvernementsgebäude vorzudringen, in welchem die Majeſtäten abgeſtiegen waren. Aber was wäre einem von Neugier brennenden Knaben in ſolchem Falle unausführbar? Gehend und kriechend, ſchiebend und geſchoben, ſtoßend und geſtoßen ſchrotete ich mich die ſchwarze Menſchenmaſſe hindurch und gelangte endlich glücklich wenn auch etwas gequetſcht an einen Ort, wo ich nun unter den Vorderſten gerade der großen Salonthüre gegenüber ſtand, in welcher die Herrſcher erſcheinen mußten, wenn ſie ſich, wie Jedermann erwartete, dem Volke zeigen wollten.

Da ſtand ich denn alſo an der glücklichſten Stelle. Aber bald überfiel mich ein entſetzliches Bangen. Im Kampf und Ringen ſtürmt der Menſch ſich bewußtlos auf die ſchmale Zinne eines Thurms hinauf, aber wenn er die Zinne erobert hat und nun da droben ſteht kann ihm ſchwindlich werden.

Mir fiel plötzlich centnerſchwer auf's Herz, daß ich denn doch wider das ganz ausdrückliche Verbot meines Vaters da vorhanden ſey, welches mir ſo viel gelten mußte, als ein Befehl Friedrich's ſeinen Officieren gegolten hatte. Meinem Geiſte trat eine furchtbare Phantaſie nahe; ich dachte, der Vater könne da ſtatt des Königs oder der Königin in der Salonthüre ſich zeigen, ſein Auge den Ungehorſamen entdecken. Zurückzuweichen war völlig unmöglich, die Menge hinter mir bildete eine undurchdringbare Mauer. Ich mußte alſo ſtehen bleiben, den Fügungen des Geſchicks verfallen, und mich noch vor den beiden rothen Kammerhuſaren in Acht nehmen, welche die Brücke nach dem Salon gegen den Andrang zu ſchützen hatten. Dieſe machten nicht viel Umſtände mit dem Volke, und es ging hier zu wie aller Orten bei ſolchen Gelegenheiten. Nicht die Drängenden erlitten unſanfte Behandlung, ſondern die Gedrängten, die unſchuldigen Vorderſten.

Aber bald löſete ein reizendes Schauſpiel alle Angſt auf und jedes herbe Weſen. Die Königin trat in die Salonthüre. Ich erinnere mich ihres Anzuges noch ganz deutlich; ſie trug einen ſtahl-

grün seidenen Ueberrock, und war übrigens ohne Schmuck, einfach gekleidet. Das Volk begrüßte sie jubelnd, Mützen und Hüte schwenkend. Sie verneigte sich mit holdseliger Freundlichkeit nach allen Seiten und nun wurde ich Zeuge eines Auftritts, der wohl verdient erzählt zu werden. Auf silbernem Plateau wurde ihr eine Tasse dargeboten, sie nahm sie und frühstückte. Ein Herr mit mehreren Sternen auf der Brust näherte sich ihr aus der Tiefe des Salons und schien des Augenblicks zu warten, wo er ihr nach beendetem Frühstück die Tasse abnehmen dürfte. Plötzlich aber sah die Königin empor, dann mit unglaublicher Freundlichkeit nach dem Volke. Ihr Blick fiel auf ein Kind, mit welchem die Wärterin sich auch unter den Vordersten befand. Die Schönheit des Kindes mochte ihr gefallen, und das lange goldgelbe Lockenhaar des Kleinen. Sie winkte erst mit dem Finger, da aber Niemand die liebenswürdige Natürlichkeit dieser Gebärde begriff, so sagte sie Jemand, der hinter ihr stand, etwas, worauf der Dienstthuende über die Brücke gegangen kam und der Wärterin befahl, ihm mit dem Kinde zur Königin zu folgen. Die arme Person wurde

blutroth, gehorchte zitternden Schrittes, und ſah ſich dabei unterweilen nach der Menge um, als wollte ſie ſagen: Ich maaße mir dieſe Ehre nicht an. Inzwiſchen wollte der Herr mit den Sternen der Königin die Taſſe abnehmen; ſie lehnte es aber ab, neigte ſich dem Kinde, welches unbefangen umher lächelte, entgegen, faßte ſeine Händchen, ſtreichelte ihm die Wangen und gab ihm dann aus ihrer Taſſe in dem Theelöffel zu koſten. Sie fragte die Wärterin nach dem Alter des Kindes, nach ſeinen Eltern und was dergleichen mehr war. Alles dieſes geſchah in der Entfernung weniger Schritte von dem Platze, wo ich ſtand, ſo daß ich dieſe Einzelheiten genau merken konnte. Man begreift, welchen Eindruck der Vorgang im Volke machen mußte, bei dem eine Königin ſich ſo lieblich mütterlich gegen ein fremdes Kind bezeigte. Es wurde nicht gerufen oder ſonſt eine laute Freude an den Tag gelegt, aber rings um mich her hörte ich murmeln, daß das doch noch eine Königin ſey, wie ſie ſeyn müſſe.

Dieſer Tag hatte für mich eine Belehrung unerwarteter Art in ſeinem Schooße. Ich wußte

vom alten Fritze, konnte alle Schlachten des sieben-jährigen Krieges nach der Schnur her erzählen, es war mir bekannt, daß die Kaiserlichen Magdeburg zerstört hatten, und die Königin von Preußen hatte ich so eben gesehen. Aber wie das Alles mit der Gegenwart zusammenhing, darüber fehlte mir jede Vorstellung und in Betreff der actuellen Regierung ging es mir, wie Götzen's Carl, als er nach dem Herrn von Berlichingen befragt wird. Aus Rathmann's Geschichte waren mir die alten magdeburgischen Erzbischöfe als besonders kenntliche Figuren entgegengetreten und ich glaubte daher an deren Fortbestand so treuherzig, wie Campe's Kinder daran glauben, daß ihr Freund Robinson noch am Leben sey. Der Tag aber, von dem ich rede, sollte mich enttäuschen.

Glücklich und unbemerkt war ich nach Hause zurückgelangt, und saß meinem Vater bei Tische gegenüber. Er hatte sofort nach der Rückkehr von der Cour die Galla abgelegt, war jedoch schweigsam und ernst und überhaupt herrschte eine gewisse feierliche Schwüle im Familienkreise. Mir wurde dabei im Bewußtseyn des verbotenen Genusses, den ich

gehabt, nicht ganz wohl, ich hielt es unter dieſen Umſtänden für doppelt gerathen, der Unterhaltung mich nach Kräften anzunehmen, damit ſie nicht etwa in verfängliche Nachforſchungen abſpränge, und ſo fuhr ich plötzlich, als eine lange Stille im Geſpräch entſtanden war, mit der Frage heraus: Wer jetzt Erzbiſchof von Magdeburg ſey?

Hierauf ſah mich mein Vater mit einem Blicke an, den ich nie habe vergeſſen können. Er hatte hellblaue Augen, die eines blitzenden Ausdrucks fähig waren. Dieſe blitzenden blauen Augen auf mich werfend und auf mir ruhen laſſend, ſagte er ganz ruhig und gehalten, aber ſo, daß mir der Ton durch Mark und Bein ging: Das Erzſtift iſt lange aufgehoben und zum Herzogthum Magdeburg gemacht. Der König von Preußen iſt Herzog von Magdeburg. —

„Und du haſt heute gegen meinen Befehl die Königin geſehen,“ dachte ich, würde nachfolgen, glühend in meiner Sündenſchuld. Indeſſen verblieb es bei jener Auseinanderſetzung, die mir eine ganz neue Welt eröffnete, mich aber faſt ſo traurig machte, wie Robinſon's junge Freunde wurden, als

ſie vernahmen, ihr inſulariſcher Einſiedler ſey längſt im Himmel. Ich hatte mich immer darauf gefreut, einmal einem lebendigen Erzbiſchofe in dem Ornate, den ich an ihren Stein- und Metallbildern im Dome ſah, zu begegnen und mich lange im Stillen verwundert, warum ſich ſtatt deſſen nur Dompredi-ger zeigten. Jetzt wußte ich freilich, woran ich war; der Herzog von Magdeburg wollte mir aber wenig behagen. — In einer ſo fabelhaften Welt leben Kinder, wenn ihnen die Geſchichte und die Wirklichkeit auch noch ſo handgreiflich aufgerückt wird.

Die erſte große Weltbegebenheit, welche meinem Sinne einging, war der Krieg der Oeſterreicher im Jahre 1805. Die Dinge, welche ich davon vernahm, ſind charakteriſtiſch, um die damalige jetzt unglaublich ausſehende Stimmung in Norddeutſchland zu bezeichnen. Ich hörte nämlich eines Tages unter mehreren Bekannten des Hauſes von dem nahen Ausbruche jenes Krieges reden, und es war nicht anders, als wenn es ein Unglück wäre, ſollten die Oeſterreicher ſiegen. An welche Schlußfolgerung dieſe Sorge geknüpft wurde, iſt mir entfallen. Sie

erſchien um ſo verwunderlicher, als daneben her der Abſcheu gegen den franzöſiſchen Vergewaltiger ging. Ein alter Doctor, der Hausarzt, hatte ſich beſonders unter jenen Redenden hervorgethan, jedoch die Zweifelmüthigen mit der Ausſicht auf die gewiſſe Niederlage der Oeſterreicher beruhigend. Dieſer war es auch der meinem Vater in ſeine Gartenſtube die erſte Nachricht von dem gräulichen Unglücke bei Ulm brachte. Was habe ich geſagt, Vetter! rief er ſchon von draußen zwiſchen den Blumenbeeten meinen Vater an; die Halters haben tüchtige Schmiere gekriegt. — Ich ſaß mit meiner Rechentafel beſchäftigt in einen ſchwierigen Bruch vertieft und dachte, als ich nun Macks Capitulation mit anzuhören bekam, im Stillen: da habt Ihr es für den Sturm von Magdeburg. — Wie erdichtet klingt es, es iſt aber wahr, daß die demnächſt erfolgte Auflöſung des Reichs und die Niederlegung der Kaiſerkrone bei uns nur Freude erregte. Es wurde darüber gewitzelt, geſpöttelt und ein munteres lebhaftes Frauenzimmer, deren Zunge bei keiner Gelegenheit zu feiern pflegte, habe ich ausrufen

hören: Nun hat ſich das Franzel ſelbſt auf Penſion geſetzt! —

Ein großer illuminirter Kupferſtich hing in einem Bilderladen aus, da ſahen wir einen unterſetzten Mann im bienenbeſäten Mantel von einem alten Manne in Purpur etwas empfangen, was wir nicht recht unterſcheiden konnten und rings umher Damen und Herrn, prächtig gelb, roth, blau, grün angeſtrichen, und man ſagte uns, daß ſey die Kaiſerkrönung Bonaparte's. Mit dieſem verknüpften wir den Begriff, daß er eine Art von Tollem ſey, der ſich zu ſeinem Vergnügen überall in der Welt herum haue und herumſchieße, daß er uns etwas thun könne, fiel Niemandem ein. Wenn von ſeinen Siegen 1805 die Rede war und nebenher noch Manches andere zur Sprache kam, was er gethan, ſo hieß es immer: laß ihn ſich nur erſt einmal gegen die Preußen verſuchen. Für uns Kinder hatte er durchaus etwas Lächerliches und das kam daher, weil ſeine einzige Verehrerin im Kreiſe der Bekanntſchaft uns den Lachreiz durch ihre Perſon gab. Dieſe Bonapartiſtin war nämlich eine alte unvermält gebliebene Jugendfreundin der Großmutter, die uns um ſo

mehr auffiel, als wir ſie nur in Geſellſchaft der Großmutter ſahen, und da allerdings ein ſtarker Contraſt hervortrat. Die Großmutter, zu ihrer Zeit ein geprieſene Schönheit, war eine große, wohlerhaltene Frau in den Fünfzigen; die Freundin dagegen eine kleine, verwachſene Geſtalt mit einem Geſichte, grau, faltenreich, alräumchenhaft. Die Großmutter ſprach laut, daß man es im dritten Zimmer hören konnte, die Freundin hatte den aſthmatiſchen piependen Ton, hüſtelte zwiſchen jedem Satze und mengte in Alles franzöſiſche Phraſen, hinter deren Jeder aber das Wörtlein: Hé quoi? angeflickt wurde, gleichſam als Ballaſt für das unter fremder Flagge fahrende Schiff. Da ſie nun überdies auch Taback ſchnupfte und immer einen grünſeidenen Hut trug mit rothen Roſen, ſo war ſie für uns eine entſchieden komiſche Figur und hieß wegen ihrer Anhänglichkeit an den friſch-Gekrönten, Ruſtan, denn von dieſem Leibmamelucken war auch ſchon vielfach Rede geweſen.

Tante Ruſtan hatte ſich alſo bei Zeiten für den Gewaltigen entſchieden und verhehlte nicht, daß ſie ihn für den erſten Helden und größten Mann

aller Zeiten halte. Toulon, Egypten, Montenotte, Milleſimo, Dego, Arcole, Lodi, Marengo ſtäubten ihr nur ſo von den Lippen, und da ſie nach der Art alter Jungfrauen ſehr viel ſprach, ſo erfuhren wir von dieſen franzöſiſchen Heldenwundern nicht ſeltener als von den Schlachten des ſiebenjährigen Krieges durch den Vater. Es fehlte aber viel, daß ſie auf uns einen ähnlichen Eindruck gemacht hätten, denn Tante Ruſtan piepte, hüſtelte und näſelte ſie ab, wodurch alle Würde des Vortrags verloren ging. Es kann dazu der Umſtand, daß ſie in eigenſinniger Verkehrtheit dem Namen ihres Helden einen ganz ungehörigen Pleonasmus gegeben hatte. Sie nannte ihn nämlich nie anders als Neapoleon. Vergebens corrigirte ſie die Groß-mutter jedesmal, ſo oft dieſe ſonderbare Verlänge-rung hörbar wurde, umſonſt wurde ſie auf gedruckte Documente verwieſen; ſie blieb dabei, daß das Wort: Napoleon eine neidiſch verkleinernde Con-traction ſey und daß der Name in ſeiner wahren Fülle ſo klinge, wie ſie ihn ausſpreche. — Wir Kinder aber, die wir wohl wußten wie es darum ſtand, ſetzten bei uns in der Stille feſt, daß an

einem Manne, den ſeine eifrigſten Anhänger nicht einmal richtig zu benennen wüßten, unmöglich viel ſeyn könne.

Was meinen Vater betrifft, ſo nannte ihn dieſer nur Bonaparte, iſt auch bei der Bezeichnung die ganze Zeit der Unterdrückung hindurch verbleiben. Uebrigens ſtimmte er weder in die Herabſetzungen der Oeſterreicher ein, obgleich er auf dieſelben vom „Könige“ her, nicht gut zu ſprechen war, noch ließ er ſich zu übermüthigen Dingen wider den franzöſiſchen Kriegesfürſten verleiten, wie er denn der ernſteſte und in ſich gezogenſte Charakter war, der mir je vorgekommen iſt. Seyn Vertrauen aber auf Friedrichs Staat und Heer ſprach er bei jeder Gelegenheit herzhaft aus. Dieſes Gefühl ſteigerte ſich noch, als auf einer großen magdeburger Revue plötzlich franzöſiſche Marſchälle von Hannover aus als ſchlaue Ehrengäſte erſchienen. Der Herzog von Braunſchweig ſtand jener Heerſchau vor, und eine ganze Woche lang ſahen wir alle Morgen die Regimenter im höchſten Staat mit den Fahnen vom ſiebenjährigen Kriege her, die nur in Fetzen flatterten, aber wie wir wußten durch dieſen Beweis

des empfangenen Kugelſegens um ſo ehrwürdiger waren, ausrücken. Nicht genug konnte man ſagen, wie die Marſchälle, unter denen wir Bernadotte nennen hörten, des Lobens und Rühmens voll ſeien über die preußiſchen Truppen, und Jeder der davon ſprach, that, als ſey ihm etwas Schmeichelhaftes widerfahren.

Dieſe kindiſchen Geſchichten lehren, daß damals der Traum ſicherer Größe nicht bloß von einzelnen Verblendeten, und nicht von einer Claſſe, ſondern durch alle Stände und bis zu den Kindern hinab geträumt wurde. Es ſchien, als ob alle Welt einen Taumelkelch getrunken habe, denn es gab doch Landkarten und ſtatiſtiſche Bücher und die ſogenannte Rheincampagne hatte doch endlich zu dem nicht ſehr ehrenvollen Frieden von Baſel geführt, aber keine Erinnerung ſchreckte. Ja es war, als ob der Mann, der ſich andrer Orten ſo furchtbar erwieſen hatte, in dieſem Falle den Schwindel mehren ſollte, anſtatt von ihm heilen. Die preußiſche Armee mit der Revolutionsmaſſe zuſammengeſtoßen, ſchien da einem ihr nicht gemäßen Elemente begegnet zu ſeyn, die Zweideutigkeit der Erfolge konnte aus einem

gewiſſermaßen unanſtändigen Verſuchen der Kriegesmeiſterſchaft wider rohes Naturaliſiren abgeleitet werden. Wie nun aber Napoleon als unbezweifelbarer Virtuoſe des Metiers hervortrat, ſo entſtand ſofort die Vergleichung mit Friedrich, und da dieſer dem Durchſchnitte der Menſchen noch immer als der Höchſte galt, der überhaupt im Kriegesweſen gedenkbar ſey, ſo fiel das Prognoſticon unbedingt ungünſtig wider den franzöſiſchen Helden aus. Man nahm an, daß Napoleon ſich nach Regeln ſchlage, und die Regeln aus Friedrichs Schule, deren Tradition noch bei dem Kriegesſtaate fortgepflanzt wurde, mußten natürlich die ſiegbringenden ſeyn, wenn auch von noch ſo alten und kraftloſen Händen ausgeführt. Möllendorf wurde mit der größten Ehrfurcht genannt, doch erinnere ich mich auch, daß Blücher ſchon damals in den Geſprächen ſtark hervorklang, und daß man wegen eines kühnen und gewaltigen Reiterangriffs (welcher? iſt mir entfallen,) an ihn die Ausſicht knüpfte, vor ihm ſey, wenn er zum Einhauen komme, kein Beſtand, denn er reite Alles nieder.

Indeſſen glaubte bei uns ſeit der Revue, welche die Marſchälle beſucht hatten, Niemand mehr an den Krieg mit den Franzoſen. Es hieß, daß ſich nun die Oberſten der fremden Armee ſelbſt von der Vortrefflichkeit des preußiſchen Exercitiums überzeugt hätten und daß der franzöſiſche Kaiſer daher wohl Bedenken tragen würde, eine ſchlimme Lection in Empfang zu nehmen. Aber eines Tages ſahen wir plötzlich in dem großen, gewaltigen Zeughauſe, welches zunächſt dem Dome einem bedeutenden Theile des neuen Marktes ſeine Front zukehrte, (es iſt nachmals abgebrannt;) eine unruhige Bewegung. Die Flügelpforten des Gebäudes waren aufgethan, neugierig ſchauten wir in die geheimnißvollen ſchwarzen Räume, in welchen Geſchütz an Geſchütz, Kugelhaufen an Kugelhaufen ſich befand. Ein Zufall begünſtigte meine Forſchbegier, ich drang in dieſe Werkſtätte des Todes ein und gelangte ſelbſt auf die oberen Böden. Dort ſah ich mit ſchaurigem Vergnügen auf unabſehlichen Gerüſten den Feuergewehrbeſtand des Magazins. Soldaten ſchleppten ſich mit Flinten und Piſtolen, unten wurden Kanonen und Laffetten unterſucht, hinausgefahren, und

zwei Offiziere, hinter denen ich herging, hörte ich die charakteriſtiſchen Worte ſprechen: In vier Wochen wiſſen wir, woran wir ſind.

Bald nachher wurde die Stadt der Schauplatz eines fortgeſetzten Heereszuges. Regimenter zu Fuß und zu Pferde, Batterien, Fuhrkolonnen, Feldbäckereien, Pontons (die uns ganz beſonders auffielen) marſchirten und fuhren Wochenlang zum Brückthore herein, zum Sudenburger-Thore hinaus. Eine Kriegesſchaar in Bewegung hatte damals anderes Beiwerk als jetzt. Der Troß in ſeiner Sonderbarkeit prägte ſich der kindlichen Vorſtellung tief ein. Schon die Packpferde waren uns merkwürdig, welche den Regimentern die Zelte nachtrugen. Ein weitläuftiges Geſchnür von Leinwand und Stricken auf dem Rücken eines ſolchen Thieres und darüber hinaus die langen Zeltſtangen balancirend! Pferd mußte hinter Pferd gehen, weil ſich ſonſt die Stangen geſtoßen hätten, man kann alſo denken wie lang die Koppel wurde. Noch wunderlicher aber kamen uns die rothangeſtrichenen Küchenwagen der Generale und Oberſten vor. Dieſe Wagen hatten nämlich zu beiden Seiten lange Gatter mit vorgehängten

Freßtrögen und hinter den Stäben ſtrobelte ſich und gackerte das Federvieh — Hühner, Kapaunen, Truthennen, welches die Befehlshaber zur Sicherung ihrer Tafelfreuden mit in den Krieg nahmen. Eine ſolche Fürſorge kam ſelbſt uns Kindern befremdlich vor, und ich erinnere mich, daß einmal einer meiner Spielcameraden bei dem Anblicke ſolcher beweglichen Hühnerhöfe ganz naiv fragte: Ob es denn unterweges in den Dörfern keine Hühner gäbe? Herrlich nahmen ſich unter dieſer ſchwerfälligen Feldöconomie die leichten bunten Bosniaken und Towarizys aus.

Tante Ruſtan war, ſobald die verhängnißvollen Züge begonnen hatten, noch queckſilbriger geworden, und hatte die deutſche Mundart in ihren Reden immer ſpärlicher hören laſſen. Sie gab uns ſogar eines Tages mit Energie den Rath, uns nur fleißig auf das Franzöſiſchlernen zu verlegen, welchen wir jedoch mit entſchiedener Verachtung zurückwieſen. Am Siege wurde nicht gezweifelt. Es war eine ſeltſame Schlußfolgerung aufgekommen, welche ihn logiſch darweiſen ſollte. Napoleon wurde nämlich mit Alexander von Macedonien verglichen, hinzuge-

ſetzt aber wurde, Alexander habe auch nur über Perſer ſeine Siege erfochten, da nun die Preußen keine Perſer ſeien, ſo habe es mit ihm nicht viel zu ſagen.

Die Armee war in Thüringen, und durch unſere niederſächſiſche Ebene breitete ſich nun im September und in der erſten Hälfte des Octobers die tiefe Stille aus, welche großen Dingen vorherzugehen pflegt. Dieſe erſchienen dann vorgebildet in der trügendſten Fata Morgana. Nämlich ſo. Am 14ten October 1806 war die Familie auf dem neuſtädter Markte in einem verwandten Hauſe. Es war Herkommens, das dieſer Jahrmarktstag dort mit einem großen Eſſen gefeiert wurde; alle Freunde und nähere Bekannte nahmen daran Theil und zuweilen drängten ſich gegen fünfzig Perſonen in der kleinen Predigerwohnung zuſammen. Für die Kinder war der Tag eine andere Weihnacht und Monate lang vorher Gegenſtand der ausgelaſſenſten Erwartung, denn alle Strenge der Disciplin hörte dann auf und die wildeſten Spiele durften ohne Scheu

vor Nachahmung in Hof und Hausflur getrieben werden. Es gehörte zu der Eigenart meines Vaters, daß, ſo ſtramm er ſonſt die Zügel feſteſter Ordnung hielt, er ſolchen Saturnalien Alles nachzuſehen wußte. Am Abend jenes Tages tollte denn alſo auch wieder ein großes Rudel von Knaben und Mädchen mit Haſchen und Kämmerchen vermiethen durch den Flur, als trotz des ungeheuren Lärmens ein Geſchrei vom oberen Theile des Hauſes ſich hörbar machte. Ein Theil der Spielgenoſſen wurde dadurch nicht geirrt, Mehrere aber ergriff doch die Neugier, ſie liefen die Treppe hinauf, und unter dieſen befand ich mich auch. Oben hatten wir folgenden Anblick. Die Stube war gedrängt voll von Baſen, Vettern, Oehmen, Muhmen, Freunden und Zugehörigen. In dem kleinen offenen Raume in der Mitte befand ſich ein Menſch, der verrückt zu ſeyn ſchien. Er ſprang in kurzen Sätzen empor, hielt ſich den Kopf mit beiden Händen, kreiſchte, jauchzte, umarmte jetzt dieſen und dann den. Man drang in ihn, er ſolle denn endlich ſagen, was er wolle? und da gab er in abgebrochener, keuchender Rede, untermiſcht von unarticulirten Tönen von ſich, daß

ſo eben bei dem Gouvernement eine Staffette eingegangen ſey, der Poſt und Ueberlieferung, Napoleon ſey bei Schleitz total geſchlagen und in voller Flucht nach dem Rheine. Hieran knüpften ſich die glorreichſten Nachrichten von der Zahl der Todten, der Gefangenen, der eroberten Kanonen. Die Verluſte gingen in's Unermeßliche.

Der freudigſte Jubel brach aus. Man ſchüttelte einander die Hände, Thränen der Rührung wurden vergoſſen, die Seligkeit des Glücks leuchtete aus den Augen der älteſten und trockenſten Perſonen. Ich habe, wenn ich nachmals über dieſen Vorfall in meiner Erinnerung kam, ſtets innig empfunden, wie tief die edeln Regungen, welche da erweckt wurden, in der menſchlichen Bruſt gegründet ſind. Man konnte wirklich zu jener Zeit vom Staate nicht viel mehr wiſſen, als daß er eine Anſtalt ſey, worin die Soldaten Spießruthen liefen, worin der Adel empfange, der Bürger und Bauer aber zu geben habe, und dennoch jauchzten die Menſchen über ſein Glück, als hätten ſie ein Vaterland, welches ihnen die köſtlichſten Früchte der Freiheit und des Großſinns trage.

Die Nacht und der folgende Morgen ging im Schwelgen des befriedigten Patriotismus hin. Um Mittag kam aber der Vater mit einem ernſten Geſichte von der Kammer zurück und ſagte: Bei dem Gouverneur iſt keine Staffette eingegangen und man weiß überhaupt nicht, woher die ganze Nachricht rührt. Prinz Louis ſoll bei Saalfeld angegriffen und ſchwer verwundet worden ſeyn. — Das klang nun freilich gar anders, und die unbeſtimmte Ahnung eines Unglücks, welche ſogleich hervortrat, erhielt die tiefſte tragiſche Wendung. Denn der Prinz war für Magdeburg, was Achill für das Lager in der Ebene von Ilium geweſen. Er war Chef eines der bei uns garniſonirenden Regimenter, Domprobſt, aber über dieſe Prägicate hinaus lagen die Zauber, mit denen er auf die Menſchen wirkte. Seine Tapferkeit, Bonhomnie, ſeine große Begabung für Muſik nicht minder als ſeine Waghalſigkeiten und forcirten Ritte nach Berlin und als ſelbſt ſeine Schulden, Ausſchweifungen und Liebeshändler hatten ihn in alle Lichter romantiſcher Beleuchtung geſtellt.

Der Tag und der folgende verging ſtill und geſpannt und ich weiß noch, daß ich in meinem Knabenkopfe darüber nachdachte, wie es möglich ſeyn könne, daß die Menſchen an einem Abende entzückt und am Tage darauf niedergeſchlagen wären. Ich wußte freilich keine Löſung zu finden, aber die erſte Ahnung von der tiefen Zweideutigkeit und Tücke des Lebens entſtand mir damals und knüpfte ſich ſo an ein furchtbares allgemeines Geſchick. —

Niemand wußte, wie die Sachen ſich verhielten. Ein Nachbar, von dem vielleicht noch öfter die Rede ſeyn wird, trat aber im Dunkel unter das Fenſter, zu dem der Vater hinaus ſah, und ſprach von einer großen zweitägigen Schlacht bei Frankenhauſen, die, als der Courier abgegangen, noch unentſchieden geweſen ſey. Auf ſo umſtellende Weiſe bildete der Dunſtkreis des Ereigniſſes ſeine Doppelheit ab. — Der Vater ſeufzte tief und ſtieß den Schmerzensruf aus: Gott, Friedrichs Soldaten werden denn doch wohl ihre Schuldigkeit thun!

Der Morgen des 17ten Octobers (wenn ich nicht irre) brachte den Jammer der kläglichſten Gewißheit. Schon in der Frühe war ruchtbar gewor-

den, die Nacht zuvor sey ein verwundeter Offizier vom Schlachtfelde angekommen, der dem Gouverneur die schlimmsten Dinge entdeckt habe. Der Tod des Prinzen wurde bekannt. Aber, was in gewöhnlichen oder nur nicht ganz entsetzlichen Verhältnissen wie ein Fall sonder Gleichen erschienen wäre, das verschwand hier fast unbeachtet vor dem Heranschreiten des unerhörtesten Elendes. Denn um neun Uhr Morgens begann der Rückzug (wenn man ihn so nennen will) der geschlagenen Armee, welche in Magdeburg sich wieder sammeln sollte, und er hat ununterbrochen den ganzen Tag hindurch bis spät in die Nacht, so wie einen Theil des folgenden Tages fortgedauert. Aller Aufsicht entlassen, war ich als eilfjähriger Knabe beständig auf der Straße, habe ihn daher mit meinen Augen gesehen, und kann mithin sagen, daß meine erste große Anschauung der grausenvollste Sturz und Ruin gewesen ist.

Um neun Uhr zogen die ersten Flüchtigen zum Sudenburger Thore herein. Haufen Fußvolks waren mit halben oder viertel Geschwadern Reiterei vermischt, dazwischen fuhren dann wohl einzelne Kanonen

oder Pulverkarren. Durch einander trieben Uniformen aller Regimenter und der verſchiedenſten Grade ſich zur Stadt herein. Auch einzelne Packpferde mit den balancirenden Zeltſtangen wurden wieder ſichtbar, Feldequipagen folgten und ſelbſt die erbärmlichen rothen Küchenwagen blieben nicht aus. Zuweilen kam ein Stabsoffizier geſprengt, befahl etwas mit heftigen Schreiworten an Leute, die nicht von ſeinem Regimente waren, und ſprengte dann weiter, ohne darauf zu achten, ob ſein Befehl ausgeführt wurde.

Das Volk hatte ſich auf dem Breitenwege und am neuen Markt in dichten Haufen verſammelt und ſah Anfangs mit einer Art von dumpfer Hoffnung dieſer Verwirrung zu. Es ſind die erſten Ausreißer, hörte ich mehrere Leute ſagen, die halten ſich nie in der Ordnung. Nur Geduld, bald werden regulaire Regimenter kommen. — Aber es wurde Mittag, es wurde Nachmittag, es ging gegen den Abend und noch hatte das Durcheinander nicht aufgehört, noch immer wälzte ſich der verworrene Knäuel, zu welchem der Schlachtengott hier ein Heer zuſammengeballt hatte, durch die Straßen.

Endlich kamen einige geordnete Schaaren, gleichsam zur Probe und um doch auch eine Ausnahme von der grausen Regel zu zeigen. Eingehüllt waren nun die Fahnen, die auf dem Hinzuge so lustig im Winde geflogen hatten. Meistens zog Alles ohne Sang und Klang einher. Nur einmal tönte die Musik hell, gleichsam ein Lachen der Verzweiflung über das gramvollste Geschick. Das war, als das Trompetercorps eines Kuiraſſierregiments einpaſſirte. Sie hatten ihr Regiment nicht hinter sich, waren überhaupt ganz allein und für sich und bliesen so auf ihre eigene Hand den Deſſauer Marsch, als sey Alles in bester Ordnung. Sie sahen wohl aus, die Trompeter, und saßen auf feistgenährten Pferden. Ueberhaupt fiel es auf, daß die Einzelnen nicht abgeriſſen oder abgehungert, oder sonst zerstört sich ausnahmen; das Tiefste des Unglücks trat in diesem Contraste persönlicher Wohlbehaltenheit mit allgemeiner Vernichtung zu Tage.

Am Nachmittage wußte Jeder, daß es ein preußisches Heer eigentlich nicht mehr gebe. Eine markloſe Trauer lag auf den Gesichtern der Menschen. Doch selbst in dieser regte sich noch der un-

beſchreibliche Geiſt, der jene Zeit charakteriſirte. Ich hörte Jemand zu ſeinem Nachbar ſagen: Das mag nun ſeyn, wie es will, ſchlecht iſt es allerdings hergegangen, aber wir haben mit Ehren verloren, denn ich hörte ſo eben, daß die Franzoſen in der Schlacht nicht aus dem Schritt, die Preußen jedoch nicht einmal aus dem Tritt gekommen ſeyen. Er wollte damit andeuten, wie vortrefflich unſere Armee bei Jena und Auerſtädt exercirt habe.

Der König war angekommen und in der Dompropſtei am neuen Markte abgeſtiegen. Man wußte, daß er nach dem Fürſtenwalle oder nach dem Gouvernementshauſe ſich begeben hatte. Eine große Menge Menſchen war, ſeine Rückkunft erwartend, in der hinabführenden Straße verſammelt. Es dämmerte ſchon etwas, als der König die breiten Steine an der Seite der Straße zu Fuße heraufgeſchritten kam, nur von einem Adjutanten begleitet. Bei ſeinem Anblicke brach die Menge in ein lauthallendes Vivat aus. Dieſer Ruf mochte ihm ſo unerwartet ſeyn, der Augenblick ihn in dem Bewußtſeyn ſeiner Lage ſo ergreifen, daß ihn die ihm ſonſt eigene Faſſung verließ. Er zog ſein Taſchen-

tuch hervor, bedeckte damit das Antlitz und ging so verhüllt einige Schritte weiter auf seinem Wege. Dann nahm er das Tuch wieder hinweg und schritt nun ernstgrüßend nach seiner Wohnung den Menschen vorüber, welche, erschüttert von der Thräne ihres Herrschers, den gewaltigen Moment durch das tiefste, ehrfürchtigste Schweigen feierten.

Die Stadt war von den Trümmern des Heeres überfüllt und an ein Einquartieren der Soldaten wurde in der allgemeinen Unordnung nicht gedacht. Die armen Menschen suchten sich gegen die Herbstkälte in den Vorhallen der öffentlichen Gebäude, unter Schwiebbögen, oder wo sonst ein Schutzdach überhing, zu bergen, wie es eben gehen mochte. Viele Tausende aber, die zu spät gekommen waren, lagen auf dem nackten Pflaster, und um wenigstens im Rücken einen Widerhalt zu haben, hatten sie sich zu beiden Seiten der Gassen gegen die Häuser gesetzt. So bildeten sie lange

Spaliere Frierender, Hungernder, Murmelnder. In der Kloſterſtraße, worin das Haus meiner Eltern ſtand, war ein ſolches hauptſächlich aus Ueberbleibſeln von polniſchen Regimentern zuſammengeſetzt. Der Hunger quälte ſie, und zwang Manchen zur Befriedigung durch den verachtetſten Wegwurf, da die Mildthätigkeit der Einwohner einer ſolchen Menge doch nur ſpärliche Koſt darreichen konnte. Am erſten und zweiten Tage mögen zwiſchen vierzig- und fünfzigtauſend Mann in Magdeburg geweſen ſeyn. Für einen Leckerbiſſen galt es jenen armen Polacken, wenn ſie zu dem hin und wieder empfangenen Kommißbrode eines Töpfchens mit braunem Syrup habhaft werden konnten, in welches dann oft eine ganze Corporalſchaft gierig die Brodſchnitte eintauchte.

Indeſſen dauerte dieſer Zuſtand nicht lange. Hohenlohe zog ab und etwa zweiundzwanzigtauſend Mann blieben in der Stadt, die der alte Kleiſt zu vertheidigen denn doch nothgedrungen ſich das Anſehen leihen mußte. Es wurde ſogar ein Wort ausnehmenden Heldenmuthes von ihm umgetragen. Er ſollte geſagt haben, er werde die Stadt

halten, bis das Schnupftuch in seiner Tasche brenne. Jedermann machte sich daher auf eine Belagerung gefaßt und richtete sich auch im Hause ein, wie in einer Festung. Die werthvollsten Sachen, das Silberzeug und was sonst einer wenig Raum einnehmenden Verpackung fähig war, wurde in Koffer und Kisten gethan und darauf mit saurer Anstrengung in den Keller befördert, den Jeder für sich und die Seinigen auch als Zufluchtsort im Fall eines Bombardements erlas und zurichtete. Namentlich galt es für ein Sicherungsmittel gegen Bomben und Granaten, die Zugänge mit großen Düngerhaufen zu verwahren, so daß die Häuser bald wie polyphemische Heerdengrotten aussahen und dufteten. Aber dieses und anderes dergleichen wurde vor dem Antlitze der Gefahr nicht beachtet.

Am meisten Sorge machte den Hausvätern die Verproviantirung ihrer Angehörigen. Mein Vater hatte kurz zuvor einen einfältigen Bauerburschen in Dienst genommen, weil es seine Sitte war, sich die Bedienten aus dem Stande der Rohheit zuzuziehen; diesen sendete er nun in die nahen Dörfer aus, mit dem Befehl, an Lebensmitteln zusammenzubrin-

gen, was er bekommen könne. Der Menſch war bis dahin völlig unbrauchbar geweſen, faul, nachläſſig, langſam bis zur Widerwärtigkeit; bei dieſem Verpflegungsgeſchäfte aber nahm er ſich, vermuthlich aus dem Grunde, weil die Sache ſeinen Magen mit betraf, unglaublich dienſteifrig. Als ein wahrer Eulenſpiegel der Verſorgung hatte er im Wortſinne der empfangenen Ordre an Lebensmitteln zuſammengebracht, was zu bekommen geweſen. Mit einem vierſpännigen Wagen paſſirte er ein, hochbefrachtet durch Säcke voll Korn, Mehl, Erbſen, Bohnen, Linſen, Kartoffeln, hinterher ging ein Gehülfe und trieb einen Maſtochſen, mehrere Hämmel und Schweine nach. Den Eltern wurde bei dem Anblicke dieſer gigantiſchen Vorräthe, die für einen zweiten trojaniſchen Krieg auszulangen ſchienen, doch bedenklich zu Muthe. Man ließ von den Säcken und von der Heerde die Hälfte an Befreundete ab, und hatte kaum für den Reſt Platz im Hauſe.

So waren denn die Bürger wohlbereitet auf Erdulden und Ausharren, und es kam nun darauf an, was der Gouverneur thun würde. Ende Octobers hieß es eines Morgens plötzlich, man könne

nicht mehr zum Thore hinaus, weil die Franzoſen davorſtänden. Jetzt alſo war die Stadt belagert, und wir Kinder wurden mit in den Belagerungsſtand erklärt. Der Vater ließ uns nämlich Abends nicht mehr zu Bette gehen, ſondern der Reihe nach in den Kleidern auf einem Strohlager niederlegen, damit wir gleich munter und marſchfertig ſeyen, wenn das Bombardement angehe und Feuer ausbreche.

Ney machte an einigen Abenden ſchwache Angriffe auf das Crökenthor und die hohe Pforte, damit denn doch die Sache den Schein von ſo einer Art von Kriegesbegebenheit gewinne. Generalmarſch wurde geſchlagen, ein halbes Stündchen an beiden Thoren geſchoſſen und zwei oder drei Granaten fielen in die Stadt. Das war das Ganze. Der franzöſiſche Marſchall wußte, mit wem er zu thun hatte und wollte einem Platze nicht ſchaden, den er ſchon für das Eigenthum ſeines Herrn anſah. Bei einer jener Gelegenheiten ſollten wir zugleich erfahren, wie tief ſich das Verderben in den Stand eingefreſſen hatte, von welchem alles Heil des Vaterlandes erwartet worden war. Zwei Offiziere

lagen bei uns in Quartier; zwei junge Lieutenants. Als nun in einer Nacht das Schießen begann und die Trommel zum Generalmarsch gerührt wurde, verfügte sich mein Vater zu den Beiden hinunter, um sie zu wecken, kam aber nach einigen Minuten blaß vor Entrüstung zurück. Denn als er den Beiden gesagt, sie möchten aufstehen, der Feind greife die Stadt an und es werde Generalmarsch geschlagen, hatten sie versetzt, sie würden liegen bleiben. Und als er mit Nachdruck seine Botschaft wiederholt, hinzufügend, sie würden ihn wohl nicht recht verstanden haben, war ihm der Eine ungeduldig in die Rede gefallen nnd hatte gerufen: Ja doch! Er solle sich doch deswegen keine unnütze Sorge machen, die Sache draußen werde schon ohne sie von Statten gehen, und wirklich waren beide nicht zum Aufstehen zu vermögen gewesen.

Nachdem wir etwa vierzehn Tage lang in einer stumpfen Erwartung hingelebt hatten, hörten wir von französischen Parlamentairen, die mit verbundenen Augen zur Stadt hereingeleitet worden seyen und bald darauf geschah, was bekannt genug ist. Der Fall von Magdeburg war schlimmer als die

verlorene Schlacht. Denn daß ſich alte ermüdete Geiſter im offenen Felde wider Napoleon nicht zu helfen gewußt hatten, bewies doch eigentlich nur die Ueberlegenheit, die dem Genie immer beiwohnt. Allein ganz anders verhielt es ſich hinter den Wällen einer mit zweiundzwanzigtauſend Mann Garniſon und Vorräthen aller Art wohlverſehenen Stadt einem Feinde gegenüber, der nicht einmal Belagerungsgeſchütz mit ſich führte. Hier hätte eine ganz gewöhnliche Pflichterfüllung zugelangt. Und wollte man auch dieſe zu ſchwer für einen halbkindiſch gewordenen Greis finden, ſo war doch der Umſtand einzig in der Kriegsgeſchichte zu nennen, daß unter den achtzehn Generalen und höheren Offizieren, aus denen Kleiſt ſeinen Rath zuſammengeſetzt haben ſoll, nur Einer der Capitulation zu widerſprechen wagte.

Beinahe hätte der Ehrgeiz der Gemeinen, welcher in dieſem Falle da rege war, wo er die wenigſten Antriebe empfing, am Morgen der Uebergabe gefährliche Auftritte erzeugt. Die Leute waren ſchwer gereizt durch die ſchmachvolle Ueberlieferung, welche ihrer vollen Kraft und Stärke feiges Er-

liegen zumuthete. Schon am Abend des ſiebenten November's hatten ſich einzelne Unruhige geäußert, man müſſe dem Gouverneur die Fenſter einwerfen. Nun hatte man am andern Morgen in der Frühe unvorſichtigerweiſe von den Brantweinvorräthen, welche in den Gewölben der Feſtung lagerten, den Soldaten reichlich zapfen laſſen, weil man lieber dieſen das Gute gönnte als den Franzoſen. Dadurch aber waren die Köpfe entzündet worden und es bildeten ſich, als die Stunde des ſchimpflichen Hinausmarſches herannahte und als man wußte, daß die Franzoſen bereits auf dem Glacis aufmarſchirt ſtanden, große Haufen, welche wie wüthend durch die Straßen liefen. Verſchiedenartig war das raſende Beginnen, welches dieſe Meuterer androhten. Die Einen ſchrien: Sie wollten den alten Hund (womit ſie den Anſtifter des Elendes meinten) maſſacriren, die Anderen vermaßen ſich, auf die Franzoſen draußen losgehen zu wollen; mit Mord und Brand gegen die Stadt warfen wieder Andere um ſich. Wenn der Aufruhr größere Maſſen ergriffen hätte, ſo wäre ein ſchweres Unglück zu beſorgen geweſen. Denn Ney's Schaar wartete wohl

nur auf eine günſtige Gelegenheit einzudringen und dann in der Stadt, als in einer erſtürmten, zu plündern.

Indeſſen wußten einige der im beſten Anſehen ſtehenden Offiziere, welche den Haufen nachgingen, dieſe durch Zureden, Güte oder Liſt zu beruhigen, auseinander zu bringen und unſchädlich zu machen. Die Garniſon wurde getrennt und zu verſchiedenen Thoren ausgeführt. Auf dieſe Weiſe nahm Alles einen unſchädlichen Verlauf, man erzählte aber, daß ein großer Theil der Soldaten unterweges zornig die Gewehre auf dem Pflaſter zerſchmettert habe und ganz waffenlos, oder doch nur mit verſtümmelten Waffen auf dem Platze angekommen ſey, wo dieſe geſtreckt werden ſollten.

Franzöſiſche Huſaren mit dicken Haarzöpfen ſprengten in die Stadt, Chaſſeure folgten, bald zogen auch Infanterieregimenter ein, die gegen unſere Truppen ein ziemlich bettelhaftes Anſehen hatten, denn Ney führte eigentlich nur Halbgeſindel. Die ſogenannte „Löffelbande" war für die Feſtungen genügend erſchienen, und die beſten Regimenter hatten den Zug zu dem ernſteren Kampfe in Polen

und Oſtpreußen angetreten. — Wir wußten jetzt wirklich, woran wir waren, wie jene Offiziere im Zeughauſe vorausgeſagt hatten, und der eigentliche Stand der Sache ſollte bald ganz klar werden. Die Franzoſen benahmen ſich nämlich durchaus nicht wie in einem durch Capitulation übergebenen Orte, ſondern eine Menge von Exceſſen bezeichneten den Tag ihres Einrückens. Nun hatte ſich gleich aus den Notabeln der Stadt eine Commiſſion zum Verkehr mit dem franzöſiſchen Heerführer und zur Beſorgung der ſtädtiſchen Angelegenheiten zuſammengethan. Dieſe wandte ſich an Ney, da bei den untergeordneten Befehlshabern nichts auszurichten war, und bat um Schutz. Ney empfing die Bittenden äußerſt höflich, verſetzte aber auf ihr Geſuch, daß er unmöglich glauben könne, was ſie ihm vortrügen, er commandire zu disciplinirte Truppen, eine kleine Erholung ſey dem Soldaten auf ſeine Strapatzen wohl zu gönnen. In der Nacht aber und am folgenden Tage mehrten ſich dieſe Erholungen. Schränke wurden erbrochen, Silberſachen geraubt, Mißhandlungen an den erſten Einwohnern, Gewaltthätigkeiten an Frauenzimmern verübt, ſo

daß der Zuſtand nahe an eine Plünderung ſtreifte und in dieſe übergehen mußte, wenn nicht von Seiten des Machthabenden augenblicklich Einhalt geſchah. Die arme Commiſſion begab ſich daher wieder zu dieſem, wurde anfangs gar nicht vorgelaſſen, nachher mit finſterem Geſicht empfangen und heftig angefahren: Er begreife nicht, wie ihn die Stadt Magdeburg immerfort behelligen könne, da ſie ſich noch gar nicht um ihn bekümmert habe! — Die Mitglieder ſahen einander betroffen an, da ſie wußten, daß keine Form verletzt worden war, die der Ueberwundene dem Ueberwinder ſchuldig iſt. Ungnädig entlaſſen verweilten ſie draußen im Vorgemache noch einen Augenblick, über den Sinn der dunkelen Rede nachdenkend. Den legte ihnen nun ein Commiſſaire Ordonateur aus, welcher mit ihnen in Neys Zimmer geweſen und ihnen gefolgt war, vermuthlich abgeſandt von dem Marſchall, um der deutſchen Beſchränktheit zu helfen. Er ſagte ihnen nämlich ganz freundlich, der Herr Marſchall verſtehe eigentlich unter dem Bekümmern das übliche Geldgeſchenk, womit ſich eine eroberte Stadt von der Einbuße ihrer Glocken loskaufen müſſe, welche

nach Kriegsrecht dem Eroberer angefallen seyen. Nachdem die Commission solchergestalt den Sinn des französischen Kunstausdrucks gefaßt hatte, fragte sie schüchtern den gefälligen Zahlmeister, der aber in diesem Falle zum Einnehmer werden sollte, auf wie hoch denn etwa das „Bekümmern" zu veranschlagen sey, und erhielt den Bescheid, Einhundertfünfzigtausend Thaler würden wohl hoffentlich genügen. — Dem ersten Entsetzen über diese unmäßige Forderung folgte dann ein formliches Dingen und Feilschen, und man handelte bis auf Einhunderttausend Thaler (wenn mir recht erinnerlich ist) herunter. Fünfundsiebenzigtausend Thaler wurden nun in wenigen Stunden durch Beisteuern der reichsten Einwohner aufgebracht, über den Rest der Summe ließ sich Ney Wechsel gefallen. Es versteht sich, daß auch die Umgebung zu bedenken war, und daß namentlich der Dollmetsch des fremden Ausdrucks ansehnliche Uebersetzungsgebühren empfing. Tante Rustan hatte als eine wohlhabende Dame gleichfalls ihren Scherf zur Bekümmerung zahlen müssen. Ihr Gesicht soll wunderbar ausgesehen haben, als sie nach dem Geldschränkchen ging, die

Rolle voll Goldstücke zu holen. Sie wußte nun desgleichen, woran sie war mit ihrem Helden, wenigstens mit seinen Lieutenants.

Sobald Ney das Glockenlösegeld empfangen hatte, ergingen die geschärftesten Befehle, Manns-zucht herzustellen, einige der Eroberer niederen Grades, welche sich noch beigehen ließen, auch zu ihrem Glockenantheile in den Kisten der Bürger zu gelangen, wurden mit strengster Strafe belegt und Jedermann war nun seines Eigenthums und seiner Gliedmaßen sicher. Alle diese Vorgänge, über welche die Biographien des Fürsten von der Moskwa schweigen, hörten wir vom Vater erzählen, der auch in die Commission eingetreten war.

Die Zeiten, welche einem Schlage, wie er damals alle Verhältnisse zerschmetterte, folgen, sind eigentlich keine Zeit. Die Menschen leben nur vom Abend zum Morgen, ihre Vorstellungen schwärmen ohne Zusammenhang umher, den Entschlüssen fehlt jede Consequenz, Alles verzettelt sich, bröckelt auseinander und schnappt in den kurzathmigsten Anstößen nach Luft. Ein Land, eine Provinz, der jeder höhere Lebensathem solcherweise abgeschnürt

wurde, bietet den Anblick eines niedergetretenen Ameisenhaufens dar. Die Thätigkeit der Herstellung ist groß, aber die Menschen wimmeln auch nur so durch einander in thierischen Instinct, die Eierchen wegzutragen, dieses Gängelchen und jenes Kämmerlein wieder auszutreten. Der Egoismus zeigt sich in seiner häßlichsten Gestalt und die Gemeinheit deckt ganz scheulos ihre Blöße auf. Eine Caricatur erschien, welche Kleisten mit Beziehung auf das erzählte renommistische Wort des faselnden Greises darstellte. Das Schnupftuch hing ihm lang aus der Tasche und ein französischer Soldat steckte es mit einem Fidibus hinterrücks in Brand. Und es gab Menschen, welche dieses Witzbild über die Schmach der eigenen Stadt kauften, auch darüber zu lachen im Stande waren. Wir Kinder mußten von allen Seiten den großen Kaiser Napoleon nennen hören und seine außerordentliche Familie; da setzten wir uns hinter unsere Tuschkästchen, illuminirten kleine Landschaften und schrieben Dedicationen darunter „an Napoleon den Unüberwundenen und Unüberwindlichen," an die Kaiserin Josephine, an Mürat.

Eylau tönte nach einigen Monaten aus weiter Ferne herüber, und Colberg, aber das war doch nur Schall und Rauch. Lange vor dem Tilſiter Frieden ſtand es in der Ueberzeugung eines Jeden feſt, daß das Vaterland für uns verloren ſey. Die Franzoſen übten eine Nachſicht gegen die Anregungen, die der Patriotismus hätte finden können, welche von ihrer Verachtung zeugte. Schill's Bild wurde bald in den Läden ausgeboten, Blücher ebenfalls, wie er bei Lübeck ſich tapfer durchhieb, Friedrich der Große ſtand trübſinnig an eine abgebrochene Säule gelehnt, welche die Inſchrift: „Preußens Größe" führte. Der Debit dieſer Darſtellungen wurde nicht gehemmt; ein Widerſpruch gegen die nachmaligen argwöhniſchen Beaufſichtigungen.

Aus hiſtoriſchen Träumen erwacht, die für Wirklichkeit gegolten hatten, ſtießen ſich nun die Menſchen gegen eine Wirklichkeit, die faſt wie ein grauſer Traum ausſah.

Zwiſchenbemerkung.

Die Jugend wird, bis ſie in das öffentliche Leben übertritt, erzogen durch die Familie, durch die Lehre, durch die Literatur. Als viertes Erziehungsmittel trat für die Generation, welche wir betrachten, der Despotismus hinzu. Die Familie hegt und pflegt ſie, die Lehre iſolirt ſie, die Literatur wirft ſie wieder in das Weite. Uns gab der Despotismus die Anfänge des Charakters. Ich werde in den folgenden Abhandlungen von dieſen vier Erziehungsmitteln reden, mit der Familie aber den Anfang machen.

Bei der Charakteriſtik der älteren deutſchen Familie werde ich nicht von vornehmen Häuſern, oder von ſolchen Gemeinſchaften, worin ausgezeichnete Eltern, Freunde und Hausgenoſſen einen ge-

ſteigerten geiſtigen Zuſtand hervorbrachten, die Züge entlehnen, ſondern meine Abſicht iſt, den Mitteldurchſchnitt der damaligen deutſchen Häuslichkeit zu ſchildern Wie die Familie ausſah, wenn ſie weder arm noch reich war, weder zu den Proletariern noch zu den Sommitäten gehörte, wenn die vier Wände des Hauſes Verſtand, Einſicht, Geſinnung umſchloſſen, ohne daß gleichwohl dieſe Eigenſchaften ſich zur Höhe der Berühmtheit emporbrachten, werde ich anzugeben verſuchen. Denn gerade ſolche Umſtände haben beides geliefert, einmal das Niveau der Jugend, welches beſchrieben werden ſoll und dann auch wieder die Mehrzahl unſerer größten Denker und Dichter. Von dieſen nenne ich, wie ſie mir eben einfallen: Reinhold Forſter, Leibnitz, Leſſing, Schiller, Goethe, Hegel, Fichte, Klopſtock, denen noch Viele beizugeſellen wären.

Die mittlere Region welche ich im Auge habe, ſcheint alſo zur Hervorbringung des Volkes im beſſeren Sinne, und ſeiner geiſtigen Anführer die geeignetſte zu ſeyn und die vorzüglichere Aufmerkſamkeit zu verdienen, wenn deutſches Leben im Allgemeinen zu erläutern iſt. Was namentlich die

höheren Stände jener Zeit betrifft, so haben ihre Genoſſen nur inſofern an der großen Bewegung Theil genommen, als ſie nach dem Zuſammenbrechen der Verhältniſſe nicht eigentlich mehr ariſtocratiſch-vornehm weiter leben zu können ſich beſchieden, dadurch aber, bei manchen fortdauernden äußeren Verſchiedenheiten, ſich dem inneren Kerne nach den Mittelclaſſen anſchloſſen. Aus ſogenannten geiſtreichen Häuſern aber oder aus Häuſern berühmter Männer geht ſelten eine Jugend hervor, die für ſich Charakter beſitzt und entſchiedene Farbe.

Die Familie.

Lord Byron hat geſagt, eine Familie käme ihm vor wie ein italiäniſcher Sallat, worin die verſchiedenartigſten Ingredienzien nur durch Oel und Eſſig mit einander zuſammenhingen. — Fühlte ſich ein Engländer gedrungen, ſo zu ſprechen, der doch ſehr feſte Formen in ſeinem Lande vor ſich ſah, wie ſoll einem Deutſchen zu Muthe werden, wenn er unternimmt, das ſeltſame Chaos von Egoismus und Opfermuth, Thätigkeit und weichlich-bequemem Weſen, Täuſchung und Wahrheit, Blutgefühl, Verdruß, Widerwillen und anhänglichſter Liebe, welches die deutſche Familie heißen muß, als organiſches Gewächs nachzuweiſen? In der That, ich halte es für eine der ſchwierigſten Aufgaben, unſeren Familiengeiſt, dieſen Proteus, zu bannen, daß er Rede

ſteht. Und doch iſt er da, ſogar weit mehr da, als anderer Orten, denn die Familie bedeutete von jeher mehr bei uns, als bei den übrigen Völkern. Polen und Ruſſen haben nur eine Art von Contubernium, Spanier und Italiäner allenfalls den Inſtinct, der ſich der Kinder annimmt. Bei den Franzoſen herrſcht dagegen umgekehrt eine ehrfurchtsvolle Pflege des Alters, wie noch neuerdings Alletz in ſeinem Werke über die Sitten und die Macht der Mittelclaſſen in Frankreich bezeugt hat. Töchter insbeſondere, die ihre Väter leidenſchaftlich verehren, ſind dort nicht ſelten; die Stael war in dieſer Beziehung kein Phänomen, ſondern nur ein eminentes Beiſpiel. Dagegen iſt die Ehe, welche doch immer der eigentliche Pulsſchlag des Hauſes bleibt, dort auch ganz entzaubert, dürr und heruntergebracht. Griſetten und Freundinnen befriedigen — nicht die Wolluſt — ſondern das Herz. Eine Liederlichkeit des Herzens nennt Alletz den Zuſtand. Es giebt eine Menge derartiger Verbindungen, an welchen die Sinne kaum einen Antheil haben, wenigſtens keinen entſcheidenden. Ein ſcharfer Contraſt der Anomalie in den beiden Ländern, in Frankreich und Italien! Dort ſucht

der Mann seine Freuden außer dem Hause, hier ist es die Frau, welche sich den amico zu verschaffen weiß. Man kann nicht zweifelhaft seyn, wo die Sitten einer Restauration näher stehen.

Blickt man nach England, so sieht die Sache sehr glänzend aus. Das behagliche Landleben der Gentry, die Gemeinschaftlichkeit der Familiengenüsse, der einfache Freimuth der englischen Frauen scheinen den Rückschluß auf eine hohe Vollkommenheit des häuslichen Zustandes zu gestatten. Allein sieht man schärfer zu, so möchte sich doch Alles zuletzt mehr auf das Gefühl des Comfort beschränken. Die englische Familie ist nur der englische Staat im Kleinen. Der Hausvater ist der durch die Verfassung beschränkte König, der zwar innerhalb dieser Schranken des höchsten Ansehens sicher seyn kann, aber auch nur sein Reich unter der Bedingung hat, daß er die Frau, Kinder, ja selbst das Gesinde als constituirte Gewalten achtet. Der Athem politischer Rechte durchweht wie Alles auch die Familie dort, und der Spruch, daß eines Engländers Haus seine Festung sey, ist bezeichnend, denn er deutet doch nur auf einen Werth der Sache nach Außen, nicht

auf eine Befriedigung im Inneren hin. Ihre neueſten Sittenſchilderer Bulwer und Booz zeichnen nie, ſo reich ſie an Bildern des häuslichen Zuſtandes ſind, die feineren Zauber der ehelichen Liebe, die tieferen Conflicte, die im Hauſe nur entſtehen können, wenn es den ganzen Menſchen abſorbirt, den Schmelz, der über dem Verhältniſſe der Eltern zu den Kindern haucht, ſofern es in ſeiner zarteſten Gefühligkeit vorhanden iſt. — Und die Romanſchreiber, wenn ſie ſo große Talente ſind, wie die Genannten, geben über die Structur der Sitte immer deshalb die beſte Auskunft, weil man bei ihnen den Blick der Beobachtung gleichſam auf der That ertappt, während die abſichtlichen Darſteller von Zuſtänden mehr befangenen Zeugen gleichen. — Wo es nun glücklich zugeht in den Geſchichten jener Autoren und derer, die ſich ihnen anreihen, da treten doch nur gemeinſame fröhliche Mahle, Parthien, Spiele als Exponenten des Glücks auf, ohne daß ſich an dieſen äußerlichen Dingen etwas tiefer Geiſtiges entwickelte. Wo das Unglück kommen ſoll, wird es durch Schulden, Banqueroute, Verführer, Entführer, heimliche Böſewichter vertreten. Eugen Aram iſt

im Grunde nichts weiter als ein gemeiner Mörder, und dennoch fähig ein ſchönes edles Mädchen zum Verderben zu feſſeln. Eine ſolche Figur, nach Deutſchland übertragen, würde uns kaum glaublich erſcheinen. Booz läßt ſogar ſeinen Narrn Snodgraß und ſeinen Feigling Winkle in den Hafen des häuslichen Glücks einlaufen, ohne daß eine Ironie über die Zukunft der Verhältniſſe angedeutet würde. — Dagegen wird ein Engländer nicht vermögen, aus dem Zimmer eines Gaſtwirths und aus dem Munde eines Gaſtwirthsſohns ſo tüchtige und erhabene Worte tönen zu laſſen, wie ſie Hermann zu Dorotheen ſpricht, nachdem er die Geliebte erlangt hat; die Caſuiſtik der Wahlverwandtſchaften, ganz erwachſen auf den feinſten und unlösbarſten Conflicten der Familie, wird ihnen immer verſchloſſen bleiben, und ſchwerlich imaginiren ſie auch je ein Verhältniß des romantiſchen Lichtes, wie das des Herzogs zu Eugenien iſt. Ich habe meine Beiſpiele abſichtlich nur von Goethe entlehnt, weil er der größte Dichter der deutſchen Familienempfindungen iſt, ſie am klarſten wiederſpiegelt.

Ich glaube, daß die Familie nur in Deutschland zur höchsten Gestalt sich durchbildete. Und es wäre auch schlimm, wenn dem nicht so wäre, denn eine geraume Zeit hindurch war sie das Einzige, was die Nation besaß, und noch zur Zeit ist sie wenigstens das Einzige, was einer abgerundeten Bildung am nächsten blieb, während alles Andere sich erst bei uns im Werden befindet. — Die Basis nun, über welcher sich das eigenthümliche deutsche Familiengefühl erhob, ist das Urgefühl der Germanen, daß in dem Weibe etwas Heiliges sey. Aus diesem Urgefühle entsprang in späteren Zeiten eine durch Reflexion vermittelte Ahnung, daß auf das, was von dem Weibe in seiner innersten und ihm eigensten Thätigkeit ausgeht, nämlich auf das Kind, auch etwas von dem Heiligen der Hervorbringenden übergehe.

Beides, das Urgefühl und die abgeleitete Empfindung, haben, wie ich glaube, die beiden unterscheidenden Kennzeichen der deutschen Familie hervorgebracht; Kennzeichen, die nur auf deutschem Boden selbst ungemischt blieben, weil die auswandernden germanischen Stämme in der Fremde störende Eindrücke empfingen. Beide Kennzeichen treten hervor an

dem Manne und Weibe selbst, und sind auch nur an diesen zu suchen, weil nur sie die Factoren der Familie bilden, welche als bestimmende Pole auf das Uebrige, was zu ihr gehört: Kinder, Hausgenossen, Dienende, einwirken.

Das erste jener Kennzeichen ist, daß, wie ich glaube, nur bei uns die Ehe als Sacrament geknüpft wird, nicht im Sinne der katholischen Kirche, sondern im menschlichen aber eben deshalb göttlicheren Sinne. Das Weib weiß, wenn das Gefühl nach ihm verlangt, daß in dem Manne, wenn auch in einem noch so späten und abgeblaßten Reflex die germanische Urempfindung rege sey, daß er in ihr, wo nicht mehr ein Heiliges, weil dies zu hoch für unsere Zeiten klingen möchte, doch ein Unbeschreibliches und Unaussprechliches suche und sehe. In dieser neuen Lage nun schlägt ihre Seele das Auge auf, sie war, bis die Liebe sie erfaßte, eigentlich noch Nichts, in jener Empfindung des Mannes aber erkennt sie ihre höchste Würde und ihren vornehmsten Adel. Ueberströmend von Dankbarkeit, erfährt sie nun in ihrem Bewußtseyn, daß der, welcher sie so erhöhte, ja das Werk Gottes eigentlich an ihr erst

ausſchuf, nothwendig Gleiches in ſich trage, da nur das Gleiche das Gleiche erkennen kann.

Beide vereinigen daher in der Liebe nicht abgeſonderte Geſchmacksrichtungen, Neigungen, geiſtige oder gemüthliche Sympathien, ſondern die Perſonen, d. h. das ganze, ewige, unberechenbare Weſen des Menſchen. Nur in dem Glauben an eine ſolche Vereinigung aber kann das Wort der Treue noch mit gutem Gewiſſen vor dem Altare ausgeſprochen werden. Es ſagt aber nicht etwa: Ich will Dir eigenſinnig anhangen, auch wenn ich erkennen ſollte, daß Du nicht zu mir gehörſt, daß Deine Schwächen und Fehler untragbar ſind; ſondern es will ſagen und bedeuten: Weil ich Dich als ein ewiges und unberechenbares zu dem Ewigen und Unberechenbaren in mir gehöriges Weſen erkannt habe, ſo kann nie ein Fehler noch eine Schwäche an Dir groß genug ſeyn, um den Glauben zu zerſtören, daß Du aus dem unerſchöpflichen Schatze Deiner Perſon alles Schlimme vergüten könneſt und werdeſt, entweder von Dir ſelbſt oder mit Hülfe meines Glaubens und meiner Liebe. — Dieß iſt das Weſen der deutſchen Ehe, es folgt

aber aus ihm, daß bei uns auch die Ehe zu der Liebe hinzutreten muß, ſoll ſie von dem Zweifel, ſie könne doch nur eine Grille, ein Anſtoß, ein Irrthum, eine Leidenſchaft ſeyn, ausgeheilt werden. Denn Niemand darf ſich jenen durch nichts Anderes willkührlich zu erſetzenden Prüfungsmoment vor dem Antlitze Gottes unterſchlagen, will er im Strome deutſchen Lebens verbleiben.

Das zweite unterſcheidende Kennzeichen unſerer Familie iſt, daß die Eltern in dem Kinde gleichfalls die Perſon erkennen und es danach behandeln. Weil ihnen nämlich kein Rauſch der Sinne die Verehrung ihrer Perſonen übertäuben konnte, ſo erkennen ſie auch mit der Geburt des Kindes, daß eine Perſon geboren ſey, und dadurch wird das neue Verhältniß ſogleich über den thieriſchen Inſtinct hinweggehoben. Es geſchieht dieß, da ſie ja wiſſen, daß neben den ſinnlichen Kräften die Perſonen ihm das Daſeyn gaben. Sie betrachten es daher, ſobald ſich nur der leiſeſte Anknüpfungspunct für dieſe Ueberzeugung darbietet, als ein in die Fortſetzung der ideellen Menſchheit eingeordnetes Weſen, als zur Zukunft des Menſchengeſchlechts gehörig

und ſich verpflichtet, es für dieſe Zukunft zu erziehen.

Zwiſchen beiden göttlichen Momenten, nämlich zwiſchen dem Sacramente der Treue und dem Sacramente der Hoffnung, wächſt und quillt unſere Familie, denn mit Mann, Weib und Kind iſt die Familie binnen ihrer nothwendigen Grenzen vollendet. Es folgt daraus, daß während ſie bei anderen Völkern mehr Mittel zum Zweck oder äußere Veranſtaltung iſt, ſie bei uns ſelbſt den Zweck bildet und alles Aeußerliche in ihr dem Innerlichſten eingeſchrieben und aufgetragen erſcheint. Es folgt ferner, daß der Deutſche über ſie hinaus ſich ſchwerlich einen Zweck ſetzen kann, denn zu allen Zeiten kam es dem Volke in ſeinen beſten Repräſentanten nur darauf an, daß dieſe ſich als Perſon hatten und beſaßen und folglich auch Andere als Perſonen erkannten, in dieſer Erkenntniß aber ſie hatten und beſaßen. Mithin wird die deutſche Familie die unſelbſtiſche, erweiterte Perſon. Endlich folgt, daß, wenn geſagt worden iſt, auf den Familien ruhe der Staat und ſolle darauf ruhen, dieß für uns nur folgende Bedeutung haben kann: Staat und

Familie ſollen auch bei uns in das engſte Bündniß geſchlungen werden, ſo jedoch, daß der Staat das nothwendige, ehrwürdige und heilige Mittel bildet, um das Familiendaſeyn zu erſchaffen, freilich nicht das abgelegene und kümmerliche, egoiſtiſche eines Pfahlbürgers, ſondern das ſich in reicher Liebe Mittheilende, Stattliche, Selbſtvergeſſene. Keinesweges aber kann jemals das Umgekehrte bei uns gelten. Nie kann die Familie das lebloſe Gerüſt werden, auf welchem man in die luftige Region eines unter ſolchen Vorausſetzungen auch gar nicht bei uns möglichen politiſchen Lebens emporklimmt.

Von den Beziehungen zum Staate aus ſoll die Familie entledigt werden aller Kleinlichkeit, in den Staat hinüber ſoll dagegen der Mann alle Wärme tragen, die er in ſeinem Hauſe empfing, und für Alles, was er da draußen leiſtete, ſoll ihn wieder die Blüthe des Hausgeiſtes belohnen. Dieſe wäre wohl die richtigſte und ſchönſte Wechſelwirkung zwiſchen germaniſchem Staat und germaniſchem Hauſe, und auf ſolche Weiſe könnte ſich ein modernes Ritterthum erzeugen, weniger phantaſtiſch und glänzend als das der Tafelrunde, aber tugendhafter,

ſolider und vor allen Dingen aufrichtiger als Jenes. Wenn die deutſche Hausfrau die Dame würde, um deren Dank der Mann im Turnier des öffentlichen Lebens ſeinen Speer verſtäche, ſo wäre jenes Ritterthum eingeſetzt.

Das Grundwort der deutſchen Familie bricht in folgenden Aeußerungen hervor. Zuförderſt ſind nur in Deutſchland die Ehen möglich, welche man heilig nennen darf. Unter dieſen verſtehe ich ſolche, in welchen die Liebe bis zur Auflöſung durch den Tod dieſelbe bleibt, mag auch Gewohnheit, Krankheit, Alter allen Sinnenreiz zerſtört haben. Ich unterſcheide von denſelben die ſogenannten zufriedenen oder glücklichen, in welchen ſich, wie man anzugeben pflegt, die Liebe in Achtung oder Freundſchaft umwandelt, und deren auch bei anderen Völkern viele vorkommen mögen. Sondern in den Ehen, welche ich meine, dauert bis in die ſpäteſten Jahre die Hingebung des ganzen Menſchen an den ganzen Menſchen fort, friſch, wie am Hochzeitmorgen, nur freilich, daß das Weſen eines Greiſen und einer Greiſin anders iſt, als das von Jüngling und Jungfrau. Eben, weil nicht das Hinfällige

und Vergängliche, ſondern das Ewige und Dauernde ſich mit einander vermählte, beſteht das Gefühl in ſeiner Weſenheit, ohne Umſtimmung und Verwandlung fort. Ich ſcheue mich nicht, unter den Paaren, von welchen zu reden erlaubt iſt, weil öffentliche Schriften von ihrem Zuſtande Zeugniß abgelegt haben, Voß und ſeine Erneſtine zu nennen; denn der alte Sauertopf geht euch nichts an, ſondern die unbedingte Ergebung der beiden Perſonen an einander bis in das hohe Alter. Will man Klopſtock und Meta nicht gelten laſſen, weil ſie zu kurz verbunden waren, ſo werden doch Niebuhr und Solger erwähnt werden dürfen. Wie manches Beiſpiel ließe ſich von ungenannteren Menſchen anführen, wenn es ſchicklich wäre, Privatverhältniſſe an das Licht des öffentlichen Tages zu ziehen!

Charakteriſtiſch iſt ferner das Verhalten der Eltern zu den Kindern. Man ſorgt in andern Ländern auch für ſeine Nachkommenſchaft, man erzieht ſie, man gründet ihr Schickſal. Aber bemerklich bleibt dort, daß der Zuſtand der Alten als das Normale, wenigſtens als das Poſitive angeſehen wird, in welches das junge Geſchlecht hineinzu-

wachſen habe, weshalb denn die Erziehung etwas von der Dreſſur behält und meiſtentheils durch Miethlinge ausgeführt wird, durch welche ſie auch auszuführen iſt, ſo lange ſie jener Region zugehört, oder mindeſtens angenähert verharrt. Dagegen iſt bezeichnend für unſern Zuſtand, daß deutſche Eltern in den Kindern die Zukunft zu erblicken pflegen, und zwar die Segnungen derſelben, welche ihnen verſagt blieben. In unſere Familie haben ſich alle Geiſter des Ahnungsvollen, ohne welches der Menſch nicht zu leben vermag, geflüchtet. Wie nun die Ehe dem Deutſchen das Ahnungsvolle in Gegenwart und Vergangenheit zuhaucht, ſo ſchimmern ihm ferne ſchöne Lichter vorwärts in der Kinderwelt. Ich werde ſpäter zeigen, auf welche Weiſe ein großer Mann dieſes Zukunftgefühl von der Jugend im Allgemeinen ausſprach, für jetzt genügt mir zu ſagen, daß bei uns der Vater im Sohne denjenigen zu ſehen pflegt, der es „da den Kindern jetzt Alles viel leichter gemacht werde,“ weiter bringen ſolle, als der Vater, daß die Mutter die Tochter vor den übeln Erfahrungen, die ſie gemacht, bewahrt zu ſehen wünſcht. — Nirgendwo ſind die

Beispiele noch so häufig von Eltern, die sich auf das sorgfältigste selbst mit der Erziehung der Kinder beschäftigen, als bei uns, obgleich allerdings auch das Pensionswesen und die Abrichtung durch Fremde um sich gegriffen hat. Nirgendwo anders wurde mit Erziehungssystemen mehr handthiert, an der jungen Pflanze mehr experimentirt um ihre verborgene Gabe und Frucht durch Gärtnerkünste zu entdecken, als bei uns. Und so ist denn auch die ächtdeutsche Unart, daß die Eltern in den Kindern oft schon Genies sehen, wenn sie noch in den Windeln liegen, doch nur ein geiler Schuß und Trieb aus edler Wurzel. Endlich: Es gehört bei uns zu den Ausnahmen, wenn das Weib anders als durch Neigung, oder durch das, was sie wenigstens dafür hält, Mitgründerin der Familie wird, während bei den südlichen Völkern an das Mädchen überhaupt keine Frage über ihr Loos ergeht, die Demoiselle aber durch den Ring sich nur zu allen Freiheiten der Societät beglaubigen und die Miß Regierungsrechte erwerben will. Das Weib ist nun aber das geborene Genie in der Liebe und in dem Verhalten der Menschen gegen Alles, was sich

auf Neigung, insbeſondere auf weibliche bezieht, legen ſie unwillkührlich Geſtändniß ab, wie ſie von der Perſon und ihrem ſchrankenloſen Dürfen denken.

Faſſen wir das Betrachtete zuſammen, ſo ergiebt ſich Folgendes. Die deutſche Familie ruht auf dem Gefühle von der Perſon; ſie baut ſich auf und zeugt ſich fort durch die Darſtellung von Perſonen, nur als Perſonen treten Freunde, Hausgenoſſen und ſelbſt Dienſtboten an ſie hinan und ſie verbindet ſich mit ihnen nur als mit Perſonen. Durch dieſe Thatſache wird auch nur die Figur des deutſchen Hausfreundes möglich, oder der Freundin des Ehegatten, wie ſie bei uns vorkommt. Während anderer Orten der Freund im Verhältniß zur Frau ſtets der zweideutigſte Charakter iſt, und die Freundin die Frau erſetzt, ſo werden bei uns nicht ſelten Freund und Freundin unſchuldige Ergänzungen der Perſonen der Ehegatten, wenn denn doch der Blick der Erfahrung deren Mängel aufweiſet. Die Fälle ſind in Deutſchland nicht ſelten, in welchen die Frau mit dem Geiſte und Gemüthe eines fremden Mannes eine innige Verbindung knüpft, ohne daß eine Verletzung der ehelichen Treue, weder

der phyſiſchen, noch der moraliſchen ſtattfindet, und daſſelbe läßt ſich umgekehrt nach der andern Seite hin behaupten. — Im Allgemeinen iſt das deutſche Haus ein beſeeltes. Die Beſeelung durchdringt es, welche überall auflebt, wo nicht Egoismen, Abſichten und Berechnungen mit einander in Wechſelbeziehungen treten, ſondern die Perſonen. Der Ausdruck jener beſeelten Wechſelbeziehungen aber iſt die Liebe. Die Liebe ſoll ſich im Hauſe verkörpern und Fleiſch gewinnen, oder mit andern Worten dasjenige, was Chriſtus meinte, wenn er vom Himmelreiche ſprach.

Man wird lachen und rufen: Wer übertreiben will, der übertreibe recht, damit der Uebertreibung ihr Recht geſchehe! — Geduld. — Meint Ihr, daß ich die Kehrſeite nicht kenne? — Ihr würdet mich mit dieſer Meinung für gar zu unſchuldig halten. Ich kenne den deutſchen geblümten Schlafrock, das Landesproduct, die gelben Pantoffeln, die weiße baumwollene Nachtmütze; den Born vaterländiſchen Tiefſinns, den Bierkrug und die Stütze des Charakters, die Tabakspfeife, kenne ich. Ich weiß von vielen zärtlichen Ehepaaren, die einander durch gegenſeitiges Verhätſcheln bis zur Nichtigkeit abſchwäch-

ten, ich habe die Thräne im Auge der gefühlvollen deutſchen Frau geſehen, womit ſie ihre kleinen Liſten durchzuſetzen wußte, und das Bewußtſeyn der höheren Miſſion blieb von mir nicht unbelauſcht, in welchem ſich der deutſche Mann zu Tiſche ſetzt, wenn ihm ſeine Gattin ein Leibgericht hat kochen laſſen. Ich hörte die ſelbſtgenügſamen langweiligen Ermahnungen der vortrefflichen Eltern an ihre guten Kinder, ich ſah die Tücke der Kleinen, die ſchon mit Empfindungen Comödie zu ſpielen wußten. Das Genie der Hausſöhne im Schuldenmachen ſah ich, und die edle Prüderie edler Töchter bei dem harmloſeſten Scherze, woraus erhellte, daß ihre Keuſchheit, von verſtändigen Müttern unterrichtet, gar wohl Beſcheid wußte. Es iſt mir auch bekannt, daß hier und da Sitte ward, der Braut an ihrem Ehrentage einen Wittwencaſſenſchein in den Trouſſeau zu legen, damit doch ja auch dann die erſprießliche Proſa nicht fehlte. Den ganzen Zettel- und Bettelkram der deutſchen Familie, ihren blühenden Jammer und die empfindſame Hausheuchelei kenne ich alſo auch ſo ziemlich und habe hin und wieder darüber ſelbſt geſpottet. Endlich weiß ich, daß auch

bei uns viele Geld- und Vernunftheirathen geſchloſſen werden.

Aber um erſt einmal bei dieſen ſtehen zu bleiben; ſo pflegen ſie dann auswärts auch reine conträts de mariage zu bleiben; in Deutſchland aber iſt der Fall gar nicht ſelten, daß der Altvaterſpruch wahr wird: die Liebe komme in der Ehe. — Die einander wie in einem doppelten Blindekuhſpiel haſchten, nehmen nachher die Binden ab, und erkennen ein menſchlich-ſchönes Antlitz; plötzlich ſpringen Brünnlein des Lebens hervor aus der ſandigen Wüſte und weil am Ende Niemand bei uns ganz hart und herzlos die Ringe wechſelt, weil das Bedürfniß und das Gefühl doch tief, wenn auch verborgen, in Jedem wohnt, ſo thaut das Eis, in dem man zuſammenkam, auf und es wird noch Frühling, wenn gleich nur der Nachfrühling, der uns zuweilen im Spätherbſt mit einigen Blüthen überraſcht. Nichts anderes, als der Zug hoffender Ahnung, daß ſelbſt kalte Verbindungen Geſchick und Herz zu Ehren bringen können, hat die Stücke der Prinzeſſin von Sachſen, deren Thema die Vernunftheirath iſt, ſo beliebt gemacht. Denn wahrlich, nicht

die lauen Fabeln und die flauen Charaktere dieſer Stücke konnten ihnen die Wirkung verſchaffen, welche ſonſt nur die Intereſſen der Leidenſchaft hervorbrachten. Aber jener Zug war es, den die Verfaſſerin mit Geſchick und Conſequenz auszubeuten verſtand, ihn würdigten die Deutſchen, weil er ihrer Ueberzeugung gemäß war, und darum ſind die Lügen und die Wahrheiten, die Oheime, Fürſtenbräute und Landwirthe mit Recht auf unſerer Bühne einheimiſch geworden.

Und nun die Caricaturen der Familie! — Man muß erwägen, daß eben weil die Idee des deutſchen Hauſes eine ſehr große und zarte iſt, auch nur hochſtehende Naturen ſie rein auszuprägen im Stande ſind, und daß das, was in einem ächten Charakter Wahrheit wird, in ſchwächeren Seelen zu Manier und Heuchelei umſchlägt. Man findet zwar in der Manier und Heuchelei, von welcher ich die rohen Umriſſe gab, einen Beſtandtheil von deutſcher Bequemlichkeitsliebe und Charakterloſigkeit, aber über denſelben hinaus geht doch die, wenn gleich falſche Begeiſterung für das ſüße Wohlſeyn in den engſten Banden, die feſte Ueberzeugung von

der ſouverainen Würde dieſer Bande und die Zuverſicht, daß außer denſelben nichts Beſſeres und Höheres zu erſtreben ſey. Mithin alſo das, was auch die Grundlage der vollkommnen Familie bildet.

Das Komiſche läßt ſich mit dem Mooſe vergleichen. Siehſt Du das kleine, dürre, gelbbräunliche, graue oder blaßgrüne Gewirr vom Weiten an, ſo erſcheint es Dir wie ein albern-einfältiges Spiel der Pflanzenwelt. Betrachte es aber näher. Schau hier ein ſchlankes Stämmchen, welches ſich oben in ſymmetriſchen Blätterbüſcheln auseinander legt, dort einen gedrungeneren Stamm, von welchem verſchränkte Zweige pyramidaliſch aufſteigen, endlich da eine runde Krone, die durch anſcheinend regelloſes Geäſt entſteht — und Du wirſt Palmen, Cedern und Eichen im Kleinen ſehen. Daſſelbe Bildungsgeſetz wirſt Du ſo in dieſen Kleinigkeiten drunten am Boden thätig erblicken, wie wenn Du um Dich und emporſehend die hohen Stämme, die lüftegewiegten Wipfel betrachteſt. So wird Dir auch daſſelbe Bildungsgeſetz höherer Natur offenbar werden in den Palmen, Cedern und Eichen der

deutſchen Familie, und in ihrem Mooſe. Zwiſchen jenen Fürſten und dieſem Pöbel aber wird Dir ein mittleres Gewächs als das verbreitetſte erſcheinen, nicht erhaben wie jene, nicht verächtlich wie dieſes, ſondern mäßiger Größe, doch aber groß genug, um von den oberen Lüften noch angeweht zu werden, welche die Kronen der Fürſten umſpielen.

War nun aber die deutſche Familie während der Unterdrückung verſchieden von der jetzigen? — Ich glaube, ja; nicht dem Weſen, aber der Beleuchtung, der Betonung, der Landſchaft nach, in welcher die Gruppe jetzt ſteht und damals ſtand. Und dieſe drei Dinge ſind für die Wirkung ſehr wichtig, beſonders auf ein junges und ungeübtes Auge, welches noch nicht gelernt hat, auch im ſchlechteſten Lichte, in der mißſtimmigſten Landſchaft die eigentliche Form der Gruppe zu erkennen.

Um mit zwei Worten anzugeben, wohin ich ſteure, ſage ich, die norddeutſche Familie (denn mit dieſer habe ich es immer nur zunächſt zu thun, da Süddeutſchland ſanfter vom Despotismus berührt wurde;) hatte während der Unterdrückung abſoluten Werth und gegenwärtig nur relativen.

Zuerſt von der Gegenwart. Ich habe, wenn ich von ihr rede, die Familien im Auge, welche ſeit etwa einem Decennio (ein Paar Jahre ab oder zu, thun nichts zur Sache) gegründet worden ſind, weil an ihnen ſich am unvermiſchteſten die Eindrücke der Jetztzeit ausprägen. Der Charakter des Friedens, in dem wir ſeit fünfundzwanzig Jahren leben, iſt mehr, als es je in Friedenszeiten vorkam, der des Vermittelns, des Verſchlingens des Einzelnen in ein Weltganzes. Es gelingt ſogar Keinem, der aus früherer Zeit herübergekommen iſt, mehr, ſich rund für ſich mit den Seinigen hinzuſtellen, ſich zu iſoliren, den Contact mit den wirkenden Potenzen abzuwehren; den hartnäckigſten Widerſtand bricht endlich doch die Macht der Umſtände. Wie viel mehr muß dieß in Familien jüngeren Datums der Fall ſeyn. Jene Macht der

Umſtände iſt aus unzähligen Agentien zuſammengeſetzt. Einige der bedeutendſten müſſen wir angeben und wo es Noth thut, erörtern.

Mit den Fremden ward nicht alles Fremde vom deutſchen Boden vertrieben, konnte nicht vertrieben werden. Aus der ſchmachvollſten Wirthſchaft, aus dem Schleuderſyſtem, welches eine Gewalt, die ſich wenig um das Beſte des Landes kümmerte, geübt hatte, waren dennoch für Tauſend und aber Tauſend Rechte entſprungen, die geſchützt werden mußten. Was gegen die Befreiung geliefert und gezahlt worden war, das mußten die Befreiten, oder der befreiende Staat — erſetzen, für die Sache der Weſtphäliſchen Domainenkäufer ſprach nur eine Stimme, obſchon man wußte, daß im Durchſchnitt da Händel vorlagen, wie ſie zwiſchen einem Bankerottirer und habſüchtigen Wucherern abgeſchloſſen zu werden pflegen, Einrichtungen der fremden Verwaltung blieben beſtehen, oder wurden nur umgetauft, wie denn die verſtärkte Federkraft der executiven Gewalt, die in einzelnen Zweigen des Regiments für nöthig erachtet worden iſt, nur auf dem franzöſiſchen Princip beruht. In ganzen

Landſtrichen dauerten fremdes Recht und fremdes Gerichtsverfahren fort; in Anderen wurde beides unter gewechſelten Namen nachgeahmt. Endlich wurde in einigen Verfaſſungsurkunden der Hinblick auf Frankreich ſichtbar. Ja, man kann ſagen, daß der abſtrakte Begriff des Staats, wie ihn die fridericianiſche Zeit nur erſt als Luxus des Geiſtes gebildet, die franzöſiſche Revolution aber unter dem Namen des ſouverainen Volks praktiſch gemacht hatte, auch nur durch die Revolution nach Deutſchland geſchleudert worden iſt. Alſo in vielen Beziehungen ein Miſchzuſtand und gerade in denen, welche zu den Fundamenten der Geſellſchaft gehören. Offenbar wäre das reine und ungetrübte Reſultat des Sieges geweſen, wenn mit den Fremden auch Alles, was von ihnen oder auf ihre Veranlaſſung geſtiftet war, zur Niederlage kam. Ich ſage nicht, daß dieſe möglich war, ſondern ich will nur andeuten, welches die Folgen ſind, wenn ein Volk ſo tief herabſank, um ſieben Jahre lang unter der Herrſchaft eines Anderen ſtehen zu müſſen. Die Natur kann ſich in einem ſolchen Falle durch ein Fieber helfen, welches den gröbſten Krankheitsſtoff

auswirft, aber die Nachwehen des Fiebers bleiben lange: das Zittern der Nerven, die Schwäche, die Unſicherheit des ganzen Befindens; und in dieſen Nachwehen ſchleichen doch noch die Reſte des Uebels umher. Die Nachwehen unſerer Krankheit und des kritiſchen Fiebers ſind nun in der hier bezeichneten Richtung eine gewiſſe Halbheit, ein Geſpaltenes und Doppeltes im Bewußtſeyn von den öffentlichen Dingen, in den Begriffen von Recht, Eigenthum und Beſitz. In dieſen Regionen ſind die Stifter der neueren deutſchen Familie ſämmtlich entwickeltere oder unentwickeltere Hamlete. Und es kann nicht anders ſeyn. Die um das Jahr 1830 Familien gründeten, waren damals durchſchnittlich etwa in der Mitte oder gegen das Ende ihrer zwanzigen Jahre, ſie waren daher zur Zeit der Befreiung ungefähr Zwölfjährige. Ihren erſten Blicken erſchien ein ſtarker und mahnender Geiſt, deſſen unzweideutiges Gebot ihnen jedoch in der Skepſis der nachher vor ihnen auftretenden Wirklichkeit problematiſch werden mußte. Sie konnten keine Vergleichung der doch im Ganzen erträglichen Gegenwart mit dem früheren traurigen Zuſtande

anſtellen; ſie verglichen nur die unbedingten Erwartungen einer vollen und großen Nationalität, welche ihre Jugend beflügelt hatten, mit der bedingteren und mäßigeren Erfüllung. Es kam dazu, daß der Contraſt der äußeren politiſchen Verhältniſſe kaum größer gedacht werden konnte. Deutſchland hatte ſeine Waffen bis in das Herz des feindlichen Landes getragen, und wenige Jahre ſpäter ſtand der beſiegte Feind wieder tonangebend in den großen Angelegenheiten da, während Deutſchland abermals beſtimmt ſchien, in dieſen Dingen die Rolle des Zuſchauers oder wenigſtens des zuletzt Befragten zu ſpielen.

Nun aber tragen alle Schöpfungen des Menſchen das Gepräge der Stimmung an ſich, in welcher er ſchafft. Die neuere und neuſte Familie wurde von Zweifelnden, in dem Unbehagen eines kaum lösbar erſcheinenden Zwieſpalts Befangenen gegründet, und deshalb iſt der Moment ihrer Gründung meiſt weit entfernt geweſen von dem altväteriſchen Genügen, von der naiven Zuverſicht der früheren Zeit. Er erſchien vielmehr den Gründern zwar wie ein heiliger, aber doch wie ein dunkeler,

nicht wie eine Lösung, sondern wie eine Schürzung des Knotens. Beide Theile glaubten in ihm nicht ihr Geschick zu ordnen, sondern erst recht die kühnste Frage an das Geschick zu richten.

Man wende nicht ein, daß ich der Hamletstimmung so vieles Gegenwärtigen eine zu beschränkte Ursache gegeben habe. Ich werde nachher noch andere bestimmende Motive aufzählen, aber diese sind untergeordneter Art. Der Hauptgrund des geistigen und gemüthlichen Schwankens bleibt das Bewußtseyn von der Größe der vorangegangenen Arbeit und von der scheinbaren Kleinheit oder unreinen Natur der Ausbeute. Man wende ferner nicht ein, daß ja doch gar Manche durch die Fortdauer der fremden Nachwirkungen im Vaterlande, oder durch die politische Schwäche Deutschlands in ihrem Empfindungskreise kaum berührt zu seyn scheinen. Die unbewußten Eindrücke sind im gesellschaftlichen Körper oft die mächtigsten, und er hat ein noch zärteres Gemeingefühl, als der Organismus des Leibes, in welchem an keiner Stelle eine Affection seyn kann, ohne daß nicht das Ganze irgend wie eine Umstimmung erfahren sollte.

Sonſt ſagten die Leute, die ſich verbinden wollten, zu einander: Du biſt mein Alles, meine Welt, das Ziel jeglichen Wunſches. Jetzt pflegt der Mann von dem Mädchen ſeiner Wahl zu rühmen, daß ſie ihn verſtehe. Und ſo ſpricht umgekehrt das Mädchen auch. Dieſes Merkwort gehört nun aber recht eigentlich der Freundſchaft an, die ſich immer auf Objecte bezieht. Denn man kann einander nur über Objecte, über Einzelnes verſtehen, wenn auch über noch ſo Vieles; es iſt durchaus unmöglich, daß der ganze Menſch den ganzen Menſchen verſtehe, vielmehr giebt es für das Verſtändniß da immer einen Bruch, nur aufzulöſen durch die Sehnſucht quand même. Die Liebe hat eine leiſe Schattirung von der Freundſchaft angenommen, die Ehe daher, der Keim und Ausgangspunct der Familie, etwas von ihrem univerſellen Gehalte eingebüßt. Denn die Freundſchaft läßt Mancherlei, ja ſogar oft ſehr Vieles neben ſich zu, die wahre Liebe duldet eigentlich nichts Zweites in der Seele.

Die Journale! — Wer zählt ſie, wer ſchälte nicht die meiſten wegen ihrer Oberflächlichkeit, Perfidie, Petulanz? Und wer entzöge ſich gleichwohl

dem Einfluß des Alles durchdringenden Elementes, welches von der Schnellpreſſe zu einem früher unglaublich gehaltenen Grade der Expanſion geſteigert, einen Jeden anweht und ihn zwingt, aus demſelben einen Theil ſeiner Reſpiration zu nehmen? Dieſes Element, eine neue Art von Gas, würde ſich ungefähr ſo beſchreiben laſſen: Auf Treue und Glauben annehmen das, was eigentlich erlebt und erſchaut werden muß; Studien, die man ſelbſt nicht zu machen im Stande iſt, durch Andere für ſich anſtellen laſſen. Ich zweifle, daß die eigentliche Natur öffentlicher Verhandlungen und Hergänge anders als durch den unmittelbarſten Anblick erkannt werden kann; gewiß iſt, daß nur der mit der Wiſſenſchaft, mit der Kunſt, mit der Poeſie in ein lebendiges Wechſelverhältniß tritt, welcher zu den Quellen ſelbſt ſchöpfen geht. Wie Wenige haben zu jenem Anblicke die Gelegenheit, zu dieſem Gange, der ein ſtiller, angeſtrengter, oft wiederholter ſeyn muß, die Muſe! Dennoch ſind die Forderungen an Jeden ſo geſtellt, daß er über Alles eine Meinung haben ſoll und bei Gelegenheit auch genöthigt iſt, ſie zu äußern. Die wunderbarſten Anſprüche

auf Polyhiſtorie ſind rege geworden. Wer darf heut zu Tage nur im gewöhnlichen Sinne für unterrichtet gelten, wenn er nicht in mehreren Dingen zugleich Beſcheid zu wiſſen wenigſtens vorgiebt, als die ſonſt im Kopfe eines Gelehrten bei einander Platz hatten? Der Heroismus aber, Ignoranz vielleicht noch größeren Ignoranten gegenüber einzugeſtehen, iſt ſchon ein bedeutender; er darf nicht Vielen zugemuthet werden.

Das Bedürfniß univerſeller Scheinbildung, hervorgegangen aus dem Gähren und Arbeiten der Zeit, befriedigen nun die Journale. Es läßt ſich der Beweis führen, daß ein ſogenannter gebildeter Mann der Gegenwart die Mehrzahl der Dinge, über welche er ſich unterrichtet anſtellt, nur aus Journalen, oder aus dem, was ihm Andere aus Journalen erzählten, hat und haben kann. Freilich wird dieß nicht leicht Jemand Wort haben wollen, dennoch aber iſt es ſo, und zwar ganz einfach deshalb, weil der Tag viel zu kurz ſeyn würde, um die Kunden ſelbſt dem ſogenannten Wiſſenden darzureichen; den Mangel deſſen, was erlebt werden

muß, wenn gewußt, noch gar nicht in das Beweisverfahren mit hineingezogen.

Die Journale ſind alſo eine gewaltig wirkende geiſtige Potenz. Man darf ſie nicht ſchelten, denn ſie haben ſich nicht ſelbſt gemacht, ſondern die Zeit machte ſie, man kann ihren Geiſt aber auch nicht loben. Sie bringen immer nur Surrogate der Wahrheit, des Erkennens, Erfahrens. Manche ſind gegründet worden in der redlichen Abſicht, ſelbſtſtändig, belehrend, frei zu ſeyn, eine Zeitlang blieben ſie dieſem Vorſatze treu, endlich aber ſcheiterte er dennoch an der Unlösbarkeit der Aufgabe, das Schwere mundrecht zu machen, und ſelbſt die Beſten ſchlugen daher auch um in das Appretiren, in den Anſchluß an gewiſſe Schulen oder Partheien.

Nun aber fühlt ſich kein ſtrebender Menſch (denn die ganz ſeichten Köpfe laſſe ich aus der Rechnung hinweg;) dauernd von Schemen und Klängen befriedigt, oder von Reſultaten angeſprochen, zu denen ihm die Vorderſätze fehlen. Es iſt ein unabweisliches Verlangen ſeiner Natur, den Dingen ſelbſt in das Antlitz zu ſchauen, Ordnung und Zuſammenhang in ſeinen Vorſtellungen zu ſtiften.

Jenes Nachſprechen auf Treue und Glauben ermüdet ihn bald, ekelt ihn nachher an. Gleichwohl bleibt er, wenn er im Strome ſich oben halten will, außer Stande, durch eigene Kraft zu ſchwimmen. Doch wieder muß er immer und immer des erborgten Korkgürtels ſich bedienen. So entſteht dann ein ganz eigenes ödes Gefühl, welches die Unruhe in der Seele vermehrt. Der geheime Grund, weshalb Viele gegenwärtig die Falte des Mißmuths noch vor der Runzel des Alters an der Stirne zeigen, iſt, daß ſie ſich im Stillen den geiſtigen Forderungen, die ſie auch an ſich ergangen glauben, nicht gewachſen halten, wiſſen, wie übel es um die Mittel ſtand, welche ſie zur Ausfüllung der Kluft wählten, und verzweifeln, auf eine redliche Weiſe des Materials habhaft zu werden. Es exiſtirt jetzt eine weitverbreitete Geſellſchaft empor ſich Schraubender und Emporgeſchrobener, deren Zuſtand faſt an den frevelhaften Rauſch und an das ernüchterte Elend der Opiumeſſer erinnert.

Noch tiefer greift das Reiſen in den Zuſtand der jetzigen Menſchen ein. Sonſt, nämlich vor etwa dreißig bis vierzig Jahren wurde zwar auch

gereiſet, indeſſen gehörte es für die Mittelclaſſen zu den Ausnahmen, und wo es da ſtattfand, wurde es durch Geſchäft, beſtimmte Zwecke oder durch eine beſondere Eleganz des Geiſtes und der Verhältniſſe herbeigeführt. Jetzt iſt das anders. Daß Jemand zu Hauſe bleibe, gehört zu den Ausnahmen; daß Alles, was nur die Mittel erſchwingen kann, welche die neueren Erfindungen ſo ſehr herabgeſetzt haben, ſich jährlich oder in nicht viel längeren Zwiſchenräumen über hundert deutſche Meilen wenigſtens fort bewege, bildet die Regel. Die Minderzahl unter dieſen Reiſenden ſind Geſchäfts- oder Zweckreiſende, die große Mehrheit reiſt, um zu reiſen. Die Figur des reinen Reiſenden, oder des Reiſenden ſchlechthin, welche ſonſt nur bei den Engländern vorkam, iſt ſeit dem Beginn der Friedensperiode nun auch reichlich nach Deutſchland überſiedelt worden.

Sie reiſen um zu reiſen. Sie wollen der Qual des Einerlei entfliehen, Neues ſehen, gleichviel was? ſich zerſtreuen, obgleich ſie eigentlich nicht geſammelt waren. Iſt dieſe Wanderluſt zu ſchelten? Auch nicht. Sie iſt natürlich und zum Theil we-

nigſtens Nachwirkung der politiſchen Stürme. Napoleon hat die Völker einſt zu einander ſpazieren geführt, das mußte aufhören, die Reiſen der Einzelnen ſind aber gewiſſermaßen die leiſen äußerſten Kreiſe der einſt ſo gewaltig im Mittelpuncte erregten Fluth. Ich muß überhaupt hier bemerken, was für viele Stellen meiner Schilderung gilt. Montaigne's Spruch ſoll mir auch zu Statten kommen: Ich will nicht belehren, ich erzähle.

Die Folgen der Reiſemode erzähle ich denn ſo. Man hat wohl geſagt, daß in der Fremde das Heimiſche dem Menſchen doppelt theuer werde; indeſſen iſt dies doch nur für kurze Zeit der Fall, und die eigentliche Wirkung häufig gewechſelten Bodens bleibt doch die in ſteigender Progreſſion fortſchreitende Neigung zum Wechſel. Reiſen erweitern wohl den Sinn, aber ſie erkälten ihn auch; ſie ſind wie ein ſtarkes Reizmittel, welches für den Augenblick eine große Erſchütterung hervorbringt, die dann eine nur um ſo tiefere Erſchöpfung der Kräfte nach ſich zu ziehen pflegt. Man ſollte Reiſen immer nur als Belohnungen ſich verſtatten, nur in der vollkommenſten Harmonie mit ſich und ſeinen Um-

gebungen darf der Scheidende ein Pfand der Verſicherung ſehen, daß den Rückkehrenden das Haus nicht unluſtig ermüden werde. Sie als Mittel der Herſtellung von Verſtimmungen und Zerwürfniſſen zu betrachten, iſt ſehr bedenklich, meiſtentheils brechen die Schäden nachher nur noch gefährlicher auf.

Man muß ſich wundern, daß noch Keiner unſerer Novelliſten den Charakter des Reiſenden ſchlechthin, des reinen Reiſenden aufgefaßt, die Situationen, welche er veranlaßt, ergriffen hat. Der Reiſende iſt durchaus Egoiſt, die Begegnenden ſind ihm Mittel zu ſeinen Zwecken. Weil nun aber die Selbſtſucht, unverhüllt, einen gar zu ſchlechten Anblick gewährt, ſo wird unterweges eine Art von Scheidemünze der Empfindung ausgegeben, es wird ein gewiſſer Antheil an den Zuſtänden, über welche der raſche Fuß hinſtreift, ein Eingehen in die Verhältniſſe der Gaſtfreunde dargelegt, wovon das Herz nichts weiß. Wer ſeinen Worten keine Conſequenz zu geben braucht, kann leicht zartſinnig, großmüthig, die Billigkeit ſelbſt ſeyn. Deshalb ſtellen Reiſende oft die gewöhnlichen Umgebungen in benachtheiligenden Schatten, das hingeworfene Wort des Vorüber-

gleitenden wird nicht ſelten zum ſtillen Saamen der Verwirrung. Man ſollte daher gegen Niemand mit ſeinen Aeußerungen vorſichtiger ſeyn, als gegen den Wanderer, denn jedes Zutraun iſt wie des Gärtners Werk. Soll die Pflanze grün aufgehen, ſo muß der Boden haften in den ihr Keim geſenkt wurde.

Alle Nachtheile des modernen Reiſens verſchwinden übrigens, wenn ein beſtimmter Zweck ſich damit verbindet. Dann wird es eine heitere Arbeit, die den Menſchen in ſich zuſammenhält, und ihm die Ruhe der Häuslichkeit ſogar ſüßer macht. Es kann auch eigentlich nicht wohl anders, denn ſo ſeyn. Welche beſſere Natur verträgt wochen- oder monatelang fortgeſetztes Vergnügen? Die Menſchen ſollten daher, wenn ſie ihr Bündel ſchnüren, irgend eine Richtung ihrer Natur befragen, und dieſer zu genügen, den Wanderplan entwerfen. Ich für meine Perſon habe mich immer ſehr wohl dabei befunden, daß ich nie gereiſet bin, nur um zu reiſen, Erholung nur in einem bunten Allerlei zu ſuchen, ſondern die Vollendung einer Arbeit, ein Studium, eine Erkundung im Auge zu haben pflegte. Man

verliert dann zwiſchen den fremden Wänden nicht das Gefühl des Daheimſeyns, Heimath und Fremde fallen nicht auseinander, ſondern werden durch einen zarten Faden verknüpft.

Was ſoll ich noch von den Vereinen ſagen, welche auch dazu beitragen, die Menſchen über die Grenzen ihrer Privatintereſſen hinüberzuführen? Irgend einem Vereine gehört jetzt Jedermann zu, ſey es nun ein Kunſtverein, eine Gefängnißgeſellſchaft, eine Actiencompagnie oder ſonſt ſo etwas. Die große Bedeutung dieſer Aſſociationen habe ich in der Einleitung anerkannt, für die Mehrheit der Einzelnen geben aber auch ſie ihren Beitrag der Beunruhigung. Denn wer das Innere ſolcher Vereine kennt, weiß, daß immer nur Wenige darin die Arbeitenden, mit dem eigentlichen Mechanismus und den Arcanis der Sache Vertrauten ſind, und daß an die Uebrigen nur gewiſſe allgemeine Reſultate gebracht werden, welche ſie hinnehmen, ohne bei ihrer Erzeugung thätig geweſen zu ſeyn. Sie ſind daher lediglich Conſumenten der Geſellſchaft; wie alle Conſumenten aber zu übertriebenen Hoffnungen oder zu unmäßigen Befürchtungen, zu hohen For-

derungen und bitteren Anklagen aufgelegt, weil nur die Arbeit das rechte Loth und Blei für das Fahrwaſſer der menſchlichen Dinge in die Hand giebt. Es iſt gewiß: Was Einer ſich nicht erarbeitet, das beſitzt er auch nicht; der Verfall des Adels ſeit dem Untergange des Ritterthums beweiſ't dieſe Wahrheit. Es beweiſ't ſie das Einſchlummern Spaniens nach dem Entdecken der amerikaniſchen Minen. — Man könnte ſagen, daß wie die Lehre der Journale ein Surrogat des Wiſſens und der Wahrheit giebt, die Thätigkeit der Vereine vielen Menſchen ein Surrogat des eigentlichen Handelns darbiete. Scheinwiſſen macht nun unſicher, Scheinhandeln aber tödtet das Herz der Entſchließungsfähigkeit ab. Woher kommt es, daß man ſich jetzt zu ſo wenigen geſunder, gerader, einfacher, aus der vollen Bruſt kommender Thaten verſehen darf? Der allgemeine Egoismus, über den man klagt, iſt nur die Aeußerung der Sache ſelbſt unter anderem Namen, nicht die Urſache. Auch iſt das, was man den modernen Egoismus nennt, wenigſtens etwas ganz Anderes, als was man früher ſo bezeichnete. Die Güter, welche man allerdings ſucht, werden nur zu einem

Theile um ihrer ſelbſt willen erſtrebt, zum anderen und vielleicht größeren Theile ſieht man in ihnen Träger geiſtiger Früchte, die Jeder brechen möchte. Es iſt ja eine eben ſo allgemeine Klage, wie jene über den vermeintlich herrſchenden Egoismus, daß Niemand ſeines Lebens und des Seinigen recht froh werde. Eben ſo wenig kann Sittenloſigkeit, welche zu anderen Zeiten die Thatkraft abſchwächte, an der jetzigen Herzensmattigkeit Schuld ſeyn, denn die Sitten ſind im Allgemeinen keuſch, wenigſtens viel reiner als ſonſt. Das Geſchlecht, welches da lebt, iſt, wenn auch keine Heermannſchaft blonder, blauäugiger Germanen, doch nicht ein entnervtes.

Wahrlich, die Zeit bietet ein ſonderbares Schauſpiel dar in Beziehung auf Energie. Man erinnert ſich an ein allbekanntes Diſtichon von Schiller über den Geiſt der Einzelnen und der ihrer Verbrüderungen. Man könnte jetzt in das Gegentheil hinüber parodirend ſagen, daß wo Viele zuſammenhandelten, ein Rieſe erſcheine, der, wenn man die Handelnden einzeln betrachte, ſich in lauter Zwerglein zerkrümele. — Hierin erſcheint aber recht eigentlich einer der Puncte, auf welchen der Ueber-

gang von der ſubjectiven zur objectiven Periode Statt findet.

Von dieſen Potenzen, denen ſich noch unzählige kleinere aus dem weitſchichtigen Culturzuſtande der Gegenwart anſchließen, iſt die heutige deutſche Familie gleichſam wie von einer Säure durchzogen und in ihrer feſten Textur etwas gelöſet. Das Haus hat gewiſſermaßen einen Gehalt in ſich aufgenommen, der es in der Zukunft ſicherlich zu einer ihm entſprechenden Form ausweiten wird, vor der Hand aber freilich für die von früherer Zeit her gezogenen Grenzen zu groß erſcheint und die Wände ſchüttern, die Balken krachen macht. Es fand übrigens wie in allen Wandlungen der Zuſtände eine generatio aequivoca ſtatt. Die Verwandlungszeichen draußen, und die im Hauſe waren ziemlich zu gleicher Zeit da.

Zu den ſeltenſten Ausnahmen möchten heut zu Tage Familien gehören, die, wenn ſie ſich auch nur ein Weniges, ja nur ein äußerſt Weniges über die gemeine Meeresfläche erheben, nicht alle Anſtrengungen machten, zu den ſogenannten geiſtreichen gezählt zu werden. Das Wort iſt durch dieſe künſt-

lichen Aufſchwünge bei den Denkenden ſo in Verruf gerathen, daß man es kaum noch ohne ſpöttiſchen Nebengedanken nennen hört. Die „Geiſtreichen“ werden mich entſchiedener Spießbürgerlichkeit bezüchtigen, ich kann mir aber nicht helfen, zu ſagen: So manches Haus, welches ich in ihrer Weiſe habe ſich abmühen ſehen, kam mir vor, wie eine Verſammlung großer Kinder, welche allen Fleiß und Ernſt daran ſetzten, Seifenblaſen in die Luft zu treiben. — Sollte die Familie, wenn der alte beſchränkte Standpunkt für ſie nicht mehr zu halten iſt, wenn die geiſtige Fluth der Zeit in ihr Gefäß aufgenommen werden muß, dieß nicht auf eine edlere und gründlichere Weiſe bewerkſtelligen können, als leider häufig geſchieht? Ich will zweierlei herausheben.

Unſere Mädchen werden zum Theil noch jämmerlich erzogen. Ihre Seele wird abgerichtet zu allerhand Scheinweſen und Flitter — eine Dreſſur, die durch die neuerdings erwachte Manie, ſie fremde Sprachen lernen zu laſſen nur noch an Breite gewonnen hat — aber ſie wird nicht erfüllt mit dem Marke des Wiſſenswürdigen, mit einigen großen

Geſtalten der Geſchichte und Literatur. Leer bleiben daher ſo Viele und der Eheſtand kann, wie er ſich meiſtentheils geſtaltet, das Uebel nicht heben, denn nun ſollen ſie repräſentiren, ſollen Damen ſeyn, ſollen über Alles zu ſprechen im Stande ſeyn, ohne von etwas die Stellung und den Zuſammenhang zu kennen. Wäre es denn nun da nicht ſchön, wenn der Mann dem Weibe noch nachhälfe, ſo weit dieß möglich iſt? Würden die Stunden, die ſonſt in Dumpfheit oder Zerſtreuung hingehen, nicht würdig angewendet, wenn der Mann die Verſäumniß der Lehrer einbrächte; und erhielte die moderne Häuslichkeit dadurch nicht eine neue, ſchöne, ihr gemäße Grundlage?

Es iſt hier wahrlich nicht auf Hervorbringung gelehrter Caricaturen abgeſehen, noch auf eine pedantiſche Didaskalie. Aber wenn zwei Menſchen ſo eng verbunden ſind, wie Ehegatten, ſo ergiebt ſich für wohlgeordnete Seelen das natürliche Bedürfniß, den Knoten durch gemeinſames Erkennen, durch Bewundern und Verehren des Trefflichen Hand in Hand, immer feſter zu ſchürzen. Gewiß iſt, daß unſere Frauen dadurch nicht weniger Frauen wür-

den, wenn ſie, anſtatt an elenden Romanen des Tages oder am Spülicht der Frömmelei ſich Indigeſtionen zuzuziehen, ein wenig mehr die geſunden Gedanken großer Schriftſteller in ſich aufnähmen, wenn ſie für das Gewäſch, welches ihnen das letzte Zeitblatt zuträgt, erführen, wie es etwa auf unſerer Erde ausſieht, oder auf welche Weiſe dieſer und jener erhabene Menſch ſein Leben zu faſſen wußte. Ich fechte hier nicht mit Windmühlen, ſondern berufe mich auf das Zeugniß der Beobachtenden, ob man nicht und zwar vorzugsweiſe gerade aus dem Munde jüngerer Frauen jetzt eine Unzahl der oberflächlichſten, abſurdeſten, den Mangel jeder Grundlage der Bildung verrathenden Urtheile zu hören bekommt?

Ferner: Sollte es nicht endlich Zeit ſeyn, eine wahrhaft deutſche Geſelligkeit wieder zu verſuchen, nicht in dem Sinne des Liedes, daß geſtern Abend Vetter Michel da geweſen ſey, ſondern in dem Gefühle und mit dem Bedürfniſſe, daß es den Zuſammenkünften der Deutſchen wohl anſtehe, wenn Jeder aus ihnen eine erhöhte Stimmung und eine Bereicherung des Geiſtes mit nach Hauſe bringt?

Wäre ſo viel daran verloren, wenn der deutſche Salon, welcher aller Orten die Battant's weit offen gethan, allgemach wieder geſchloſſen würde? Ich kenne den franzöſiſchen Salon nicht aus eigener Erfahrung, ſondern nur aus Beſchreibungen; ſind dieſe treu, ſo erbaut er ſich auf Uebereinkünften der Meinung, die in der noch immer leichteſten Converſation von der Welt ausſtrömen und es durchweht ihn ein flüchtiges Etwas, der Aether des Pariſer Daſeyns, welches alle Stockungen verflößt, alle Spannungen mildert, die Friction nur gerade ſo weit zuläßt, als ſie zur Erhöhung des Lebensreizes dient. Außerdem iſt der Salon dort nicht ſelten Heerd politiſcher oder literariſcher Vorbereitungen, ein Analogon des engliſchen Meeting. Alles das iſt franzöſiſch und national und von allem dem iſt nichts deutſch. Wir haben keine vertragenen Meinungen, wir wiſſen nicht zu converſiren, am wenigſten leicht, ſelbſt unſere Frauen ſind darin keine Meiſterinnen, und ganz fehlt unſerem Salon das oben angedeutete flüchtige Etwas. Es entſpringt bei den Franzoſen aus dem Bewußtſeyn, daß ihre Geſellſchaft ihr höheres Luſtſpiel des Lebens ſey,

daß alſo alle Conflicte, die in ihr hervortraten, nur künſtleriſche Geltung haben dürfen und künſtleriſch behandelt werden wollen. Zu einer ſolchen comödienhaften Behandlung ſind wir aber viel zu ſchwerfällig. Wir wollen in unſerem Salon auch belehren oder belehrt werden, überzeugen oder uns überzeugen laſſen, wir nehmen unſere Antipathien zwiſchen die vier Wände mit, welche bei unſeren Nachbaren die Stätte eines neuen Gottesfriedens umzirken, wir ſchmollen und grollen, wir haben Ambitionen, wo wir nur Vergnügen haben ſollen.

Endlich gehen bei uns nie von den Salons Erfolge aus. Die Literatur treibt ihre Wurzel anderwärts, die öffentlichen Verhältniſſe, wo dergleichen ſind, entziehen ſich ganz der Herrſchaft der ſogenannten guten Societät.

Auf dieſe Weiſe hat unſer Salon eine ziemliche mißfarbige Geſtalt bekommen. Die Präſidentſchaft führt eigentlich ein ſtilles Unbehagen und eine gelinde Langeweile der Meiſten. Ueber dieſem unfruchtbaren Lettenboden (um bei einer ſo disparaten Sache aus dem Bilde zu fallen) lagert ſich nun eine dünne Schicht fruchtbareren Erdreiches, in

welchem aber doch nur die kümmerliche Flora einiger Redensarten, Complimente, Schmeicheleien, schwerer Dissertationen, die sich zu Gesprächen verdünnen und leichtere Gespräche, die sich zu Dissertationen verdicken, verschiedener unterhaltungsbedürftiger, mehrerer flüsternder oder boudirender Damen fortzukommen vermag.

Ich glaube nicht, daß ich zu schwarz gesehen habe. Deutsche Salons habe ich vielfältig kennen gelernt und an vielen Orten und von guter Fabrik. Ich muß nun gestehen, daß ich meine geselligen Freuden immer weit ab von dieser Geselligkeit angetroffen habe. Und da dasselbe mir von manchem Andern, dessen Urtheil ein unbestochenes war, gesagt worden ist, so wird wohl eine Wahrheit und nicht eine säuerliche Verstimmung ausgesprochen worden seyn. — Im Gegensatz zu Jener läßt sich nun wohl eine ächt-deutsche Geselligkeit denken, deren Beschreibung, als eines Dinges, welches erst werden soll, freilich schwer ist. Sie würde aber von einem allgemeineren Bedürfnisse, wahlverwandte Naturen zu finden, verbunden mit der Scheu ohne dieses Bedürfniß mit Jemand zu verkehren, ausgehen.

Die Familie der Gegenwart hat also von dem schönen Grundschema der Liebe, welches ich früher aufzeichnete, eine Ausbeugung nach der Rechts- und Verstandessphäre hin genommen. Gewisse Normen treten in ihr marquirter hervor und bringen sie einem contractlichen oder verfassungsartigen Verhältnisse näher. Alles ist einfacher im Hause geworden; wenn man will, vernünftiger, aber auch nüchterner, kälter. Scandalöse Geschichten hört man seltener als sonst, noch seltener sind die tiefeinschneidenden Zwiespalte der Pflicht und Neigung, die poetischen Irrsale des Herzens, an welchen eine abgewichene Periode reich war, aber dafür hat das eheliche Band selbst etwas Herbes und Phantasieloses bekommen. Die Eltern stellen sich früher als sonst zu ihren Kindern in das Verhältniß älterer Freunde, woraus denn folgt, daß die Kinder noch früher Gedanken der Emancipation hegen und zwar nicht auf Schuldenmachen und Ausschweifungen, sondern auf alle Befugnisse der Cultur und Civilisation gerichtete. Bezeichnend für den Geist der Gegenwart ist das häufig in den Familien vorkommende Verlangen nach einem Talente in ihr. Es hat seinen Ursprung

in dem Widerwillen gegen die Einförmigkeit des gewöhnlichen Lebensganges, in dem Grauen vor den geheimen Schrecken der Zeit, und in dem richtigen Gedanken, daß das große Talent nicht allein für die Welt, sondern auch für das Individuum die glücklichste Himmelsgabe ist, weil es dasselbe am sichersten durch alle Stürme trägt; übersieht aber, daß es nichts unglückseligeres giebt, als mühsam gepflegte Halbtalente.

Im Ganzen fehlt es der deutschen Familie an dem früheren durchgehenden Genügen in sich selbst, sie wird eingeschränkter als sonst wie eine Freude empfunden, und steht wenigstens nahe daran, wie eine Nothwendigkeit erkannt zu werden. Auf mannichfache Weise suchen sich die Frauen zu helfen. Ich schweige von den Schriftstellerinnen, auch von den an der Emancipationsfrage sich Betheiligenden schweige ich und bringe über diese berühmte Frage nur dahin meine Meinung bei, daß die Frauen dadurch weit weniger die ostensible Absicht, gleiche Rechte mit den Männern zu erlangen, verfolgen, als vielmehr wünschen, auf einem Umwege die Forderung an ein Wiedererwachen wärmerer Neigun-

gen in den Männern geltend zu machen. Das Thema, welches Ariſtophanes in der Lyſiſtrata cyniſch, roh, frivol abhandelte, wird in der Gegenwart geiſtig, zart, verſchämt wieder aufgenommen. Ziehen die Männer in den Krieg, ſey es mit dem Speer oder mit Gedanken, ſo thun die Weiber, als könnten ſie für ſich beſtehen. Sind die Männer verliebt oder nur galant, ſo denkt keine Frau an Emancipation.

Nur über die Frauenvereine ſeyen einige Worte vergönnt. Auch ſie gehören zu den Symptomen, daß der Frau das Haus zu leer oder zu kalt geworden iſt. Nur ehelos ſchließt in Zeiten, welche einen einfacheren Bildungstrieb haben, das Weib Vereinigungen mit ihres Gleichen: die Nonne, die barmherzige Schweſter beruht auf dieſem Grundſatze. Wenn Miſtreß Fry unerſchrocken mit dem Evangelium in der Hand unter die Verworfenen ihres Geſchlechts zu New-Gate tritt, ſo iſt das der Heroismus einer Einzelnen, der wie jede große That zur Nacheiferung fortreißen und zur Stiftung einer Comittee führen kann. Wenn im Kriege ſich die Frauen verſchwiſtert der Kranken und Wunden

annahmen, so geschah es, weil unter so außerordentlichen Umständen eben nicht anders geholfen werden konnte, und wenn in England ein Magdalenenhospital der Prostitution entgegenwirkt, so läßt sich sagen, daß jeder Frau die nähere Berührung mit dieser Pest in ihren persönlichen Umgebungen verfänglich erscheinen mußte. — Wenn aber in ruhigen Friedensjahren aller Orten Frauenvereine entstehen, um die Armuth zu unterstützen, oder sich des verwaisten Alters anzunehmen, so läßt sich wenigstens eine aus der Sache hervorgehende Nothwendigkeit nicht begreifen, welche die Frauen zwänge, auf solche Weise den reingezogenen Kreis weiblicher Individualität zu überschreiten. Vielmehr wird die Frau, in deren Gemüthe wirklich Alles an der rechten Stelle ist, in deren Seele ein vollkommen ungetrübter Friede wohnt, Werke der Mildthätigkeit in der unscheinbarsten, verborgensten und vor Allem in der personellsten Art verrichten, ohne Abkältung durch fremde Medien, weil sie auch solchen Werken ein mit der Liebesfähigkeit wenigstens verwandtes Mitleid, eine individuelle Theilnahme an dem Gegenstande der Fürsorge schenken zu müssen glaubt, weil

die rechten Werke bei ihr nur aus solchen Empfindungen aufblühen. Nichts ist der Frau im Gleichgewicht fremder als die sogenannte allgemeine Menschenliebe, nichts steht ihr näher als ein warmes Interesse an dem besonderen Falle. Von ihr gilt in noch höherem Grade, was Pascal's Schwester in seiner Lebensbeschreibung von ihm erzählt, wo sie über seine zärtliche Liebe zu jedem Armen, der ihm aufstieß, redet:

„Tous ces discours nous excitoient et nous portoient quelque fois à faire des préparations, pour trouver des moyens pour des reglemens géneraux, qui pourvussent à toutes les nécessités; mais il ne trouvoit pas cela bon, et il disoit que nous n'étions pas appellés au général, mais au particulier, et qu'il croyoit, que la manière la plus agréable à Dieu étoit de servir les pauvres pauvrement, c'est à dire chacun selon son pouvoir, sans se remplir l'esprit de ces grands dessins, qui tiennent de cette excellence, dont il blâmoit la recherche en toute chose.“

Wenn alſo, wie jetzt der Fall iſt, es zur allgemeinen Sitte wird, daß die Frauen Milde und Wohlthätigkeit gleichſam als Geſchäft treiben, ſo iſt dieſer Umſtand eine Anomalie und läßt auf ein geſtörtes Gleichgewicht zurückſchließen, wobei wir natürlich die feinſten und der geſtörten ſelbſt vielleicht nicht bemerkbaren Irrungen im Auge behalten müſſen.

Ueberhaupt dürfen wir nie vergeſſen, daß in einer ſolchen Charakteriſtik, wie ich ſie von der deutſchen Familie der Gegenwart zu geben verſuchte, die Züge nahe an einander gerückt ſind, zwiſchen welche des Lebens unerſchöpfliche Fülle eine Menge verſöhnender und tröſtlicher Geſtaltungen wirft. Sie iſt nur wie ein Grundriß oder eine Charte zum Orientiren beſtimmt. Trittſt Du an das Gebäude hinan, trägt Dich das Segel zur Küſte, ſo ſiehſt Du gefällige architectoniſche Linien, ſanftes Vorland, romantiſche Klippen, bebüſchte Zungen, wo Du auf dem Papiere nur ſcharfe Winkel, trockene, unſchöne Umriſſe ſaheſt. — Ich bin durchaus nicht der Meinung, daß unſer Familienleben an einer hoffnungsloſen Auszehrung deshalb leidet, weil es

hin und wieder ſich einer gewiſſen Müdigkeit nicht erwehren kann. Als ein gutes Zeichen, es ſey nur in einem Zuſtande der Durchbildung begriffen, muß angeſehen werden, daß der Mangel gefühlt wird ohne den Gedanken an ſchlimmen Erſatz. Eine beimliche Unruhe, gleichſam ein ſtilles Nachtwandeln bei Tage treibt die Menſchen aus der Enge des Hauſes in ferne und fremde Dinge. Dieſe genügen ihnen dann doch auch wieder nicht, ſie fallen von ihnen ab und in das Haus zurück, wo aber die frühere Empfindung ſich ihrer von Neuem bemächtigt. Ein ziemlich ſchwindelhafter Kreislauf! das muß man einräumen. Aber die Ungetriebenen empfinden ihn mit ſchmerzlicher Bitterkeit, ſie empfinden ihn als tragiſche Verlegenheit und wo es bei dem reinen Bewußtſeyn eines moraliſchen Uebels bleibt, da iſt noch Heilung zu erwarten. Noch ſuchen die Männer nicht fern von ihrem Heerde häusliche Freuden, noch haben die Frauen von den Genüſſen der Repräſentation und Societät, die ich anführte, kaum Genuß.

Der Hinblick auf zwei pſychologiſche Phänomene der franzöſiſchen und deutſchen Frauenwelt

ſchließe dieſe Betrachtung. Aurore Düdevant und Charlotte Stieglitz ſtellen Extreme des verwundeten weiblichen Gefühls, des Leidens an unſäglich unerträglicher Häuslichkeit dar. Der tiefſte Riß, der in Frankreich und der in Deutſchland durch die Familie gehen konnte, iſt in ihren Schickſalen abgebildet. Beide mögen unglücklich geweſen ſeyn in einem Grade, den man vielleicht nicht zu ermeſſen, gewiß nicht zu ſchildern vermag. Aber Aurore entweicht dem furienwimmelnden Hauſe, Charlotte ſtirbt darin. Die Franzöſin weiß ſich zu tröſten, ſie legt Mannskleider an, raucht Cigarren, ſpeculirt in den Fonds, rächt ſich durch Romane von unvergleichlicher Verve und wird eine berühmte Schriftſtellerin. Die Deutſche verſteht nur ſich zu opfern, in einem erhabenenen Wahnſinne, für ein Phantom, für ein Nichts allerdings, aber das nimmt dem Opfer ſeine rührende Größe nicht. Wir haben von dem Fatum unſerer Landsmännin zwar keinen ergreifenden Roman als Frucht pflücken dürfen, aber in Charlottens Todtenanlitze wie in einem magiſchen Spiegel, wenn auch etwas fremdartig, doch kenntlich ausſehend, die Quelle der Jugend

erblicken können, aus welchem ſich deutſches Leben immerdar tränkt.

Mit dieſem Bilde der modernen Familie in lauter Halbtönen ſey nun die Geſtalt der Familie verglichen, über deren Dach die Wucht der Welt-ereigniſſe ſtürzte. An ihr war Alles noch winklicht, barock, curios; deſto zuſammengefaßter kann der Bericht von ihr ſeyn.

Weil der öffentliche Zuſtand von Deutſchland ſeit dem Weſtphäliſchen Frieden ein völlig nichtiger geweſen war und auch Friedrich die Kraft und Zuverſicht der Menſchen nur erſt in eine Vorſchule genommen hatte, von welcher ſie nachher die hohe Schule der Selbſterkenntniß in Noth und Trübſal beziehen ſollten, ſo hatten ſich alle ächten Triebe des deutſchen Gemüths in die Familie geflüchtet. In dieſem engen Rahmen hatte ſich das Gemüth zu jener Enge, Sentimentalität, Bequemlichkeit und zu der mit Iſolirungen immer verknüpften wunden

Strenge zuſammengezogen und zerſplittert, abgeflacht und zugeſpitzt, über die ich nicht weitläuftig werden will, weil man allbekannte Dinge nicht immer von Neuem erzählen ſoll. Ich verweiſe auf Iffland; er iſt der getreuſte Cicerone durch alle Schätze und Curioſitäten des damaligen deutſchen Familienlebens. Meine Achtung für ihn als Dichter will ich Niemandem aufreden; als Quellenſchriftſteller wage ich ihn gegen Jedermann zu vertreten. Da iſt er von unſchätzbarer Reichhaltigkeit. Er hat mit einem Auge, welches für die Wahrnehmung des Kleinen recht eigentlich organiſirt zu ſeyn ſchien, geſehen, mit der muſterhafteſten Treue beſchrieben. Es iſt bekannt, wie er ſich über die Geneſis ſeiner Arbeiten ſelbſt erklärt hat. Ich mache, ſagte er, bei meinen Stücken keinen Plan, ſondern mir ſchwebt eine Figur vor, die mir gefällt, die mich intereſſirt, zu ihr geſellen ſich andere Figuren, es bilden ſich Beziehungen und Verhältniſſe, ich laſſe die Leute reden, wie es ihnen gemäß iſt, und bin oft ſelbſt neugierig, wohin die Sache führt, deren Entwickelungen ich im Anfange nicht vorherſehe. — Dieſe ſcheinbar auf ein höchſt tadelnswerthes Arbeiten

deutende Aeußerung bezeichnet doch nur in unſerem Falle die organiſche Entſtehung jener ſonderbaren Stücke, welche weiter nichts ſind, als Studien der Beobachtung in dramatiſcher Form, und welche dieſen Charakter nicht haben könnten, wenn der Verfaſſer den Reichthum ſeiner Wahrnehmungen durch eine ſchärfere Fabel geſchmälert hätte. Es thut mir wohl, bei dieſer Gelegenheit meinen Reſpekt vor einem viel getadelten Manne auszuſprechen. Um ihn endlich im richtigen hiſtoriſchen Lichte zu ſehen, muß man ihn nur mit ſeinem Rival vergleichen, mit Kotzebue. Bei dem iſt Alles ſchwammig, verblaſen, liederlich; er verläuft ſich, wenn nicht in der ganzen Anlage einer Arbeit, was auch oft genug vorkommt, doch jederzeit an irgend einem Punkte in das völlig Dumme und Alberne, wie denn zum Beiſpiel einem ſeiner am beſten geführten Stücke, dem „Taſchenbuche," ja doch das Schnupfen der alten Haushälterin das Schnupfen als Plattitüde eingeimpft werden mußte. Von dieſen Mängeln trifft man bei Iffland nichts an. Seine Region iſt eine beſchränkte, aber mit dem Durchblick auf eine weite Perſpektive, nämlich auf

die unzerſtörbare Macht und Würde des Hauſes; und in jener Beſchränkung waltet er durchaus als Meiſter von der Kanzelleigröße des alten Dallner, bis zu dem vor dem Geheimenrath Wallenfeld ſtumm geigenden Jean hinunter. Jedes weiß er an ſeinen Ort zu ſtellen; fehlt ihm auch bei der Planloſigkeit der Fabel die eigentliche Strategie des dramatiſchen Feldherrn, ſo iſt er dagegen in der Taktik der einzelnen Scenen deſto vortrefflicher. Darin iſt Alles geſcheidt, öconomiſch, wirkſam. Er iſt, was Kotzebue nie war, nämlich auch für ſeine Perſon ein bedeutender Menſch. Seine kluge Führung der Berliner Bühne unter den ſchwierigſten Umſtänden, die Achtung, in welche er ſich bei dem Hofe und den höchſten Perſonen in einer dieſer Achtung noch gar nicht vorarbeitenden Zeit ohne niedere Künſte zu ſetzen wußte, ſeine vornehme und imponirende Erſcheinung daheim und auf Reiſen — alles Dieſes rechtfertigt das Urtheil, welches ich von mehreren Perſonen, die zu urtheilen fähig waren, über ihn vernahm, und welches mit dem übereinſtimmt, was Goethe von Schiller geſagt hat: Er wäre überall an ſeinem Platze geweſen, auch im Staatsrathe.

Das Iffländiſche Hausweſen Norddeutſchlands war nun, als der große Stoß von 1806 das Werk der Zerſtörung vollendete, welches die Occupation Hannovers begonnen hatte, zu einem Gipfelpunkte gediehen. In der Blüthe von Gefühl und Empfindelei, von Schroffheit und Weiche, von tüchtigem Verſtand und willkührlichſter Einbildung, von Ueberſehen der wichtigſten Dinge und Wichtignehmen der kleinſten Kleinigkeiten erfuhr es jenen Stoß. Er erſchütterte die Häuſer bis zu den Grundfeſten des materiellen Beſtandes hinunter. Es iſt doch eine Täuſchung, daß man ein Vaterland entbehren, oder daß für dieſes Vaterland ein Traumbild einſtehen könne.

Die Entbehrung hatte Niemand gefühlt, das Traumbild, was als Erſatz der Wirklichkeit gegolten, war zerſtört, die Familien ſchwebten alſo gleichſam in der Luft. Die Noth war nicht klein, Jeder mußte ſich einſchränken, Viele darbten; gegen dieſe Bedrängniſſe der unermeßlichen Mehrheit verſchwand das Wohlleben Einzelner, was dieſe ſich allerdings durch ſchlaues Benutzen des allgemeinen Ruins oder

durch gefälliges Anſchmiegen an die Fremden zu bereiten wußten.

Die Einwohner des preußiſch gebliebenen Staates hatten eigentlich gar keinen Zuſtand mehr, die neuen Weſtphalen, welche aus Niederſachſen, Hannoveranern, Braunſchweigern, Heſſen und einigen alten Weſtphalen coagulirt waren, hatten einen Halbzuſtand, ähnlich dem des Zuſammenwohnens in einem theuren und dabei ſchlechten Gaſthofe, ſie machten zwar unter einander wohl Gaſthofsbekanntſchaften, aber immer mit dem Gedanken an baldiges Umziehen. Ihre Furcht empfand zwar, daß bei Sturm und Unwetter das löcherichtſte Obdach immer noch beſſer ſey, als keines, jedoch erzeugte dieſes Gefühl des einigermaßen-Geborgenſeyns keineswegs eine Neigung zu dem traurigen Schutzmittel. Am meiſten mögen die Sachſen in der alten Weiſe ſich fortgedacht haben, doch kam auch bei ihnen allgemach die Ueberzeugung zum Durchbruch, daß ein zu mächtiger Freund eine gar bedenkliche Gabe des Schickſals ſey. — Die Städte, welche jetzt überall mit den Häuſern zu den Thoren hinauswandern, verödeten, in den Straßen begann Gras zu wachſen, ein

eigenes Haus, wonach ſonſt jeder verlangt, wurde an vielen Orten wegen der Heereszüge ein Fluch. In meiner Vaterſtadt kam einmal ein altes Mütterchen auf das Rathhaus gegangen, überreichte der Serviscommiſſion ganz froh, und erleichtert durch ihren Entſchluß, die Schlüſſel ihres Häusleins und ſagte, die Herren möchten nun damit anfangen, was ihnen gut dünke, ſie habe aufgegeben, was ihr doch nicht mehr gehört, ſondern der Einquartirung.

So war das Gefühl und die Lage, als man ſich von der erſten Betäubung erholt hatte, und wieder um ſich zu blicken begann. Die Theilnahme an den öffentlichen Dingen, ſo weit ſie ſich nicht in Haß entlud, ſchränkte ſich darauf ein, daß Jeder in ſeinem Kreiſe Einzelnes, wie Schulen, Stiftungen, Vermächtniſſe, Anſtalten, vor dem Angriff der Fremden zu erhalten ſuchte; der Patriotismus, wenn man das ſo nennen will, wurde durchaus local, corporativ; man ſieht, wie die gewaltigſte Zerſchmetterung hier die erſten Keime des Verbindungsgeiſtes hervorrief, aus welchem naturgemäß ein erneutes öffentliches Leben der Deutſchen nur emporwachſen kann.

Aber die Familie hatte in ihrem innersten Wesen, welches ich in die Beseelung durch Liebe gesetzt habe, durch Napoleons Sieg nicht gelitten. Im Gegentheil, da ihr jede Neigung, sich nach Außen zu wenden, nachdrücklichst verleidet wurde, da für keinen Besseren in den beutegewordenen Landstrichen irgend ein Antrieb vorhanden war, im Gemüthe mit dem Staate anzuknüpfen, so zog sie sich nur um so straffer, krampfartiger in sich zusammen. Was einer in seiner Frau, in seinen Kindern, in den Hausgenossen und nächsten Freunden hatte, das besaß er noch, und außerdem nichts. Das Gefühl dieses Zusammenhangs mit allen seinen Consequenzen wurde daher noch gesteigert, jedes Haus war nur für sich da, und in dieser Isolirung und gesonderten Existenz tritt uns nun das Hauptunterscheidungszeichen der deutschen Familie während der Unterdrückung, von der jetzigen in ihrer Verflößung nach dem Allgemeinen hin, entgegen.

Man würde aber sehr irren, wenn man glaubte, der Familiengeist habe, durch die Noth belehrt, seine Kobolds tücken abgestreift. Im Gegentheile: das Wort von Tacitus kam abermals zu Ehren: Inter

adversa gliscit superstitio. Alle Abentheuerlichkeiten und Velleitäten prägten sich nur noch schärfer in den gereizten Seelen, welche in diesem Gebiete allein noch ihre Selbstständigkeit fühlten, aus.

Sonderbar mag der Zustand in Preußen gewesen seyn. Die Last der Tyrannis war dort noch schwerer, unter ihr aber bestand denn doch der wundgedrückte Staat mit seinem Königshause, seinen Gesetzen und älteren Einrichtungen fort. Dazu kamen die Arbeiten der Wiedergeburt, die bald nach dem Sturze begannen, so wie die Einflüsse Fichte's und Jahn's auf ihre nicht kleinen Kreise. Es ist unwahrscheinlich, daß dort die Isolirung der Familie in sich so groß gewesen sey, wie links von der Elbe, der Blick mehrerer Menschen auch aus der Mittelschicht der Bildung mag sich in jenen Gegenden in das Oeffentliche gesenkt haben, wenn gleich die Städteordnung, die hier scheinbar den größten Anreiz hätte geben müssen, als ein zu neues Institut in der That am wenigsten wirksam war, und nur von einem Theile der Städte als willkommene Gabe empfangen, von einem anderen Theile aber als Mittel beargwöhnt wurde, drückende Lasten durch

die Belaſteten vertheilen zu laſſen, und ſie dadurch ſcheinbar leichter zu machen. Jedenfalls aber war das Symptom, welches ich angegeben, dort nur ein ſchwächeres, und fehlte nicht. Denn die Hoffnungen, wo ſie bis zu dem Bündniſſe von 1812 beſtanden hatten, waren gebrechlich, die Bürde aber war ſtark.

Eine beſondere Aeußerung des ſich iſolirenden Familiengefühls war der Nepotismus jener Zeit. Auch jetzt herrſcht der Nepotismus; die Mehrzahl der einigermaßen wichtigeren Anſtellungen geſchieht in ſeinem Geiſte, aber er wird ſorgfältig verborgen und nur dem Kundigeren gelingt es, in jedem Falle ſeine geheimen Fäden aufzufinden. Damals aber war er etwas Eingeſtandenes, ſelten hatten die, welche das Geſchick Anderer zu gründen im Stande waren, Hehl, daß ſie vorzugsweiſe für ihre Angehörigen und Freunde ſorgten, ja, es wurde wohl für einen Familienehrenpunct gehalten, in dieſer Weiſe zu verfahren. Sehr natürlich, wenn man die Lage der Dinge, wie ſie war, in das Auge faßt.

Auf das heranwachsende Geschlecht wirkte daher die Familie nicht als Theil eines Ganzen, sondern als rundes Ganzes. Sie erschien ihm als eine Theocratie des Gefühls, als eine ehrwürdige Usurpation. Der Sohn sieht jetzt den Vater in Verwickelung mit so manchen Uebermächtigen und dabei Vernünftigen. Früh fängt er daher an den Vater mit Dingen und Personen zu vergleichen. Ein solcher Seitenblick war der damaligen Zeit sehr fremd. Womit der Vater nicht fertig werden konnte, das war das Unvernünftige, Schlechte, durch keine Niederlage ging die Autorität verloren. Die Alten thaten und verlangten Allerhand, was der erwachende Verstand der Jungen nicht billigen konnte; das erweckte aber nur den stillen Wunsch der Jungen, auch dereinst so selbstständig zu werden, um dergleichen ebenfalls thun und verlangen zu dürfen. Man vergönne mir die Erzählung einer lächerlichen Kindergeschichte. Das Oberhaupt einer Familie hielt Rührei für eine der Jugend schädliche Speise. So oft sie daher im Hause bereitet wurde, erhielten die Kinder von derselben nur eine äußerst geringe Spende, während der Vater zu sich

nahm, so viel ein Mann in seinen Jahren bewältigen konnte. Der Aelteste, in dessen lebhaftem Geiste ein frühes Freiheitsgefühl spukte, hatte diese ungleiche Vertheilung der Güter auf Erden lange still gekränkt erdulden müssen. Endlich machte sich die Empfindung unter seinen Cameraden Luft. Wir saßen an einem Sonntag Nachmittag zusammen und unterhielten uns, vom Spiel ausruhend, von dem, was Jeder vornehmen wolle, wenn er erwachsen seyn werde. Die Reihe kam auch an jenem Frondeur und Dieser rief: Ich lasse mir dann alle Abende noch einmal so viel Rührei machen, als mein Vater jetzt ißt! — Ein brennender Durst nach den Studentenjahren, von welchen man den Himmel aller Freiheit sich verhoffte, war ebenfalls der Ausdruck jener Wünsche. Die jetzige Stimmung junger Leute in Beziehung auf diese Periode läßt sich mit dem damaligen leidenschaftlichen Begehren nicht vergleichen.

Aber die geheimen Leiden, Bitterkeiten und Anklagen jenes jugendlichen Alters raubten dem kindlichen Gefühle nichts. Die Eltern standen als der Mittelpunkt der ganzen kleinen Welt da und eine

einfache Pietät, eine ſchlichte Unterwerfung machte ſich daher von ſelbſt. Was aber in dieſer durch Willkühr und Unrecht hätte erſchüttert werden können, wurde wieder befeſtiget durch den Anblick der Noth, die Jene litten. Die Kinder ſahen die Eltern Noth leiden, wenigſtens Bedrängniß und Verdruß mancher Art, und deshalb wurden ſie ihnen Gegenſtand eines ehrfurchtsvollen Mitleids. Die Jugend kommt meiſtentheils gut aus der Hand der Natur, deshalb iſt ihr eine zärtliche Theilnahme an den Leiden älterer Perſonen gar nicht ſo fremd, wie die Liebhaber der Erbſünde meinen. Nur verſchwindet das Mitleid raſch aus der Erinnerung, wenn das Leiden aufhört. Hier aber waren dauernde Bekümmerniſſe und deshalb bildete ſich auch die ſympathetiſche Empfindung ſtationair aus und gab dem ganzen Verhältniſſe eine eigene warme Färbung.

Patriarchaliſcher, als jetzt, war mithin die Gewalt in der eclesia pressa des damaligen deutſchen Hauſes. Auch nach außen machte ſich dieſer patriarchaliſche Charakter geltend. War gleich von einer früheren noch größeren Herbigkeit des Regiments ſchon viel abgeſchliffen, ſo ſtanden doch noch manche

Ecken und Kanten da, die jetzt sonderbar auffallen würden. Im Allgemeinen galt der Grundsatz, daß die Kinder der Eltern Eigenthum seyen, und daß ein Jeder mit seinem Eigenthume schalten dürfe, ohne daß Andere Einspruch zu erheben, das Recht besäßen. Nichts seltenes war es, daß die Eltern, gleichsam um ihr Eigenthumsrecht durch untrügliche Zeichen abzustaben, die Kinder durch seltsame Kleidung oder andere Auffälligkeiten auszeichneten. Varnhagen erzählt, daß ihn sein Vater als Türke habe gehen lassen. Dieser Zug gehört nun allerdings einer älteren Periode an. Aber auch ich erinnere mich noch mancher Dinge ähnlicher Art. So wohnten zwei Familienväter als nächste Nachbarn neben einander, deren Eigenthumseifer gleich groß war, sich aber verschieden äußerte. Der Eine hatte fünf rasch auf einander gefolgte Knaben. Diese ließ er eines Tages plötzlich völlig uniformirt in rothe Jacken mit blauen Sammtkragen und Silberstickerei und in gelbe Nankinghöschen stecken, in welchem schreienden Putze sie dann wie Jockeys verjüngten Maaßstabes auf der Straße umherwandelten. Der Andere gestattete an dem Haupthaare

ſeiner Kinder nicht Scheere noch Scheermeſſer. Sie mußten ihre Mähnen bis auf die Mitte des Rückens hinabwallend tragen, obgleich Keines etwa beſonders ſchönes Gelock führte, ſondern Alle nur ſogenannte Lichtſpieße, an denen nichts zu ſchonen war. Dergleichen würde nun jetzt manche Verwunderung erregen, damals aber unterlag es keiner Cenſur.

Freilich gab es auch manches Haus, in welchem die weichliche Erziehung herrſchte, über die Fichte in ſeinen Reden an die deutſche Nation zürnt, und Tieck in der verkehrten Welt ſpottet. Es fehlte nicht an dieſem und jenem Ehepaare Rabe, welches die „verehrungswürdigen Kleinen“ zu den Gebietern des Hauſes erhob. Aber auch dieſe Abirrungen verloren ſich nicht aus dem patriarchaliſchen Gebiete, deſſen Kennzeichen darin beſtehen, daß der Untergebene etwas thun muß, oder ſich erlauben darf, weil der Vorgeſetzte, bloß durch ſich und ſeinen Willen beſtimmt, ihm gebietet oder verſtattet. Es waren ſchwächliche Despoten, ſolche Eltern, wie ſie aber in größeren Verhältniſſen auch vorkommen, wo dann Weiber oder Eunuchen herrſchen, ohne daß gleichwohl dadurch der Despotismus in das Repräſ-

ſentativſyſtem oder in den Liberalismus umſchlüge. Unter ſolchen Einflüſſen entſtehen Ungezogenheiten, die Widerſtandsluſt wird genährt, und es kann bis zum offenen Aufruhr kommen; aber Alles bleibt in der Sphäre Abſalom's und David's. Der moderne Geiſt, der die Familie zu durchziehen angefangen hat und dem jetzigen jungen Geſchlechte zeitig die Ahnung giebt, daß ihm gegen das Aeltere Rechte zuſtehen, daß Beide ſich unter der Herrſchaft eines gemeinſamen Begriffs befinden, war jener verkehrten Welt fremd.

Paedagogiſche Anekdoten.

Ich für meine Perſon bin in der allerſtrengſten Weiſe auferzogen worden, und da das, was ich erfahren, wie eine Spitze des alten Syſtems ſich ausnimmt, ſo will ich einige Erinnerungen mittheilen. Die Eine gehört noch faſt dem Kinder- die Andere dem Knabenalter an. Die Dritte fällt in meine academiſche Zeit.

Seit meinem zehnten Jahre entbrannte in mir ein Leſehunger, der ſich lange fortſetzte und den ich jetzt mir hin und wieder wünſchen möchte. Dieſe Krankheit erſcheint faſt in allen Kindern, welche mit einigem Talent ausgeſtattet wurden. Der bloße Anblick eines Buches verſetzt das damit behaftete

Kind in eine Art von zitternder Begierde, die weniger die Stillung einer eigentlichen Neugier ſucht, ſondern aus der erſten Ahnung von dem unermeßlichen Reiche des Wiſſens entſpringt. Nur im Gedruckten, was es auch ſei, lebt und webt das junge Geſchöpf, die entlegenſten Winkel werden aufgeſucht, um die geliebte Speiſe in Muße verzehren zu dürfen, frühe Morgen- oder ſpäte Abendſtunden bringen keinen Schlaf in das nach den Lettern verlangende Auge.

Ich las, weſſen ich nur habhaft werden konnte und genoß die ſeligſten Stunden bei dem, was ich verſtand und — nicht verſtand. Reiſebeſchreibungen, Biographien, Romane, Schauſpiele wurden verſchlungen. Aber auch das, was für meine Jahre von keinem Intereſſe ſeyn konnte, war mir eine genehme Koſt; ich arbeitete mich durch den ganzen weitſchichtigen Abbè de la Plüche hindurch und ſogar durch drei Bände von ſchleſiſcher Landwirthſchaft, die ich mir aus des Vaters Bibliothek zu verſchaffen gewußt hatte. Ich war unglaublich fertig im Schnellleſen und ein nicht gar zu dicker Band koſtete mich ſelten mehr als einen Tag.

Mein Vater aber, dem dieſe Wuth gefährlich für die Sinne und Phantaſie ſeines Sohnes vorkommen mochte, erließ plötzlich das geſchärfteſte Edict, daß ich nichts mehr leſen ſolle, als was er mir in die Hand gebe, worauf mir denn von ihm ſchmale Portionen zugingen, wöchentlich etwa ein Buch, meiſtentheils Reiſen.

Daß eine ſolche Unterſagung, die in dem vollen Wachsthum des Naturtriebes, einſchnitt, nichts verfing, war natürlich. Ich befriedigte mein Gelüſte nun heimlich, wie es nur immer angehen wollte, nur noch glücklicher im verbotenen Genuß. Eines Tages ſaß ich denn auch im ſtillen Hinterſtübchen, hingenommen von einer alten Schwarte und meines Wähnens völlig ſicher. Die Lectüre war eine völlig unſchuldige; ich las in einer Wiener Ueberſetzung vom Jahre 1720 oder da ſo herum „des chriſtlichen Märtyrer's Polyeuct aus dem Franzöſiſchen des Herrn Peter Corneille". — Polyeuct will ſich taufen laſſen, dann will er doch wieder nicht, weil ſeine Gemahlin ſchlechte Träume gehabt hat, und dann geht er doch mit Nearch ab, ſich taufen zu

laſſen. Paullina, die Gemahlin, erzählt Stratonice'n, daß ſie Severen geliebt habe; aber:

„Bei aller großen Brunſt, die er und ich auch hatten,
Von meinem Vater nur erwartet' ich den Gatten,
Wen er mir geben möcht', zu freien ſtets bereit. . ."

Auch ſie ſagt, wie ſchlecht ſie die Nacht geſchlafen habe. Felix, der Landpfleger, kommt und meldet ſeiner Tochter, Sever, der alte, todtgeglaubte Galan, lebe und ſey vor den Thoren von Melitene; ſie müſſe ihn durchaus mit Höflichkeit empfangen, da er ein großes Thier bei Hofe geworden ſey. Paullina will nicht. Da ſie aber eine Compoſition von Tugend und Gehorſam iſt, ſo wirkt der Vater mit ſeinem Anſehen auf die letzteren Species; und Paullina ruft:

„Ja denn! Ich muß von Neu'm bezähmen mein Gefühl,
Bin Eures Machtgebots ergebnes Opferſpiel!"

Bei dieſen verhängnißvollen Worten ergriff mich die Nemeſis. Ich hörte meinen Namen mit dem bekannten erſchütternden Tone hinter mir rufen, erſchrak, der chriſtliche Märtyrer flog, wie ſein Kopf im ſpäteren Verlauf der Tragödie, blitzſchnell unter den Tiſch; ich wandte mich, mein Vater ſtand in der Kammer. Er ſagte nichts, deutete nur mit dem Finger nach dem Buche, ich erhob es, reichte es ihm dar, ungefähr mit der Empfindung im Herzen, die ich nachmals, da ich den Polyeuct ohne Furcht leſen durfte, an Nearchen kennen lernte, als er nicht ſo raſch, wie der Held, in jene Ewigkeit einzugehen wünſcht. Mein Vater ſah das Titelblatt an, ſteckte das Buch zu ſich, unbeweglich blieb ſein Antlitz, kein Vorwurf überſchritt die Lippen, ſchweigend verließ er die Kammer. Ich wußte aber, was es an der Zeit ſey, noch ehe ein Dritter kam, der mir ankündigte, der Vater habe als Strafe feſtgeſetzt, daß ich heute und morgen und übermorgen für mich bleiben ſolle und nicht am Tiſche der Eltern eſſen dürfe. Dieſe Ehrenbuße war mir die empfindlichſte; aber weder meine Thränenklage noch die fürbittende Vorſtellung des wohlwollenden

Dritten, daß jener armeniſche Blutzeuge unter Kaiſer Decius wohl unmöglich meine Einbildungskraft habe vergiften können, vermochte ſie zu wenden. Es blieb bei der Sentenz und ſie kam ohne Milderung zur Vollſtreckung, denn mein Vater dachte, wie der große Kurfürſt:

„Ich will, daß dem Geſetz Gehorſam ſey.“

Mehrere Jahre waren vergangen, aber eine zweite heftige Neigung, die mich von früh an peinigte, hatte ſich nicht geſänftigt. Alles Dunkle, Geheimnißvolle, Umhüllte reizte mich über die Maaßen. Schon als Kind zerlegte ich Spielzeug, um die Maſchinerie zu erkunden, welche da draußen hüpfende Lämmer, hackende Bauern, tanzende Schäfer hervorbrachte. Pflanzen, die mir auffielen, wurden mit dem anhangenden Erdreich aus dem Boden gehoben, um das Wurzelgeflecht und die dazwiſchen wimmelnde Würmerwelt anzuſchauen. Verſiegelte Packete alter Scripturen, die ich irgendwo geſehen, kamen mir nicht aus dem Sinn und galten mir für die Bewahrer merkwürdigſter Geſchicke, hinter jeder zugeſchloſſen gehaltenen Thüre witterte ich in Gelaſſen, die mein Fuß noch nicht betreten hatte, die

größten Entdeckungen. Genährt wurde dieſer Drang durch das düſtre winklichte Haus, in dem wir wohnten und durch das Alter des Vaters, hinter dem eine ſo lange Vergangenheit ſich ausbreitete.

Beſonders war der finſtere Oberboden des Hauſes der Schauplatz meiner Spürwanderungen. Es ſtand allerhand Geräth und Gerüll dort umher, das Sparrenwerk ſah ſo ſonderbar aus, mein Vergnügen war, die verblichenen Schirme und Tapeten, die ſich dort befanden, zu muſtern, ich durchkroch ihn häufig in allen Richtungen und ließ keinen Winkel unbeſucht, wobei ich mich an manchen Balken ſtieß.

Nun brachte mich aber eine Bodenkammer, welche nie aufgethan wurde, faſt zur Verzweiflung. Es hieß, daß der Vater darin allerhand Sachen aus der Zeit vor ſeiner Verheirathung aufbewahre. Was hätte ich darum gegeben, in die Kammer einzudringen! Ich ſuchte die Oeffnung mit klugen Redeweiſen zu veranlaſſen; es war aber umſonſt. Oft lag ich mit dem Auge am Schlüſſelloche, konnte aber nichts erſpähen, als eine unmäßig große Bache,

welche von der Decke herabhing und die Aussicht versperrte.

Wir wollten in's Mansfeld'sche zum Oheim reisen. Im Hause wurde gepackt; ich trieb mich im ersten Stock in der Nähe der Bodentreppe umher. Eine Magd stieg diese empor, ich hörte oben aufschließen, nicht wieder zuschließen, die Magd kam herunter, einen Koffer mühselig hinter sich her zerrend, dem vermuthlich ein anderes Reiseerforderniß aus der Kammer nachgeholt werden sollte. Nun war der lang ersehnte Augenblick gekommen, der denn auch athemlos benutzt wurde. Ich war im Nu oben und in der Kammer. Die Zeit war kostbar, ich hielt mich daher bei der Bache nicht auf, die wie der Schlauch des Aeolus geschwollen da schwebte, noch bei den Billiard-queuen, der eingelegten Armbrust, der Windbüchse, den Jagdtaschen und einer purpurrothen Wildschur, sondern schoß auf ein Repositorium zu, welches in der dunkelsten Ecke des spinnenvollen Raums stand. Da lagen in den Gefachen umschnürte Packete über Packeten, buntes Gequäst und Getroddel, Glaskästen und Wachsfiguren drinnen, ausrangirte Dosen und schadhaftgewordene Perle-

mutterfutterale. Aber von einem unteren Brette ſtrahlte mir in mattem Glanze etwas entgegen; danach ſtreckte ſich meine Hand aus, denn ich war überzeugt, daß das der eigentliche Hort dieſer Zauberhöle ſey. Ich hielt einen zinnernen Becher von mäßigem Umfange mit Fuß und bauchiger Wölbung zwiſchen den Fingern und entfernte mich eiligſt mit meiner Beute. Auch im Hauſe hielt ich mich noch nicht für ſicher, ſuchte mir vielmehr vor dem Thore einen abgelegenen Platz zwiſchen den Elbweiden, um die Art des Talisman's zu erprüfen.

In der That war derſelbe von einer Beſchaffenheit, die auch wohl die Aufmerkſamkeit eines Anderen als eines Knaben rege machen konnte. Ringsherum nämlich und von oben bis unten ſah ich in gleichmäßig abgetheilten Quadraten über fünfzig Schildereien eingegraben, und dem Auge kaum lesbar franzöſiſche, lateiniſche, deutſche Verſe darunter. Die Gegenſtände derſelben waren zwar äußerſt verſchiedenartig; ein Mann mit der Krone auf dem Haupte in Feſſeln, ein Schiff, von den Wellen umhergeworfen, ein in die Höhe gewachſener

Kürbis, ein Baum, an deſſen Wurzel der Fäller hackte, Prometheus mit dem Geier, Tantalus, Ixyon, die Furien, Hunde die den Hirſch verfolgten, und noch vielerlei mehr aus der Natur, der Geſchichte, dem Fabelkreiſe. Aber nachdem ich einige Unterſchriften entziffert, und die Darſtellungen unter einander verglichen hatte, erkannte ich, daß ihr Zweck nur einer und derſelbe ſey, nämlich in wechſelnden Bildern das traurigſte Geſchick zu verſinnlichen.

Dieſe Conjectur fand in einigen vergilbten Blättern, die in dem Becher lagen, Beſtätigung. Sie waren ganz mürbe. Mit ausgeblaßter Dinte bekannte darin Jemand, der ſich aber nicht nannte, daß er die Arbeit zur Erheiterung ſeiner jammervollen Stunden vorgenommen habe. Jede Schilderei wurde Nummerweis beſchrieben, die Unterſchriften hatte der Unglückliche auf dem Papiere wiederholt. Da war er gekrümmt in ſchweren eiſernen Banden und hatte keine Ruhe, wie Manaſſe, der König von Juda, als er gefangen ſaß zu Babel; ſeines Lebens Schiff war hin und her geſtürmt worden und endlich untergegangen. Stolz und verwegene Wünſche hatten in ihm getrieben, wie

die Ranken am Kürbis des Propheten Jonas, auch an seine Wurzel war die Axt gelegt, auch an seiner Leber nagte der Geier, die Qualen der Unterwelt, welche der Verfertiger abgebildet hatte, die Furien, waren ihm nicht fremd, tausend Sorgen verfolgten ihn wie Hunde den Hirsch.

Die Arbeit war äußerst fein aber nur sehr flach eingegraben, sie ließ auf ein Instrument wie eine Radirnadel schließen. Auch darüber belehrte das alte mürbe Papier. Mit einem spitz abgeschliffenen Nagel war, so sagte der Unbekannte, das Leidenswerk vollbracht worden.

Da saß ich nun mit meinem Zauberbecher zwischen den grauen Weiden und zerbrach mir den Kopf. Daß er eine Kerkerarbeit seyn mochte, konnte ich aus dem Könige in Ketten, so wie aus manchen andern Anspielungen schließen, auch daß der Gefangene eine Person von Stand und Bildung gewesen war, verriethen die Bilder und ihre Unterschriften. Aber wer in aller Welt war er gewesen? Welches entsetzliche Schicksal hatte ihn in den Abgrund solches Elends hinunter gestoßen? Und wie kam mein Vater zum Besitze dieses Schmerzens-

denkmals? — Ich rieb an ihm, wie Aladdin an der Lampe; es erſchien aber kein Geiſt, das Geheimniß zu offenbaren; endlich ergriff mich, als die Sonne ſank, unter den einſamen, traurigflüſternden Stämmen, den Wellen der Elbe gegenüber, die auf dem naſſen Sande zu meinen Füßen andringlich ihre Schaumkreiſe abſetzten, ein Grauen; ich ſchüttelte mich und eilte mit dem gefährlichen Kleinode unter dem Tuche nach Hauſe.

Die Reiſe in das Mansfeldiſche, ſonſt eine Jubelfahrt für die Kinder, konnte nun meine grübelnden Gedanken nicht zerſtreuen; ich ſchlich mich, ſo oft es unbemerkt geſchehen konnte, bei Seite, und dachte über meinen Becher nach, der mir allmählig der Kern einer romanhaften Geſchichte zu werden begann. Wir kehrten zurück und meine geheimen Aufregungen dauerten fort. Niemandem ſagte ich etwas von der Sache, weder meinen Geſchwiſtern, noch meinen vertrauteſten Schulcameraden. Sie blieb mein theuerſtes aber auch mein quälendſtes Eigenthum. Ich war etwa vierzehn Jahre alt, alſo ſchon fähig, zu combiniren. Eine Erzählung von der eiſernen Maske fiel mir in die Hand, hier

fand meine Entdeckung Grund und Boden in einem räthſelhaften Geſchicke anderer Zeiten; ich meinte, der Becher möge wohl von einem ähnlichen Staatsgefangenen herrühren und hatte nicht übel Luſt, meinem Vater in einer uns verborgenen Periode ſeines Lebens die Rolle des Gouverneurs von der Inſel St. Margaretha zuzutheilen.

Es wäre nun wohl das Kürzeſte geweſen, ihm meinen unſchuldigen Raub zu geſtehen und ihn um den Zuſammenhang zu befragen. Denn unſchuldig war der Frevel im höchſten Grade geweſen; ich hatte den Becher bei der erſten günſtigen Gelegenheit wieder an ſeinen Ort zu bringen mich beeifert, da mir nichts im Sinne gelegen, als die Stillung meiner Wißbegier. Aber keine menſchliche Macht hätte mich zu einem ſolchen Wagniß bewogen. Ich wußte, daß mein Vater mir nichts thun würde, da er nur mit Blicken und kurzen Worten zu wirken pflegte. Die Gewalt dieſer Blicke und Worte war aber für uns ſo mächtig, daß wir uns mehr davor fürchteten, als andere Kinder vor den härteſten Strafen. Ich blieb alſo lieber gepeiniget und unaufgeklärt. Erſt weit ſpäter, in fremdem Lande, durch einen

launiſchen Zufall, erfuhr ich, was ich damals ſo vergeblich forſchend betrachtet hatte.

Im April 1813 bezog ich die Univerſität Halle. Mein Vater hatte, in dem ſehr richtigen Gefühle, daß Lebensabſchnitte die beſten Früchte tragen, wenn der neue Boden unvermiſcht gelaſſen wird, feſtgeſetzt, daß ich ein ganzes Jahr lang nicht nach Hauſe kommen und die erſten Ferien zu einer Reiſe nach Thüringen und Franken benutzen ſolle.

Die Honigmonate meiner jungen Freiheit, welche mit den blutigen Roſenmonaten der deutſchen Freiheit zuſammentrafen, waren ſüß. Nach Giebichenſtein und Crellwitz wurde allabendlich gepilgert, die Saale in Kähnen, die nicht viel breiter und ſicherer waren als die Canot's der Wilden, bis zur Höltybank befahren: zwiſchen den grünen Büſchen des Giebichenſteiner Gartens oder unter den Felſen von Crellwitz lagerte ſich die junge Horde, ſeelenvergnügt bei der ſchmalſten Koſt, und dort ging uns Tiecks Geſtirn auf, welches wir eben kennen gelernt hatten und das uns mit unſäglicher Freude erfüllte. Wirklich ſtieg da die wundervolle Mährchenwelt uns auf in der alten Pracht und wie oft ſtürmten wir jauchzend

über den Jäger im Runenberg, über den Kater, die Studenten Löwe und Tieger, das Rothkäppchen und den König Gottlieb in mondbeglänzter Zauber-nacht, die den Sinn gefangen hielt, heim! Ueber dieſe Anregungen hinaus ragte noch eine andere Erſcheinung der edelſten Schönheit. Die wei-mariſche Geſellſchaft, damals in der höchſten Blüthe, ſpielte in Halle und ſo erlebte ich etwas, was un-ſchätzbar in eines Menſchen Geſchick iſt; nämlich, der völlig offene und unentweihte Sinn wurde gleich von einem Höchſten in ſeiner Art entzündet.

Ich fühlte mich ſeit meinen erſten Kinderjahren leidenſchaftlich zum Dramatiſchen hingezogen, man kann aber nach dem bisher erzählten ſich wohl vor-ſtellen, daß mir der Beſuch des Schauſpiels eben nicht reichlich verſtattet wurde. Ich war bis zu meinem ſiebenzehnten Jahre vielleicht drei- oder vier-mal im Theater geweſen, und nun wurde mir, der ich durch etwas Falſches noch nicht geirrt worden war, dieſe Offenbarung des Feinen, Würdigen, dieſe Muſik des Vortrags, dieſer Reigentanz des Gangs und der Gebärden, dieſer Aether der Poeſie, wodurch der große Dichter ſeine Anſtalt zum Abdruck der

eigenen harmonischen Brust gemacht hatte. Von Vergnügen war da nicht die Rede, sondern entzückt war ich und verzückt, die alte Kirche, worin man die Bühne eingerichtet hatte, war mir eine geweihte Halle und die Andacht zum Gottesdienste des Wortes, welcher darin seine Stätte fand, flammte vermuthlich brünstiger, als die frühere des Orts. Formgebend für meine ganze spätere Zeit sind diese Eindrücke gewesen, was ich an einem anderen Orte näher darlegen werde.

Für jetzt muß ich sagen, daß der Student denn doch auch Studirenshalber sich auf der Universität befindet. Und so waren Logik, Metaphysik, Institutionen, Naturrecht sehr gewissenhaft angenommen und bezahlt worden, wurden auch nach Gelegenheit besucht. Regelmäßig hörte ich dagegen Schütz über Horazen's Episteln und die Frösche des Aristophanes. In diesem Collegio stellte sich gleichfalls zu jeder Stunde ein feiner, blasser Mann im erbsengelben Oberrock, das Buch, wie wir anderen Schüler unter dem Arme, ein, der uns am Abend als Posa, Don Manuel, Wiburg, Klingsberg hinriß oder zu lachen machte. Es war Wolf. — Zu Hause las ich da-

neben fleißig im Tacitus, der mir immer der Nächſte unter den römiſchen Schriftſtellern war und geblieben iſt.

Aber zwiſchen alle dieſe Freuden und Luſtigkeiten, zwiſchen den Ernſt und Jubel einer ſich zum Erſtenmale fühlenden Kraft trat plötzlich der Mann, welcher damals den Königen wie dem letzten Bauer zu ſchaffen machte. Der Aufſtand der Jugend in den Landſtrichen links der Elbe fand zwar in Maſſe erſt nach der Schlacht bei Leipzig Statt; aber dennoch war von Halle ſchon vor dem Schluſſe der Collegien im März 1813, angefeuert durch geheime Sendboten aus Berlin, eine beträchtliche Schaar zu den preußiſchen Fahnen aufgebrochen; meiſtentheils zu dem Lützow'ſchen Freikorps. Nach dem Sturme durch Kleiſt im April waren die ſiegenden Preußen von den Einwohnern mit Jubel empfangen worden. Man wußte, daß Napoleon das Eine, wie das Andere wiſſe, und es ſchwebte daher in den erſten Sommermonaten eine Gewitterluft über der Univerſität, die freilich uns junge Leute wenig angriff. Auch hofften die Vorſtände und Be-

hörden noch durch Mittelsperſonen von Einfluß den Schlag abwenden zu können.

Auf einmal verkündeten während des Waffenſtillſtandes und, wenn ich nicht irre, noch im Juli die Zeitungen, der Kaiſer werde in den nächſten Tagen von Dresden abreiſen und Niederſachſen, beſonders Magdeburg in Augenſchein nehmen. Wir Studenten achteten deſſen wenig, Denen aber, die etwas zu verantworten hatten, mag Uebel zu Muthe geworden ſeyn, denn Halle mußte von dem Strahle dieſer Reiſe berührt werden.

Ich wollte eines Vormittags mir aus den Inſtitutionen das Nöthige über die Falcidiſche Quart holen, fand aber ſtatt eines geſammelten Auditoriums nur einen Haufen unruhiger Commilitonen, denen der Fiscal eben angekündigt hatte, daß nicht geleſen werde. Auf ferneres Befragen eröffnete er uns, daß der Kaiſer ſo eben der Univerſität eine andere und zwar eine tödtliche Quart verſetzt habe. Die Univerſität war nämlich aufgehoben, oder hatte, wie der damalige Curialſtyl lautete, aufgehört zu ſeyn. Napoleon war in der Nacht an Halle durchpaſſirt, hatte draußen vor dem Thore umſpannen

laſſen, die academiſchen Behörden, die ihm ihre Aufwartung machen wollen, heftig angelaſſen und ihnen unter ſchweren Drohworten für ihre Perſonen kurzweg erklärt, er brauche keine Studenten, ſondern nur Soldaten und Bauern. Er war darauf, wie der Dämon, in das Dunkel entſchwunden, in der Frühe aber hatte ein officieller Aufhebungsbefehl aller Ungewißheit ein Ende gemacht.

Die Profeſſoren hingen die Köpfe, die Logik kam nicht bis zu den Schlüſſen, die Metaphyſik blieb in der Ontologie ſtehen, Profeſſor Hoffbauer konnte ſich, ungeſtört vom Naturrechte, der alleinigen Beobachtung ſeiner Hunde widmen, die Scherze des alten Schütz geriethen unter Schloß und Riegel. Die Studenten bezahlten ihre Wirthe, oder bezahlten ſie auch nicht, und reiſten ab, die Weimaraner gingen nach Weimar zurück, die Fridericiana wurde wüſt und leer. Ich glaubte, für ſo außerordentliche Umſtände ſey der Befehl meines Vaters nicht gegeben worden, und da ich überdieß nicht wußte, was ich an einem Orte ferner ſolle, wo es keine Vorträge mehr gebe, ſo machte ich mich auf den Weg, und wanderte zu Fuß im ſtärkſten Sonnen-

brande die ſtaubige Chauſſee nach der Heimath hinunter. Sobald ich aber unſer Haus betreten hatte, überfiel mich die Ahnung, daß ich auf gefährlichem Boden ſtehe. Beklommen erwartete ich die Rückkunft meines Vaters, der ſich in ſeinen Geſchäften auf der Präfectur befand. Als er kam, trat ich ihm begrüßend entgegen. Er maaß mich mit ſeinen Augen, lehnte die Annäherung ab und ſagte mit feſtem Accent: Ich habe Dir verboten, während des erſten Jahres nach Hauſe zu kommen. Du wirſt Dich hier ausruhen, wenn das geſchehen, aber zurückkehren, wohin Du gehörſt und für Dich ſtudiren, bis ich über Dich anderweit beſtimmt habe.

Dabei blieb es denn auch. Ich verweilte zwei Tage in Magdeburg, beſtand vor meinem Vater ein juriſtiſches Tentamen und kehrte dann in die Lücke zurück, welche eine Hochſchule früher ausgefüllt hatte. Die Einſamkeit, in welcher ich nun gegen zwei Monate leben mußte, ohne Verwandte, Freunde, Rathgeber an einem fremden Orte in ſo jungen Jahren, hatte etwas von manchem Callotſchen Bilde, auf welchem ſich Hexen, Teufel und Fratzen umherjagen. Fouqué's Zauberring hatte ich zu leſen

bekommen, Arnim's Gräfin Dolores und Ahasver, Brentano's Ponce de Leon und noch Anderes, was dieſer hyperromantiſchen Richtung angehörte. Ich fing an, mich bei hellem Tageslicht vor Geſpenſtern zu fürchten. Die wimmelnden, ſpukhaften Geſtalten huſchten durch mein weites ödes Zimmer in dem ſtillen Klügel'ſchen Hauſe, dazu goß der Regen im Auguſt in Strömen herab und bannte mich vollends in jene phantasmagoriſche Stubenatmoſphäre. Ich weiß nicht, wohin dieſe Eremitenlage mich noch gebracht haben würde, wenn nicht die Tage vor der Leipziger Schlacht dem ganzen Weſen ein Ende gemacht hätten. Die allgemeine Bewegung, welche nun unſere Gegenden ergriff, riß mich auch fort und trieb mich in die Wege, welche ſo viele Andere gingen. Ich machte eine größere Reiſe, als mein Vater ſie für mich im Sinne gehabt hatte. Und auch nach dem von ihm geſetzten Probejahre ſollte ich ihn nicht wieder erblicken. Er ſtarb in der durch Tauentzien belagerten Feſtung, während ich im Felde war.

Jene ſtrenge, nur noch um Einiges geſteigert, würde an Titus Mantius im Latinerkriege erinnern

können. Dennoch habe ich mich nicht gescheut, von ihr zu erzählen, denn meine Worte sollten dem ehrwürdigen Schatten, den ich in meinem Gedächtnisse heraufbeschworen, ein frommes Opfer darbringen.

Es ist ein Gemeinplatz, womit man eine straffe Behandlung junger Personen rechtfertigen will, daß man sagt, wer dereinst das Befehlen verstehen solle, müsse erst haben gehorchen lernen. Man reicht damit nicht weit. Denn nicht Jeden bestimmte sein Schicksal zum Befehl, auch machen sich die meisten und die wichtigsten Dinge in der Welt ohne Heischen und Gehorchen.

Aber leben soll ein Jeder lernen, und am Leben sich orientiren. — Wie nun nichts schwerer ist, als durch die platte, gegenstandslose Ebene den Weg zu finden, dagegen im Gebirg, Feld, Kuppe und Waldwasser dem geübten Auge bald Richtung und Richtsteg zeigen, so geht es auch im Geistigen und Sittlichen zu. Der Mensch lernt nur von Gegensatz und Schranke, die ihm entgegentreten. Je schroffer und kantiger diese sind, desto früher bildet er sich, nachgebend oder sich widersetzend, ein festes Knochengerüst des Lebens aus, welches dann doch

kein dürres Skelett bleibt, sondern die Umkleidung mit weichem Fleische, die Verhüllung unter schönen Formen wohl verträgt. Die unbestimmte Denkungsweise, welche vermitteln will, wo es nichts zu vermitteln giebt, die uneinbarsten Gegensätze in ein und dasselbe Netz der Begriffe einzufangen trachtet, Alles halb auffaßt, weil sie Alles nur halb sieht, diese Denkungsweise, aus der wir im öffentlichen, wie im Privatleben so unzählige Mißgriffe haben entspringen sehen, bequem der natürlichen Trägheit des Menschen, wird von Dem fern gehalten, dessen Bewußtseyn sich entwickelte am Gewahrwerden einer unbesieglichen Duplicität, der früh lernte, daß es ein Widerhaltiges und Uebermächtiges gebe, welches keinem Begriffe sich fügt, und der bei Zeiten scharf um sich sehen mußte, um einer fremden Willensgewalt gegenüber an den Dingen eine Stütze zu finden.

Strenge Erziehung ist daher ein Segen und eine Ausstattung für alle Tage. Der, dem sie wurde, erlebt in sich die Erziehung des Menschengeschlechts, in welcher das Geheiß, Isaak zu opfern, und der Gesetzesdonner vom Sinai auch frühere

Stufen waren, als das ſanfte Joch des Menſchenſohnes. Sie richtet ihm ſein Lebensgebiet zu einem Gebirge mit feſten Umriſſen zu und macht ihn ſelbſt zum Gebirgsmanne, während ein weiches und breiartiges Element leicht in die Ebene verlaufen macht, darin die ſtumpferen und langſameren Stämme wohnen.

Freilich muß die Strenge, wenn ſie wie etwas Heiliges auf die Jugend wirken ſoll, durchdrungen ſeyn von der Reinheit, die an ſich ſelbſt auch keinen Flecken duldet, von der Liebe, die wie ein milder Quell aus den ſchroffen Felſen des Charakters bricht, und von der Kraft, ſein Daſeyn für die der Zucht Unterworfenen opfern zu können. Alles das hatte ich neben und über allem Zwange anzuſchauen, und deshalb darf ich ſagen, daß durch jene altrömiſche Art mir vorbereitet worden iſt, ſpäter von manchen Irrſtegen mich wieder in die Straße zu finden. Sie mag der Gegenwart allerdings fremd und ſchauerlich genug vorkommen.

Der Oheim.

Ich habe die früheren Abſchnitte mit Federn geſchrieben, welche kurze Spalten hatten und vorn mehr breit als ſpitz abgekappt waren, gegenwärtig ſchnitt ich mir ein halbes Dutzend mit langen Spalten und nachgiebigen Spitzen. Einige darunter haben auch Zähne.

„Wozu dieſe kleinliche Bemerkung?“

Dazu, Herr Doctor, um Ihnen zu erklären, warum mein Oheim anders geſchrieben wird, als der Avisbrief und auch anders als die Knabenerinnerungen und die Familie.

„Sie hangen alſo von Ihrer Feder ab?“

Ja wohl, Herr Doctor, ſie iſt ja mein Handwerkszeug. Der Jäger hängt von ſeinem Gewehr ab, der Fiſcher von ſeiner Angel, der Kaufmann

von jenem Gelde, der Schneider von seiner Scheere, der Philosoph von seinem System, der Aristocrat von seinem Ritterthum, der Offizier vom Exercierreglement, der Pietist von seinem Herrgott. Es hängt Alles in der Welt von seinem Handwerkszeuge ab und die rechte Kunst besteht nur darin, das Handwerkszeug immer in gutem Stande zu erhalten, oder vielmehr in dem Stande, wie er sich für das gerade vorliegende Geschäft schickt.

Manches Handwerkszeug ist einfacher Art, zum Beispiel das des Philosophen, des Aristocraten, des Pietisten. Wird das System, das Ritterthum, der Herrgott nur jeden Samstag blank gescheuert, so können damit jene Ouvriers schon wieder eine Woche lang zurecht kommen, der Philosoph kann das Leben in seiner Mausefalle einfangen, der Aristocrat sich blähen und bei Gelegenheit Speichel lecken, der Pietist Engelchen greifen, die Comödie verdammen und mit Gottes Hülfe Rehbraten essen. Beschwerlicher schon hat es der Schneider, er braucht große und kleine Scheeren, der Jäger gar ist Büchsen benöthigt und leichter Flinten, auch Schrotes von verschiedenen Nummern, am meisten aber ist ein Sitten-

ſchilderer mit ſeinem Handwerkszeuge geſchoren. Er muß Schwanenfedern haben, Rabenfedern, Stahlfedern, harte, weiche, ſtumpfe, ſpitze Federn, zuweilen auch Federn mit Zähnen, wenn die Sitten danach ſind.

„Mein Geiſt regiert meine Feder.“

Deshalb wächſt auch auf Ihren Domainen nur Windhafer. —

„Sie ſcheinen des trockenen Tones ſatt, und der großen Verheißungen in der Einleitung müde zu ſeyn.“

Nein, Herr Doctor. Aber der Weltgeiſt ſtimmt keinen trockenen Ton an, er ſchlägt zu gleicher Zeit alle Töne an, von dem Brummbaß der Kanonen bis zum Discant der Pickelflöten hinauf, er ſtellt in demſelben Salon Schlachtſtücke und Farcen aus, er iſt der moderne Tragiker, der auch in den ernſteſten Kataſtrophen dem Gracioſo ſeine Miſſion ertheilt.

Ein Mann, der im Begriff iſt, de bonne foi an ſeinen Schreibtiſch zu treten, ſetzt ſich weiter gar nichts vor, als die Feder gerade ſo zu ſchneiden, daß ſie den Ton ungefähr treffen kann, den

der Weltgeiſt bei der und der Paſſage anſchlug. Die in der Dämonologie Erfahrenen wollen aber behaupten, in die Hand führen bei dieſer Action allerhand Geiſterlein, magnetiſirten das Meſſer und von dieſem aus den Kiel.

Zuweilen ſteckt der Weltgeiſt die Könige in das bunte Kleid. Karl der Zehnte hatte es an, als er bei ſchönem Abendwetter im Juli 1830 auf den Balcon ſeines Schloſſes trat, ſich des ſanften Windes erfreute und ſprach: der iſt gut für meine Flotte von Algier. — Er gemahnt uns, wie Falſtaff, da er im Garten des Friedensrichters Schaal war, von Piſtol die fröhliche Botſchaft empfing und ausrief: Laßt uns Pferde nehmen, weſſen ſie auch ſind; die Geſetze Englands ſtehen mir zu Gebote! — Ich habe es nicht mit einem Gracioſo ſo vornehmen Rangs, auch mit Keinem, der Ordonnanzen brütete, oder nach fremden Pferden verlangte. Mein Gracioſo war ein Bürgerlicher und ein Unſchuldiger, aber ein Gracioſo war er doch in mitten der großen Welttragödie und des ernſten Familiendrama's.

Er gehört zu den Artikeln, die auf dem Lager nachgerade ganz eingegangen ſind. Jede einiger-

maßen wohlassortirte Familie vor dreißig, vierzig Jahren besaß mindestens ein solches Exemplar, winklicht, in allerhand Spinnweben verfangen, kunterbunt. Wo sind sie geblieben? Wo ist die Komik des Lebens geblieben? Der Teufel hat sie nicht geholt. Der Verstand entführte sie. Das Lächerliche ist nach der noch immer brauchbarsten Definition ein Kampf mit dem Verstande; lange stand das Treffen im Gleichgewicht, endlich hat der Verstand gesiegt und die Triebe, Neigungen, Gedanken, die ihm das Widerspiel hielten, in den Sack gesteckt.

Es wurde sonst einem armen Teufel, wenn er auch mehr als gewöhnlichen Mutterwitz besaß, so schwer gemacht. Ein Poet, ein Nichtphilister war ein Familienunglück. Was sollten sie beginnen, wenn sie nicht geradezu Genies waren? Sie gingen unter die lächerlichen Figuren, wurden Sonderlinge, zuletzt komische Alte. Wo ist die Wiese, das Feld, der Wald für den Nachwuchs heut zu Tage? — Den ärmsten Teufeln wird es jetzt so leicht gemacht. Meistentheils sind komische Figuren verdorbene Talente. Woher sollen sie sich recrutiren in einer Zeit, die nicht einmal ein Talentchen umkommen läßt,

sondern bei jedem Quentlein Witz, Phantasie, Wissen gefällige Hebammendienste leistet? Seht die Legion junger Doctoren der Philosophie, auf einige Schulbrocken etablirt, von dem doch Jeder noch sein Auditorium findet, den Froschlaich der Versemacher mit dem adäquaten Verleger * * *, die großen Farbenkasten, Academien geheißen, voll mittelmäßiger Maler, die nichts vermögen, als ihre Modelle abschreiben und doch diese Munda als Bilder verkaufen, die Heerde abgerichteter Virtuosen, die — die — ich würde außer Athem kommen, wenn ich alle jetzt zur Blüthe gebrachte Keimlein vom Äsops-Range aufzählte!

Herr Doctor, Sie, dessen Geist seine Feder regiert, erzählen Sie mir bei Gelegenheit Ihre Lebens- und Bildungsgeschichte. Ich will Ihnen von meinem Oheim Yorick erzählen. Sie wissen aus Ihrem Hamlet, welches Amt Yorick bei dem alten Könige von Dänemark bekleidete. Ich versichere Sie, daß Sie kein Oheim Yorick werden, auch wenn ihre Fräulein Schwester heirathen sollte.

Mein Oheim Yorick wäre, hätte ihn ein Graf oder ein reicher Patricier erzeugt, ihm die beſten Lehrer gehalten, und ihn nachher mit Wechſeln und einem Führer verſehen, durch Europa reiſen laſſen, wahrſcheinlich ein bedeutender Mann, gewiß wenigſtens ein geiſtreicher Mäcen geworden. Da aber nur ein armer Schulrector ſein Vater war, den er noch als Knabe verlor, da er auf dem Halliſchen Waiſenhauſe über Tertia nicht hinausgelangen konnte, weil er ſich ſein Stückchen Brod ſuchen mußte, und da er dann in Europa nichts weiter zu ſuchen hatte, als dieſes Stückchen Brod, ſo wurde er eben nur mein Oheim Yorick.

Ich will es machen, wie Triſtram Shandy es mit ſeinem Onkel Toby machte, ich will ihn beſchreiben, dadurch daß ich ſein Steckenpferd beſchreibe.

Die Art der Schilderung, welche darin beſteht, daß man ſagt, was ein Ding nicht ſey, ſcheint mir eine ganz vortreffliche zu ſeyn. Der Zuhörer hat immer ein gewiſſes Vacuum in der Seele, von einigen Erwartungen umrandet, und indem man nun von dieſen Erwartungen eine nach der anderen ab-

ſticht; etwa wie der Gärtner auf ſeinem Beete das Loch erweitert, darin ein Baum treiben ſoll, deſto größer wird das Vacuum, deſto heißer die Begierde, es ausgefüllt zu empfinden, deſto zufriedener ſpäter das Gemüth über jede noch ſo mäßige Füllung.

Ich will deshalb, Herr Doctor, zuvörderſt Ihr Vacuum erweitern, und Ihnen vertrauen, was meines Oheims Steckenpferd nicht war.

Mein Oheim Yorick pflegte uns Kindern, nachmaligen jungen Leuten (denn ſeine Erzählungen blieben verſchiedene Perioden hindurch dieſelben;) in ſeiner energiſchen Manier zu erzählen, er habe, als er Anno 1777 aus der Pforte des Halliſchen Waiſenhauſes in die Welt getreten ſey um Oeconom zu werden, acht oſtenſible Stücke in ſeiner Oeconomie beſeſſen und mehr nicht, nämlich 1) einen runden groben Hut; 2) einen Rock von ſchwarzem Commistuch; 3) eine Weſte von demſelben Stoffe mit zinnernen Knöpfen; 4) ein Paar kurzer, gelber, lederner Inexpreſſibles; (der Oheim nannte dieſes Stück deutſch;) 5) ein Paar ſchwarzer wollener Strümpfe; 6) ein Paar Hackenſchuhe mit Zinnſchnallen; 7) das Halliſche Geſangbuch; 8) einen

Kamm. — Von dieſen acht Stücken habe er aber Nummer 7, das Geſangbuch, im erſten Wirthshauſe liegen laſſen, denn er ſey ſich noch mit Schauder bewußt geweſen, wie oft er daraus unter freiem Himmel bei Winterfroſt, wenn ein Miſſionar vom Waiſenhauſe entlaſſen worden, mit den anderen Knaben, halberklommen habe ſingen müſſen.

Der Ideenkreis, auf den ſich dieſe Erzählung bezog, gehörte nicht zu ſeinem Steckenpferde, denn er trug ſie jederzeit ganz grimmig und giftig vor und ſpuckte dabei aus.

Er hatte ſich während ſeiner kümmerlichen Jugend durch Fleiß und Rechtlichkeit ſo empfohlen, daß die Sterne ihm auf einmal günſtig zu ſchimmern begannen. Ihm wurde, als er noch in ſeinen beſten Jahren war, die Pachtung eines großen Staatsgutes zu Theil, welches unter der franzöſiſchen Herrſchaft in das Loos des Herzogs von Dalmatien fiel. Sowohl der König von Preußen als der Herzog von Dalmatien waren ihm gelinde Pachtherrn; man ſah auf den ſicheren Mann und nicht auf tauſend Thaler Pachtſchillinge mehr. Er lebte daher wie ein Farmer von Old-England bequem

und aus dem Vollen, ſah ſeinen Waizen vom fetteſten Boden mit Vergnügen einfahren, fuhr ſelbſt in ſeinem Landauer ſpazieren, und legte, wenn er einhundert Thaler auf die Pacht einrollte, eine eben ſo große Rolle für ſich zurück.

Dies war der Beruf meines Oheims, aber nicht ſein Steckenpferd.

Er war ein ſehr corpulenter Mann und trug in der Regel einen kornblumfarbigen Leibrock mit Meſſingknöpfen.

Weder der Rock, noch ſeine Corpulenz machte ihm aber beſondere Freude. Als Steckenpferd war alſo keines von Beiden anzuſehen.

Er war der Touriſt der Familie. Nach Leipzig zur Meſſe reiſ'te er wenigſtens alle zwei Jahre. Tief in Thüringen war er eingedrungen, ja ſogar einmal bis nach dem Fränkiſchen hin geſchweift, nach Bad Liebenſtein. Dort hatte er einen innerlich illuminirten Berg geſehen, wie er ſich ausdrückte. Auch zum Congreſſe von Erfurt im Jahre 1808 war er gereiſ't, und mit den beiden Kaiſern im Theater geweſen; obgleich er zu dieſer Freude ſich in ſeidene Strümpfe bequemen müſſen, das erſtemal

in ſeinem Leben. Napoleon, ſagte er, habe aus ſeinem Fauteuil nicht ein Auge von der Darſtellung abgewendet, wovon die gleiche Aufmerkſamkeit aller Zuſchauer die Folge geweſen. „Wie Talma ſpielte,“ ſagte er, „das war was Craſſes;“ er wollte damit die Erhabenheit des Spiels bezeichnen. Wir bekamen eine Nachahmung des berühmten Tragikers von ihm zu ſchauen, worüber uns vor Verwunderung die Haare zu Berg ſtanden. In dieſem wiederholenden Abbilde ſtach beſonders der mit weit geöffneten Augen, zitternden Geſichtsmuskeln, donnernder Stimme vorgetragene Ausruf: O mon père! hervor.

Allein er ſetzte ſeinen Reiſeberichten hinzu: der Wein ſey in den Gaſthöfen geſchwefelt, man bekomme darin nur enge und ſchlechte Betten, müſſe von dem unausſtehlichen Gedränge bei feſtlichen Anläſſen leiden und freue ſich, wenn man ſein Haus wieder erblicke. Er reiſ'te aus Pflicht, um der Gefahr des Verſaurens zu entgehen, auf ſeinem Steckenpferde ritt er aber unterweges nicht.

Er liebte, ſeinen jugendlichen Zuhörern die ungeheuerlichſten Geſchichten zu erzählen von ausge-

tretenen Bächen, von Wolkenbrüchen, von fremdartigem Gethier, welches ihm in den Wäldern um sein Pachtgut aufgestoßen. Die alte Holzzelle, so hieß das Amt, war vor der Säculariſation ein Jungfrauenkloſter geweſen; der Oheim hatte bei ſeinem Antritt ein zugeſchüttetes Verließ aufnehmen laſſen und darin wenigſtens ein Dutzend Skelette von eingemauerten Nonnen gefunden. Schade, daß auch kein Knöchlein aufbewahrt geblieben war, da wir ſo gern etwas von dieſen Schlachtopfern der Kloſterzucht geſehen hätten! Er beſaß einen Brunnen, über dem ein eigenes Haus ſich erhob, in den Felſen gehölt, nur mittelſt eines großen Tretrades zu benutzen, von wirklich ſchauerlicher Tiefe, aber dem Oheim genügte dieſe Tiefe nicht, er behauptete, es gehe da unten von dem abgründlichen ſchwarzen Waſſerſpiegel ein Canal nach dem ſüßen und ſalzigen See bei Seeburg. Von Jahr zu Jahr verſprach er, ſich mit uns in den Abgrund hinunterzulaſſen und unter den Bergen weg nach den Seen zu kahnen. Es iſt aber nie etwas daraus geworden. Endlich trug der Oheim zu öfterem außerordentliche Dinge von ſeiner Brautfahrt und Anwerbung vor,

bei welcher Romanze jedoch die Tante, die eine sehr ernste und gehaltene Frau war, das Zimmer zu verlassen pflegte.

Diese historisch-poetischen Uebungen waren ein Splitter von des Oheims Steckenpferde; aber nicht der ganze Gaul.

Mich will bedünken, Herr Doctor, Ihr Vacuum sey jetzt groß genug geworden, sie seyen beinahe ganz leer. In diese Grube senke ich meines Oheims Steckenpferd.

Das Steckenpferd meines Oheims Yorick war, Steckenpferde zu haben. Ich will mich darüber deutlicher machen.

Ein jeder Mensch sollte billigerweise eine Jugend haben und seine Jugend genießen. Es ist einer der seltsamsten Mängel in einem Lebenslaufe, wenn der rechte Schimmer der ersten Tage fehlt, man kann sagen, daß alle späteren Bewegungen des Lebens dann etwas von den Zuckungen haben, die der Galvanismus hervorruft. Was für eine Jugend nun die hatte seyn müssen, welcher die Ausstattung durch die acht beschriebenen Stücke zu Theil geworden war, läßt sich unschwer errathen. Und

gleichwohl hatte der arme Schelm im ſchwarzen Waiſenhäuſerrock empfunden, er habe Witz, Munterkeit, Sinne, Luſt zu genießen, Drang zu lernen und zu erfahren. Glückliche Menſchen hatten es ſich vor ſeinen Augen an den wohlbeſetzten Tafeln des Lebens ſchmecken laſſen, er aber war genöthigt geweſen, immer ſeitwärts vorbeizuſchleichen und ſich den Mund zu wiſchen. Ein ärgerlich-luſtiger Humor, ein verdrießliches Lachen bemächtigte ſich ſeiner Seele. Das Leben rumorte ihm in den Gliedern und warf ſich ihm, da es keinen rechten Ausbruch thun durfte, auf die Nerven.

Als er daher in Fülle und Wohlleben kam, ſetzte er ſich vor, das Verſäumte nachzuholen. Nicht, daß er ausgerufen hätte: Jetzt will ich jung ſeyn! ſondern es machte ſich ganz natürlich. Die verſetzte Kindheit und Jugend trat an ihm gleichſam wie ein Ausſchlag hervor. Alle Poſſen, Abentheuerlichkeiten, Gelüſte, Schwabenſtreiche, welche andere Menſchen in ihren frühen Jahren abſchäumen, drangen unſerem Vierziger über die Haut und waren noch nicht erſchöpft, als meine Erinnerung begann, wo der Oheim denn doch ſein halbes Jahr-

hundert hinter ſich hatte. Wir lebten in proteſtantiſchen Landen und deshalb hatte er kein wunderlicher Heiliger werden können, aber ein wunderlicher Kauz war er geworden, ſo wunderlich, wie Natur, die Enkelin Gottes, welche vom Großvater den Ernſt, von ſich ſelbſt aber die Launen hat, nur je einen zu formiren im Stande geweſen iſt.

Er war der Puck, der Prospero, der Graf Hoditz unſerer Jugend. Wenn wir als Kinder vom Anhalt'ſchen aus in die Mansfeld'ſchen Berge hineinfuhren an ausgewaſchenen Stellen vorbei, die uns Abgründe bedünkten, wenn wir ſpäter als Studenten die Straße von Halle her über den ſalzigen und ſüßen See hinaus gewandert waren und nun in die grüne Hügelſpalte eindrangen, an deren oberem Saume Holzzelle lag, ſo wehte es uns aus den Wipfeln der Waldbäume, von den engen und tiefen Seitenpfaden des Forſtes an wie lauter Ahnung, Luſt, Freiheit. Darauf zeigte ſich das

weiß und rothe, weite, mauerumgebene Amt mit ſeinen Gärten, Höfen, Scheuren und Stallungen. Das geräumige Wohnhaus, worin eine Familie mit zwanzig Kindern vollaus Platz gehabt hatte, der Oheim aber mit der Tante kinderlos horſtete, that ſeine gaſtliche Pforte auf, gab uns bunte Erinnerungen, buntere Hoffnungen. Das Amt lag ganz einſam, die nächſten Menſchenwohnungen waren über eine halbe Stunde entfernt, nach Eisleben hatte man eine ſtarke Meile. Als Fouqué Mode geworden war und wir die Fahrten Thiodolfs des Isländers geleſen; nein! nicht geleſen, verſchlungen hatten, nannten wir im Winter das durch unwegſame Schneelager von der Welt geſchiedene Paar: Oheim Neſiolf und Baſe Gunhild.

Aber im Sommer war es ſchön und luſtig im alten Nonnenkloſter, dem ſchon ſeit einem Säculo alle drei Gelübde fehlten. Nach der einen Seite liefen vom Amte die herrlichſten Kirſchplantagen aus, die von weißſchimmernden hellgrünzitternden Birkenhölzchen umſtanden waren; nach der andern Seite trat man aus dem Garten unmittelbar in die

fetteſten Wieſen. Sie ſenkten ſich einige hundert Schritte weit zu Thale und der Eichen- und Buchenwald bot ſeine Schatten. In dem ſtach da und dort ſpitzes Geklipp hervor, Steinbrüche riſſen ſich dicht am Wege ſenkrecht abgeſchnitten auf, hohe Mauern ſtanden an einer einſamen Stelle wie Fingerzeige in verſchollene Zeiten da, unten im Grunde aber rieſelte zwiſchen Waldblumen ein Wäſſerlein, welches aus einer übermauerten Grotte, eiskalt und perlenklar entſprang, und der Nonnenbrunnen hieß. Man legte dieſer Quellfluth beſondere heilende Kräfte bei; ich weiß nicht, wie es ſich damit verhielt, gewiß aber war es, daß ihr Duft und Schaum das Erwachen zärtlicher Triebe förderte. In den Buchen umher fand ſich mancher verſchlungene Namenszug eingeſchnitten, von einem Herzen umgeben, mancher Knabe und manches Mädchen liebten dorthin ſpazieren zu gehen, und der Oheim, obgleich er an Liebesſachen gern ſein heiſeres Schrauben und ſeinen ſchwerſchrötigen Spott übte, ſtörte doch eigentlich jene Baumbeluſtigungen und Promenaden nie, ſondern führte eher, wenn er Jemand dort unten im Nonnengrunde ſah, ſeine

übrige Gesellschaft andere Wege. Dann, pflegte er zu sagen, es ist zum Verwundern, wie viel Heirathen schon bei mir gestiftet worden sind! Muß wohl am Boden liegen. Mag die Sache ihren Fortgang haben!

Dort war also das Terrain, auf welchem der Oheim seine Steckenpferde tummelte. Er hatte eine außerordentliche Freude daran, allerhand Anlagen und Bauwerke zu machen. So waren nach und nach eine Vestung, eine Eremitage, ein Tempel der Diana, ein Theater im Freien, ein Ritterſaal, eine Rennbahn, und ein Belvedere entstanden. Von einer Teufelsbrücke wurde viel gesprochen, sie kam aber nicht zu Stande. Eine Neptunsgrotte, die im weiteren Verfluß des Nonnenbrunnens errichtet worden war und eigentlich mit einer Fontaine hatte verbunden werden sollen, gerieth in Vernachläſſigung. Ich habe sie daher nur noch wenig kenntlich gesehen. — Wer nach diesen Andeutungen für des Oheim's Caſſe besorgt seyn möchte, dem kann ich den Troſt geben, daß mein Oheim Yorick von seiner Jugend her wußte, wie schlecht trocken Brod schmecke und das Wörtlein Armuth mehr scheute als Gift

und Peſtilenz. Er hielt daher ſeine architectoniſchen Steckenpferde am Zügel des Etats, und befolgte aus Sparſamkeit das große Geſetz der Kunſt, Alles ſymboliſch zu nehmen, nach der Figur: pars pro toto zu verfahren und mit Andeutungen zu wirken.

Am vollſtändigſten ausgebaut war die Feſtung, d. h. ſein Schlafgemach, welches er gegen Ueberfälle von Räubern verwahrt hatte. Auch ſie war eine reine Phantaſiefeſtung, ohne militairiſches Bedürfniß entſtanden. Er ſchützte zwar die einſame Lage des Amtes, als Grund dieſer Fortification vor, allein ich glaube nicht daran. Denn er war ein ſtarker Mann, der keine Furcht kannte, überdieß hielt die Landespolizei die Augen auf und man hörte nichts von Banden oder gefährlichen Einbrüchen. Ich meine daher, daß Oheim Yorick mit der Feſtung nur ſeiner Laune ein Feſt gegeben hatte. Mancher Räuberroman war in den Stunden der Muße ſein Tröſter geweſen, ſeine Einbildungskraft hatte alle die Scenen durchgeſpielt, in welchen der Haufen durch die Thüren eindringt, an den Fenſtern emporklimmt, Schüſſe fallen, Säbel klirren, Pechfackeln die düſtere und entſetzliche Gruppe beleuchten. Er wollte den Genuß

haben, Abends, wenn er ſich zur Ruhe gelegt, dieſe Auftritte vor dem Einſchlummern ſeiner Seele im ſüßen Gefühle vollkommener Sicherheit auszumalen. Zu dem Ende hatte er das Gemach mit einer doppelten, eiſenbeſchlagenen Thüre, welche inwendig noch ein vorgeſchobener Querbalken vertheidigte, und die Fenſter mit zollſtarken Traillen rüſten laſſen. In die Decke war eine Oeffnung gebrochen, um, wenn die Feſtung dennoch aller Vertheidigung ungeachtet erſtürmt worden, mittelſt einer Leiter, die immer in der Nähe ſtand, einen Abzug nach dem Boden zu haben. Es verſteht ſich, daß es nicht an Waffen in dieſen Umwallungen fehlte. Ein Paar geladener Piſtolen hing über dem Bette des Oheims, eine Jagdflinte und ein Pallaſch dienten als Verſtärkung jener Schutz- und Trutzmittel.

Die ehemaligen Nonnen ſeiner Domaine hatten den Oheim in das Mittelalter verlockt. Er war durch ſie auf die Ritter gekommen, kannte Hasper a Spada, Brömſer von Rüdesheim und Adolph, Raugrafen von Daffel. Durch den größten Theil des oberen Stockwerks dehnte ſich ein großer Saal aus, der ehemalige Rämpter. Mein Oheim wollte

ſeinen Ritterſaal beſitzen. Er ließ einen Maler von Eisleben kommen und trug dieſem auf, ihm einen Ritterſaal zu malen. Der Meiſter machte ein bedenkliches Geſicht, denn das deutſche Alterthum war damals noch nicht ſo recht bis zu dem Volke durchgedrungen, erſetzte aber durch kühnen Muth, was ihm an Wiſſenſchaft gebrach, ſtrich den Saal graugelb an, machte unten einen grüngekollerten Wandfuß und malte oben verteufelte Schnörkel hin. Der Oheim war mit der Arbeit zufrieden, ließ vom Zimmermann einen einzigen Pfeiler zuhauen, dieſen weiß in Leimfarbe anſtreichen, in der Mitte des Saales unter die Decke ſtoßen und ihn durch ein Wappen von des Malers eigener Erfindung auszieren. Dieſes künſtleriſche Streben brachte einen recht ehrwürdigen Ritterſaal zu Stande, in deſſen weitem, hallendem Raume wir oft ſeelenfroh geweſen ſind.

Mein Oheim wollte aber nicht einſeitig ſeyn. Der heiteren Welt der Griechen ließ er ebenfalls ihr Recht widerfahren. Sein Dianentempel ſtand am Ende der Kirſchplantagen, vor einem der Birkenhölzchen. Der Oheim wußte ſich viel damit, wie

wohlfeil ihm dieſes claſſiſche Alterthum aus alten Latten und Pfoſten zu ſtehen gekommen ſey. Die Göttin fehlte darin, weil ſie, ſagte er, aus Pappe gegen den Regenſchlag nicht halte, aus Holz aber zu theuer werde. Deſto beſſer ſchmeckten die Kirſchen darin, die in unendlicher Fülle und Güte umher wuchſen.

Nach dieſen Proben wird man ſich auch ohne meine Hülfe die Eremitage, das Theater im Freien, die Rennbahn und das Belvedere vorſtellen können. Es war Alles, wenn auch nicht groß gedacht, doch wohl gemeint, und ich ſage daher von der Eremitage nur, daß an ihr nichts einſam war, als ihr Name. Denn ſie war ein Mooshäuschen mit Borke bekleidet mitten im geſelligen Baum- und Küchengarten. Und vom Belvedere ſage ich, daß man von dort die köſtlichſte Ausſicht bis weit in die güldene Aue hatte, die nichts verloren haben würde, auch wenn das Belvedere gefehlt hätte.

Im Rittersaale tummelte sich der junge Schwarm, oder bremsete in den weiten grünen Räumen zwischen Dianentempel, Eremitage und Belvedere hin und her. Die Familie, die Freunde, die näheren Bekannten waren reichlich mit Nachkommenschaft gesegnet, zuweilen trieben da droben an dreißig junge Leute ihr Wesen, die natürlich nicht Alle in Betten untergebracht werden konnten, sondern zu Nacht Streulager empfingen. Mit den Studenten hatte der Oheim ein besonders nahes Verhältniß. Es studierte fast Alles aus der Familie in Halle, und da dieser academischen Jugend die Vorrathskammern des Amtes werther waren, als den Israeliten die Fleischtöpfe Egyptens, so fehlte es Jahraus Jahrein nie an Zuspruch von der Hochschule. Auf diese Weise hatte der Oheim sechs bis sieben der kurzlebigen academischen Generationen an sich ab- und heruntergelebt und wußte die verschiedenen Epochen genau zu charakterisiren. In seinen Schilderungen war jedoch weniger von Fleiß und Wissen, sondern mehr vom „flotten" Wesen die Rede. Der Oheim unterschied die flottesten von den flotteren, flotten und nicht flotten Jahrgängen des studirenden Wachs-

thums. Letztere nannte er „Theekeſſel.“ Mit denen wollte er nichts zu thun haben, ſie kamen auch ſpäterhin, wenn ſie gemachte Männer waren, nie ohne Seitenhiebe bei ihm durch. Denn er begehrte Spaß von den jungen Leuten, ihr Uebriges ging ihn ſo viel nicht an.

Man findet viele ältere Perſonen, die zu den Schalkspoſſen der Jugend nicht ſauer ſehen, man trifft da und dort auch wohl einen muntern Alten, der ſich in einen Schwank gefällig einläßt, ſelten aber wird Einer, der in den Ruheſtand gehört, ſeyn, welcher den Anführer der Jugend zu allen Schwänken macht. Mein Oheim Yorick ließ ſich dieſes Commando nicht nehmen. Er ſtiftete Sackhüpfen in der Rennbahn, er ließ mit verbundenen Augen nach dem Topfe ſchlagen, und ging mit gutem Beiſpiele voran, er munterte zum Klettern in die Bäume auf und arbeitete unermüdlich, vom Schweiße ſeines Antlitzes betrieft, im Fache der Attrappen, deren Zweck und Ziel denn war, daß Einer, der die Sache noch nicht kannte, Schläge von unſichtbarer Hand erhielt, oder einen mehlweißen Mund bekam, oder mit Waſſer beſpritzt wurde. Letzteres geſchah, wenn der Oheim

„Zauberer“ ſpielte. Er hatte dann ein großes Bettlaken um ſich hangen, ließ den zu Myſtificirenden mit trügeriſch-cabbaliſtiſchen Worten in ein Becken voll Waſſer ſchauen, worin ein fernes Bild erſcheinen ſollte, und patſchte ihm, wenn Jener ſich tief über das Gefäß bückte, das Waſſer in das Geſicht. Das Reſultat dieſer Zauberei war gewöhnlich, daß der Magus naſſer wurde, als ſein Opfer, was aber die Luſt daran nicht verdarb. Vielmehr wiederholte der Oheim bei jedem Beſuche ſein täuſchendes Waſſerbeſchwören, denn es gab immer deren, die noch nicht naß gemacht worden waren. Zuweilen richtete er die ſogenannte egyptiſche Finſterniß an. Dieſe beſtand darin, daß er Abends, wenn das Haus ganz voll war, plötzlich ſämmtliche Lichter auslöſchte, die Küche verſchloß, damit Niemand zu dem Feuer auf dem Heerde gelangen konnte, und nun in dem Dunkel durch gewaltiges Läuten mit der großen Hausglocke das Signal zu einem allgemeinen Getümmel, zum wildeſten Taſten, Tappen und Spectaculiren gab. Er ſelbſt pflegte ſich aber, um ſeine Glieder ſicher zu ſtellen, bei dieſer Beluſtigung zeitig einen wohlverwahrten Verſteck zu

erkieſen, aus dem wir ihn dann, wenn endlich wieder Licht ward, ſich ſchüttelnd vor Lachen, hervorzogen. Daß ein ſolcher Anreiz unter lauter grüner Zuzucht wie der Funke in einer Pulverkammer war, läßt ſich begreifen. Wir ſuchten auf das Beſte ſeinem Vertrauen zu entſprechen, die durch den Zauberſpiegel Genäßten wußten ihm reichlich zu vergelten; man legte ihm die Schlüſſel weg und that äußerſt unſchuldig bei ſeinem Suchen, man ließ ihn, wenn er gegen Mittag in der Feſtung aus dem Morgenhabit in den kornblumfarbigen Frack gleiten wollte, lange nicht dazu kommen, weil die Räuberbande unaufhörlich die Feſtung ſtürmte, ſich in den Beſitz der Fallthüre vom Boden aus geſetzt hatte und die Leiter hinunterſenkte, um in das Innere einzudringen. Einmal hatten wir vor Tagesanbruch aus den Wagen, Pflügen, Eggen, Walzen und allem ſonſtigen Ackergeräthe des Gutes im Hofe eine ungeheure Configuration errichtet, welche ihm, als er am Morgen das Fenſter öffnete, Einer in Knittelverſen als ein Symbol ſeines Standes auslegte. Der Redner war ganz in Stroh gekleidet, trug einen Kranz von Klatſchroſen und nannte ſich die blonde Demeter,

wir Andern aber hingen maleriſch vertheilt, in entſprechenden vegetabiliſchen Masken als die Repräſentanten der Getraidearten, der Rappſaat und des Turnips zwiſchen den Stockwerken des Gerüſtes. Anfangs ging die Sache gut, nachher aber bekam ſie ihr Schlimmes und wäre beinah zu Unfrieden ausgeſchlagen. Denn wir hatten in unſerem Eifer die Allegorie des Landbaus ſo feſt mit Stricken und Ketten verſchnürt, daß ein halber Tag darüber hinging, bevor der Verwalter und die Knechte ſie wieder in ihre ſinnlichen Beſtandtheile zerlegt hatten. Der Oheim, deſſen Wirthſchaft hiedurch und zwar gerade in der drangvollſten Erntezeit unerſetzliche Stunden verlor, ſah jener Analyſe mit grimmigen Zornesworten zu. Ceres aber und ſämmtliche Cerealien hielten es für gut, Waldeinſamkeit zu ſuchen. Wir ſaßen wie die Ebräer im Exil auf Belvedere zuſammen und ſahen nach der gülbenen Aue, als in der Mittagsſtunde unſer verſtimmtes Oberhaupt in unſern Kreis trat, uns eine derbe Strafrede hielt und mit der Weiſung ſchloß, in Zukunft mit unſerer Laune ihm Wagen und Pflug zu verſchonen. — Das Gewitter hatte mit dieſem Schlage ſich zwar

entladen, es folgte ihm aber ein grauer Regenhimmel, denn es ging einige Tage nun sehr nüchtern und scherzhaft auf Prospero's Insel zu. Das war einer der Fälle, in welchen der Oheim sich plötzlich erinnerte, daß er denn doch ein alter, verständiger Mann sey. Sie kamen zuweilen vor und dann ließ sich schlimm mit ihm verkehren.

Er gab Bälle, veranstaltete Musiken im Freien, ließ, wenn das Wetter besonders schön war, am Dianentempel oder bei dem Nonnenbrunnen speisen. Aber alles das wäre noch nichts gewesen ohne seine Kunstliebe. Diese führte zu den höchsten Entfaltungen des dortigen Lebens.

Der Oheim besaß eine ausnehmende Kunstliebe. Sie richtete sich jedoch, wie es damals noch allgemein Statt zu finden pflegte, hauptsächlich auf das Schauspiel. Er ließ kein Theater, welches ihm abreichbar war, unbesucht. Ich erinnere mich, daß er einstmals, als Iffland in Magdeburg Gastrollen gab,

um vier Uhr Nachmittags in das Parterre ging, um einen Platz zu bekommen. Er hatte aber doch schon nur einen Stand gewinnen können, und war nun bis zehn Uhr Abends die sechs Stunden hindurch auf seinen alten, müden Füßen verblieben. Halbtodt und fast aufgelöst von Hitze und Gedränge kam er zurück, seine Züge waren schlaff geworden, übrigens aber fühlte er sich froh und begeistert von dem Friedländer, den Iffland an jenem Abende gegeben hatte.

Es war Herkommens in der Familie, ihre Feste mit allerhand Theatralischem zu feiern. Der Oheim hatte sich bei solchen Gelegenheiten vielfältig versucht. Für die Krone seiner Leistungen erklärte er selbst einen Genius, den er zu einer Hochzeit geliefert hatte. Dieser Genius war der Liebesgöttin aus einem Rosenbusche vorangeschwebt und hatte dem Paare verblümt zu erkennen gegeben, was für Gaben die Göttin, die selbst nicht sprach, dem neuen Bunde zudenke. Der Oheim war damals schon über dreißig; „das that aber nichts," sagte er, „ich war dennoch der Einzige, der den Genius mit Würde sprechen konnte. Zum Ueberfluß hatte ich in meiner

Rolle einige Worte angebracht, worin ich ſagte, heute ſey ein Tag, ein Tag ſo ſchön, ein Tag ſo ernſthaft und wichtig, daß kein dummer Junge von Genius an einem ſolchen Tage ſeine Sache hätte machen können.“

Die meiſte Schwierigkeit hatte ihm das Coſtume verurſacht. Niemand konnte ihm ſagen, wie ein Genius ſich eigentlich zu Hauſe trage. „Endlich,“ rief der Oheim, „gab mir die Rolle Aufſchluß!

Von der Milchſtraße herab komme ich an dieſem ſchönen Tage —

Halt, dachte ich. Milchſtraße! Milch — Milchflor. In Milchflor will ich gehen, weil der überhaupt ſo eine unſchuldige Tracht iſt, die für ein höheres Weſen paßt. Ich kaufte mir alſo zwölf Ellen Milchflor und der Schneider mußte mich ganz darin einnähen vom Kopf bis zu den Füßen. Meinen Zopf ließ ich mir aufbinden, das Haar flog mir lang um die Schultern und ich ſah ganz „pompös“ aus, machte auch ein großen Eindruck.“ — An letzterem war nicht zu zweifeln. Denn der Oheim beſaß röthliches Haar, welches einen herrlichen Abſtich gegen den weißen Milchflor gegeben haben muß.

Als wir heranwuchſen, gingen die artiſtiſchen Beſtrebungen der Jugend bei dem Oheim theils den älteren Gang, theils bogen ſie auch ſchon in die neuere Literatur- oder Kunſtſtraße ein. Zu den Darſtellungen älteren Stempels gehörten verſchiedene Schäferſpiele; ein Genre, welches er beſonders liebte. Er ließ nicht leicht einen Geburtstag vorüber, ohne auf dem Theater im Freien oder im Ritterſaale einen Myrtill mit ſeiner Daphne, einen Menalk und eine Chloe zu produciren. Dieſe Stücke entſtanden, wie die Poeſie der Urzeit; ein beſtimmter Verfaſſer war ſelten ermittelbar, das dichtende Volk brachte ſie hervor. Außerordentlich war beſonders Eins, deſſen Darſtellung in die Olympiade des Jahres 1810 oder 1811 fiel. Es traten darin mehrere herkömmliche Arcadier auf, dann die Göttin Hygiea, als eine völlig neue Figur aber ein junger Menſch in abgeſchabtem grauem Rock, der ſich ſehr kläglich gebärdete, weil ſeine Eltern zu nahe dem Schlachtfelde von Aspern gewohnt hatten und total abgebrannt waren. Hygiea hatte eine Beziehung auf den Gefeierten, denn er war kürzlich von einer ſchweren Krankheit erſtanden, wie ſich aber der junge

Menſch mit ſeinen abgebrannten Eltern in die Fabel verflocht, iſt mir entfallen.

Bei den Vorbereitungen zu dieſem Stücke wurde mir eine Aufklärung niederſchlagender Art. Der Geſchäftsträger des Herzogs von Dalmatien, Monſieur d'Imbert, ein feiner, ſchöner Franzoſe, war gerade, wie alljährlich mehrere Wochen geſchah, zum Beſuche auf dem Amte. Er hatte ſchon früher einige unſerer Darſtellungen geſehen, und ſich dabei leidend verhalten. Diesmal aber griff er thätig ein. Das Stück ſollte im Ritterſaale gegeben werden, bedurfte alſo der Lampen. Da ſah ich des Abends kurz vor dem Beginn, als ich ſchon mein arcadiſches Gewand trug, Monſieur d'Imbert ſtill umhergehen und die angezündeten Lampendochte herabſchrauben, ſo daß der Schauplatz faſt von des Oheims egyptiſcher Finſterniß erfüllt wurde. Man achtete nicht auf die Sache und das Stück nahm ſeinen halbunſichtbaren Verlauf. Ich fragte am andern Morgen Monſieur d'Imbert um den Grund ſeines Verfahrens und erhielt zur Antwort, daß man immer zwiſchen den Darſtellungen durch Künſtler und denen

durch Dilettanten unterscheiden müsse. Bei den ersteren könne es nicht hell genug seyn, bei den letzteren aber liege es im wohlverstandenen Interesse Aller, wenn man so wenig als möglich daran sehe. Monsieur d'Imbert gab diese Erklärung ohne alle Satire in der größten Höflichkeit; mich aber verletzte sie doch sehr, denn ich hatte mit allen Uebrigen gemeint, daß wir unsere Sachen so meisterhaft machten, um den großen Kronleuchter des Theater français nicht scheuen zu dürfen. — Nachmals, wenn ich die Gesellschaftsbühnen bei Hoch und Niedrig sah, mußte ich oft an Monsieur d'Imbert und seine Lampenlöschungs-Theorie denken.

Der neueren Kunstentwickelung gehörten dagegen mimisch-plastische Darstellungen an. Wir beschränkten uns nicht, wie die Händel-Schütz, auf einzelne Sphynxe, Karyatiden, Madonnen und Magdalenen, sondern führten ganze Gedichte in dieser Manier auf. Lichtwehrs

„Thier und Menschen schliefen feste,
Selbst der Hausprophete schwieg,
Als ein Schwarm geschwänzter Gäste
Von den nächsten Dächern stieg ..."

bot einen Reichthum von Katzenmotiven dar; Schiller's Handschuh gab Gelegenheit, höhere Richtungen höherer Thierwelt vorzuführen. Im ersten dieser Gemälde spielte der Oheim den vom Katzenlärmen erwachten Hausherrn, der mit einem Prügel im finstern Saale umherspringt; im letzten saß er als König Franz vor seinem Löwengarten, und winkte voll ruhiger Hoheit mit dem Finger. Zu keiner anderen Rolle wollte er sich in diesem Gedichte bequemen. „Wenn ich eine von den Bestien machte, so verlöre ich ganz den Respect bei Euch," sagte er.

Alles in der Welt lebt sich einmal zu seinem Gipfel hinan, und so fand denn auch dieses Schnurrenwesen zuletzt eine Höhe, auf der es zum Abschluß kam und stehen blieb. —

Der erste Feldzug war vorüber, alle Glieder unserer Verbrüderung hatten gedient, der Eine mehr, der Andere minder. Wir lagen wieder unsern Studien ob, die Geister waren aber noch unruhig und schweiften in willkührlichen Bildern umher. Es

war im Februar 1815. Plötzlich fiel es Einem von uns ein, daß des Oheims Geburtstag bevorstehe, und einem Andern, daß derselbe noch nie eigentlich recht feierlich begangen worden sey, und uns Allen, daß wir die bisher übersehene Pflicht auf das ausbündigste nachleisten müßten.

Wir lebten nun ganz in den Vorbereitungen zu dieser Festesfeier. Stillschweigend war angenommen worden, daß nur etwas Ungemeines derselben würdig sey. Mir hatten die Uebrigen die Wahl des Stücks übertragen, ich stöberte in den Bibliotheken umher, fand ein Heft Possen von Julius von Voß für „lebende Marionetten" geschrieben, und darin nur: Rinaldo und Armida, die mir das Ungemeine, was Zeit und Gelegenheit verlangte, zu seyn schien. Als ich es vorlas, gewann es sich auch den Beifall des ganzen Kreises. Das Ding war überschrecklich genug. Gottfried von Bouillon, der das Glas liebte und immer etwas aus der Fassung auftrat, rief an einer Stelle, wo er sich zum Ausruhen niederlegen wollte:

„Ihr Wagen Heu, fahrt mir aus dem Wege,
Dieweil ich hier mich schlafen lege!"

Armida apoſtrophirte den Abtrünnigen zum Schluß einer herzbrechenden Rede mit den Worten:

Bleib hier
Bei mir
Du Tigerthier!

Kurz, es war Alles ſchon gehörig geſalzen und gepfeffert darin. Allein den Spielern in dieſem großen Drama genügte die Würze noch nicht, Jeder ſetzte ſich in ſeiner Rolle zu, was ihm an Kraftworten und Geiſtesblüthen aufging. Mir wurde hiebei etwas bedenklich zu Muthe, ich dachte an Ceres und die Cerealien. Deshalb ſchrieb ich einen Prolog, worin ich höchſt ernſthaft auseinanderſetzte, die Lehre unſerer Tragödie gehe dahin, daß der weiſe Mann ſich unter allen Umſtänden zu faſſen wiſſe. Auch der Oheim habe ſich unter ſchwierigen Umſtänden zu faſſen gewußt, und das Stück ſey daher vorzüglich geeignet, ſein Wiegenfeſt zu verherrlichen. Es herrſchte eine ſolche Begeiſterung für die Rollen, daß ich leicht aus dem Gedichte fortbleiben konnte; man war ſehr zufrieden mit meiner Genügſamkeit, die nur den Prolog für ſich in Anſpruch nahm.

In der frühe eines rothklaren Wintermorgens machte ſich die abentheuerliche Rotte auf den Weg. Es waren vierzehn Studenten im Ganzen, welche ſich neben und in den Gärten Armiden's hören laſſen wollten. Die meiſten ritten, aber nicht in der Tracht vernünftiger Menſchen, ſondern in dem damaligen ſogenannten „Wichs" d. h. in buntfarbigen Schnürebeſetzten Colletten, weißgekollerten Lederbeinkleidern, Kanonenſtiefeln, Stürmer auf dem Haupte. Ein großer Rumpelkaſten von Wagen folgte mit den zuſammengerollten Couliſſen dem Coſtum, mit kalten Braten, ſauereingekochten Fiſchen, Kuchen, Gelee's. Denn Alles war auf die vollkommenſte Ueberraſchung berechnet, und ſelbſt mit der Geſellſchaft ſollte der Oheim unvermuthet angebunden werden. Um aber dieſe in der Eile von Morgen bis Abend zuſammentrommeln zu können, um der Tante die Bewirthung möglich zu machen, hatten wir jene Feſtſpeiſen in Halle bereiten laſſen, verſteht ſich auf Rechnungen, die neben den Gerichten im Wagen lagen, und dem Oheim am Lendemain als nachträgliche Freude dargereicht werden ſollten.

Wir waren trotz der Februarkälte warm durchheizt von Luſt und Vergnügen und ſchon unterweges brach die Poſſe aus.

Vor Langenbogen, einem Dorfe auf der Hälfte der Straße, ſahen wir mehrere Bauern ſtehen, verwundert über den herannahenden bunten Zug. Halt! rief einer von uns; wir wollen dem Volke weiß machen, es ſey der König von Sachſen, der in ſein Land zurückkehre. Wirklich war damals ſchon vielfältig davon die Rede, daß Friedrich Auguſt bald aus ſeiner Gefangenſchaft entlaſſen ſeyn werde. Geſagt, gethan! Einer, den wir den Alten nannten, weil er der Verſtändigſte unter uns war, hing ſich Gottfried von Bouillons Purpurmantel um die Schultern, ſetzte die Goldflitterkrone des Mohrenkönigs auf, nahm Zepter und Reichsapfel in die Hand, und ließ ſein Pferd von zweien zu Fuß führen. Ein Anderer, ein ſtämmiger, praller Lockenkopf ſprengte als Reiſeſtallmeiſter voran. Dieſer hieß der Marquis. Er war bei Montmirail unter die franzöſiſchen Cuiraſſire gerathen, hatte bis zum Frieden in Limoges Kriegsgefangenſchaft erduldet und jene Ehrenwürde von den Franzoſen, ich weiß

nicht durch welches Mißverſtändniß, empfangen. — Der Marquis rief den Bauern zu: Hüte abgenommen! der König von Sachſen kommt. — Die Bauern nahmen wirklich ganz verdutzt ihre Hüte ab bis auf Einen, der vor Erſtaunen nicht dazu kommen konnte, ſondern mit offnem Munde und ſtarren Augen den im Purpurmantel angaffte. Als dieſer neben ihm vorbeiritt, gab er dem Gaffenden einen leichten Schlag mit dem Zepter. „Kann er nicht den Hut abnehmen, wenn eine Majeſtät durchpaſſirt?“ ſagte er mit einer ſolchen Würde, daß der Bauer nun nicht allein ſein Haupt entblößte, ſondern die Bedeckung zu Boden fallen ließ.

Als der Oheim von ſeinem Lug-in's-Land unſere Cavalcade anſichtig wurde, hätte er wohl nicht übel Luſt gehabt, die Pforten ſchließen zu laſſen, denn die Ahnung mochte ihm ſagen, daß ſeinem Hauſe ein arger Wirrwarr bevorſtehe. Indeſſen drangen wir denn doch ein und brachten in geſetzter Faſſung unſern Glückwunſch vor. Oheim und Tante muſterten den Anzug der Reiter, der etwas vom Reitknecht, etwas vom Huſaren hatte und in den übrigen Stücken nur ſich ſelber glich. — „Was ſoll

denn nun eigentlich heute losgehn?“ fragte er nach einer Pauſe. — „Das iſt eine Ueberraſchung,“ verſetzten wir. Die Tante wurde bei Seite genommen und durch den Anblick des Speiſevorrathes dem Complotte zugeneigt. Sie fertigte auf der Stelle mehrere reitende Boten ab und lud aus dem Stegreiſe die ganze Nachbarſchaft auf den Abend ein. Es war in ihr ein wunderſames Talent, keinen Scherz zu verderben und dennoch das Uhrwerk des Hauſes im regelmäßigſten Gange zu erhalten. — Ich machte mich mit einigen Arbeitsleuten an das Werk und richtete im Ritterſaale die Bühne zu, womit ich bald fertig wurde, denn ich hatte bei einem früherem recognoſcirenden Beſuche alle Dimenſionen gehörig ausgemeſſen und Jegliches in Schnüren, Rollen, Latten vorbereitet.

„Ich will wiſſen,“ ſagte der Oheim, als ich in das Zimmer zurückkehrte, „woran ich bin.“ Er ging mit großen Schritten auf und nieder; die Andern ſaßen oder ſtanden ſtumm umher und ihre Verlegenheit contraſtirte mit den lächerlichen Jacken.— „Was ſpielt Ihr heute Abend? Hoffentlich iſt es doch etwas Vernünftiges;“ fuhr er fort, und ſein

Blick bezeugte, daß die Hoffnung auf Vernunft in ihm schwach war.

„Es ist ein Schäferstück," versetzte einer kleinlaut, „und heißt Rinaldo und Armida."

„Wenn es ein Schäferstück ist, so bin ich zufrieden," versetzte er einigermaßen beruhigt. „Narrenpossen verbitte ich mir zu meinem Geburtstage. Uebrigens habe ich nie von Schäfern gehört, die Rinaldo und Armida hießen."

„Es ist ein Schäferpaar aus dem Morgenlande," antworteten wir.

Wagen über Wagen rollten gegen die Dämmerung in den Hof. Die Bühne, diesmal nicht von Monsieur d'Imbert im wohlverstandenen Interesse Aller verdunkelt, strahlte im blendendsten Lichte, so daß man jedes Fädchen an der dünn-grün-bemalten Leinewand sah, welche die berauschenden Zaubergärten der schönen Verführerin darstellen sollte. Der Marquis hatte seiner Locken wegen diese übernommen und stand im blauen Taffentrock, rothem Spencer, Schnabelschuhen da; würdig einer solchen Geliebten zeigte sich Rinaldo als gepuderter Chevalier mit Taubenflügeln, Haarbeutel, Galanterie-

degen; Gottfried von Bouillon, der nicht viel vertragen konnte, hatte sich Mittags auch noch so eine Art von Haarbeutel als Ergänzung der Maske zugelegt. Alle Anderen waren ebenfalls auf das Barockste ausstaffirt. — Auf einmal sah des Oheims Gesicht neben dem Vorhange durch. „Nie in meinem Leben werden daraus Schäfer," sagte er, indem er zurückging.

Der ganze Rittersaal war voll von Mansfeldischen Nachbarn und Freunden. Väter, Mütter, Söhne, Töchter; ein höchst gespanntes Auditorium. Der Oheim nahm mit verlegener Würde in seinem Lehnsessel mitten vor den übrigen Zuschauern Platz und bereitete sich, das Rührende, was seiner Meinung nach kommen mußte, in Empfang zu nehmen. Die Musik begann.

Nach den letzten Tönen trat ich vor und sprach meinen Prolog mit dem größten Ernste, indem ich besonders auf die Stellen, die von des Oheims Fassung unter schwierigen Umständen handelten, die empfindensten Accente legte. Ich bemerkte während meiner Rede, daß Alles in das gehörige Fahrwasser kam. Der Oheim hörte mit Sammlung

zu, im Saale vernahm ich ſchon ein leiſes Schluchzen da und dort.

Ich bin überzeugt, daß wenn die Andern ſich in ihrem Spiele etwas zu mäßigen verſtanden hätten, das ganze Stück dieſem Kreiſe als ein rührendes Drama vorübergegangen ſeyn würde, denn die Stimmung war durchaus günſtig für einen ſolchen Eindruck. Aber ſie thaten, wie es zu geſchehen pflegt, des Guten zu viel, übertrieben und verſetzten dadurch den König des Feſtes und ſeine Geſellſchaft in die eigenſte Lage.

Ich hatte mich, da es für mich hinter dem Vorhange nichts mehr zu thun gab, unter die Zuſchauer gemiſcht. Den Oheim ſah ich bei den Renommiſtereien Gottfrieds in ſeinem Seſſel unruhig werden, ich hörte ihn, als Rinaldo's Seelenqual begann, laut murren, endlich als das Tigerthier aus Armiden's Lippen ſprang, verſteinerte er, ſo zu ſagen, und hielt ſich in dieſer ſtarren Faſſung unter ſchwierigen Umſtänden bis zum Schluß. Die Geſellſchaft dagegen war durchaus in einem geſpaltenen Zuſtande. Daß der Spaß nicht verſtanden wurde, konnte hingehen, denn ſie machten ihn zu toll. Nun

aber wollten die Einen fortſchluchzen zur Ehre des Tages, ein innerliches Erſchrecken aber hemmte ſie in ihren Veranſtaltungen. Die Andern hätten wohl hin und wieder lachen mögen, hielten dies aber für unpaſſend und zwangen ſich zu ſeufzen, wo möglich etwas zu weinen. Endlich löſ'ten ſich dieſe künſtlichen Beſtrebungen in ein allgemeines Ermatten auf, welches immer größer wurde, jemehr ſich die Spielenden angriffen, und faſt zur Lethargie gediehen war, als der Vorhang vor der unglückſeligen Farçe niederrollte.

* * *

Flöten und Geigen ſpielten luſtige Weiſen. Der Ball hatte angefangen, wir wurden aber von den Mansfeldern mit einigem Abſcheu betrachtet und Mancher empfing von den Mädchen einen Korb, wenn er zum Walzen aufforderte. Der Oheim zeigte ſonderbar-verdrießliche Mienen, und ſah uns nicht an, ausgenommen mich, dem er gleich nach dem Spiele die Hand drückte und ſagte: „Du kannſt nichts dafür, du haſt deine Sachen gemacht,

wie ſich gehört.“ — Nur der Paſtor eines benachbarten Dorfes war unſer Freund und Sachwalter geblieben. Dieſer Mann machte die einzige Wintergeſellſchaft des Oheims aus, er kam im wildeſten Eis- und Schneewetter zu ihm, um mit ihm Deutſch-Solo zu ſpielen, was des Paſtors alleinige Lebensfreude war. Von den Schnee- und Eisgängen hatte er eine rothe Naſe bekommen, die auch im Sommer wie erfroren ausſah, und von welcher der Oheim behauptete, der Paſtor polire ſie ſich mit einem Falzbeine, um eine glänzende Naturmerkwürdigkeit aufzuweiſen, denn ſie glänzte wirklich über die Maaßen, dieſe Naſe, in ihrer Blauröthlichkeit. — Er hatte der Darſtellung mit ununterbrochener Andacht beigewohnt, als höre er die Gaſtpredigt eines Amtsbruders.

Der Paſtor mit der Glanz- und Froſtnaſe ging dem Oheim nach und ſagte begütigend: „Herr Oberamtmann, das war ein ſchönes Stück.“ — „Herr Paſtor, was ſoll ich von Ihnen denken?“ erwiderte der Oheim. — „Ich verſichere Ihnen,“ fuhr der unerſchrockene Begütiger fort, „das Stück war ſehr ſchön, und wenn es an einigen Orten

nicht ſo ausſah, ſo war das Ungeſchick der jungen Leute daran Schuld, ſie werden es das nächſte Mal ſchon beſſer ſpielen." — „Nichts als Ränke und Schwänke waren es!" fuhr der Oheim heraus. „Die Wiederholung ſchenke ich Ihnen." — Der Paſtor war unſer Freund, weil er ohne uns heute ſeine Parthie nicht gehabt hätte.

Es hatte Eins geſchlagen, die Gäſte hatten ſich entfernt. Wir ſtanden im Ritterſaale, wie ein zuſammengeſchoſſenes Bataillon auf dem Felde der verlorenen Schlacht. Der Oheim ſaß im Lehnſtuhl, in dem er eine ſo unerwartete Feier erlebt hatte, und rauchte ſeine Nachtpfeife. Niemand hatte den Muth zu ſprechen. Er zürnte, das war offenbar.

Dergleichen Momente höchſter Spannungen bringen aber oft urplötzlich ihr Gegentheil hervor. Denn auf einmal nahm Einer aus bloßer Verlegenheit, aber wie durch einen Gott unterwieſen, aus ſeiner Taſche Papiere, näherte ſich dem Oheim und fragte ſchüchtern: „Lieber Onkel, wollen Sie die Rechnungen heute oder morgen haben?" — Der Oheim ſah groß auf, nahm die Braten- und Küchenrechnungen, blickte hinein, blickte den Schüchternen

an, der eine Kammerzofe der Armida geſpielt hatte und in der Rolle ſtecken geblieben war, blickte auf unſere ſtumme und verlegene Schaar — er wollte noch zorniger werden — es ging aber nicht, denn er war ſchon ſo zornig geweſen, als ein Menſch überhaupt ſeyn konnte — er mußte alſo etwas anderes werden, nämlich luſtig — ein gewaltiger Kampf arbeitete in ſeinen Geſichtsmuskeln, wir halfen den Wehen der Fröhlichkeit nach, brachen in Lachen aus; der Oheim ſtimmte ein, ſtand auf, zupfte Mehrere am Ohre, was ein Zeichen ſeines beſonderen Wohlwollens war, rief zwiſchen Lachen und Poltern: „Ihr ſeyd doch ein nichtswürdiges Volk!“ und ging mit den Rechnungen in ſeine Feſtung, um ſich ſchlafen zu legen.

Am andern Morgen war das heiterſte Wetter im Hauſe; ungeachtet der Oheim verſchiedene Strafreden hielt. — „Mußte denn die Perſon im blauen Taffentrock ſo brüllen? Mußte der Liebhaber ſich gebärden wie ein Hanswurſt? War das ein ordentlicher Held, ein Feldherr, der Gottfried?“ ſagte er. „Der allein,“ fuhr er fort, indem er auf mich wies, „war vernünftig, nach dem hättet Ihr An-

deren Euch richten ſollen.“ — Die Geſchichte dieſes Tages trat in den Kreis ſeiner ungeheuerlichen Erzählungen. Er ſagte es anfangs und glaubte es ſpäterhin, an dem Stücke Rinaldo und Armida hätten vierzehn Studenten gearbeitet und umwechſelnd einen Vers nach dem andern geſchrieben. „Sie können alſo denken, was für Zeug das war!“ fügte der Oheim hinzu. „Und damit wollen ſie einen Geburtstag feiern.“ — Er vermied ſeitdem derartige Feſtlichkeiten.

So waren ihm die Schnurren, die er ſelbſt genährt, endlich über den Kopf gewachſen. Wir aber erfuhren vierzehn Tage ſpäter, daß in den Stunden, wo wir unſere Eulenſpiegeleien getrieben, Napoleon von Elba entkommen ſey. Das war wohl eine Conſtellation tragiſcher und komiſcher Sterne zu nennen. Denn einige Monate ſpäter ſtanden die Meiſten von uns bei Ligny.

* * *

Alter Oheim Yorick! Wenn man Dich jetzt ſuchen will, ſo muß man durch einen Kreuzgang

gehen auf den ſtillen Platz, von Spitzbögen und Pfeilern umſchloſſen, auf dem der Wind den Grashalm und die Staude dem Schlummer der Todten zubeugt. Du ſchläfſt feſt, und ſchwerlich kommen in Deine Träume Deine Steckenpferde und Schäferſtücke. Rinald und Armiden haſt Du vergeſſen.

„Wo ſind nun Deine Schwänke? Deine Sprünge? Deine Lieder? Deine Blitze von Luſtigkeit, wobei die ganze Tafel in Lachen ausbrach? Iſt jetzt Keiner da, der ſich über Dein eigenes Grinſen aufhielte? Alles weggeſchrumpft?“ — —

Lehre und Literatur.

Ich habe früher geſagt, die Lehre iſolire die Jugend.

Wenigſtens war die damalige Lehre geſchaffen, die Jugend jener Zeit zu iſoliren.

Die Lehre iſt, wenn man von ihr im ſtrengſten Sinne reden darf, etwas Fixes, ſie giebt den Niederſchlag der Forſchung in einem gewiſſen Stadio der geiſtigen Gährung. In dieſem Sinne exiſtirt jetzt kaum eine Lehre. Das zweifelnde Jahrhundert, welches aus den Scherzen, die Voltaire und Wieland zu ihrer Zeit trieben, eine ernſte Arbeit gemacht hat, läßt nirgends einen eigentlichen Abſchluß zu. Alterthumswiſſenſchaft, Geſchichte, Mythologie, Sprachkunde ſind in ganz neue Bahnen eingetreten, worin der Auslaufspunct zwar beſtimmt

iſt, der Siegespfahl aber noch nicht erblickt wird und denen daher die Umgrenzung fehlt. Dieſe Doctrinen werden auch nicht wie früher von gelehrten Idioten betrieben, ſondern elegante Geiſter ſind in ihnen thätig, Solche, die eine aeſthetiſche Form beſitzen. Unſere große Literatur iſt endlich zu Allen hindurchgedrungen; an ihr haben ſich die friſcheſten Kräfte heraufgebildet, dieſe Bildung hat nun wieder Jeden auf irgend eine Weiſe auch zu den Literaturen der anderen Nationen hinüber geführt. Jeder geht auf einem Markte der Geiſter umher und beſieht ſich die Waare, anſtatt daß ſonſt mehr im Laden eingekauft wurde. Es giebt keine barbariſche Archäologen, Hiſtoriker, Philologen mehr, wie ſonſt, deshalb wird die Forſchung der Zeit von einem Elemente des Schönen durchdrungen, oder dieſes ſteht vielmehr über ihr wie ein Morgenroth, welches vielleicht am ſicherſten den Aufgang der Sonne verkündet, der Sonne, die in der Wiſſenſchaft einen neuen Tag ſchaffen wird. Noch iſt es Dämmerung und die Geſtalten des Erkennens fließen kritiſch in einander; von dem Lichte jenes

Tages beleuchtet, werden ſie, eine Jede aus ihrem Orte ſich ſcharf umriſſen, ſich ſondern.

Je beſchränkter die Lehre, deſto ſelbſtzufriedner der Lehrling. Denn deſto gewiſſer giebt ſie ihm den Glauben, daß er in ihr das wahre Wiſſen für ſich und ſeines Geiſtes Kraft erobert habe. Deſto weiter entfernt ſie ihn von dem Zuſammenhange mit dem Fortſchritt oder mit den Nachbargebieten. Er rundet ſich in der Lehre und mit ihr ab, er wird durch ſie iſolirt.

Die Lehre in jener Drang- und Kriegesperiode war eine zugeſchnittene. Große Arbeiten waren zwar geſchehen auf dem Boden der Wiſſenſchaften, welche den Geiſt am meiſten erregen, aber ſie hatten den gangbaren Lehrbegriff noch wenig berührt, in den ſie erſt jetzt eingebrochen ſind. Die jungen Leute wandelten daher in einer Art von wachem wiſſenſchaftlichem Traume umher, zu vergleichen mit dem praktiſchen Traume von politiſcher Größe, deſſen Einbildungen ſo rauh entſcheucht worden waren. In den Disciplinen, die vorgetragen wurden, war Alles für einen guten Kopf bezwingbar, über den Verhack der Lehrſätze hinaus wurde ſein Blick nicht

gelockt, er durfte daher meinen, wenn er den Vortrag gefaßt, die Sache zu beſitzen. Ich wünſchte, das Gefühl, welches damals ein ſtrebſamer Anfänger hatte, ſchildern zu können. Er glaubte immer zu wiſſen, woran er war in der Wiſſenſchaft, jedes abgemachte Compendium wies ihm in ſeiner Meinung die Rangſtufe im Reiche der Geiſter an. Schwerlich möchte dem jetzigen Geſchlechte dieſe bornirte Unſchuld des Erkennens eigen ſeyn.

Zwiſchen der Schule und Univerſität iſt eine große Kluft. Den Sprung vom erzwungenen zum freien Lernen macht Niemand, ohne daß eine Entwickelungskrankheit ihn befiele. Dieſe beſtand in jenen Zeiten für die Meiſten, nämlich für diejenigen, welche nicht berufen waren, dereinſt als Lehrer der Nation zu glänzen, in dem ſogenannten Burſchenleben. Es iſt untergegangen, weil die Freiheit, deren Surrogat es war, begonnen hat ſelbſt in das deutſche Leben einzuſickern. Die Studenten ſind auch jetzt noch vergnügt oder diſſolut, ſie glauben aber nicht mehr, daß ihre Poſſen oder Ausſchweifungen in ein Syſtem gebracht werden müßten. Das Burſchenleben war ein ausgebildetes Nichts-

thun, eine Tabulatur phantaſtiſcher Geſetze von Müſſiggängern für Müſſiggänger gegeben, ein problematiſcher Staat, in welchem kindiſche Thätigkeit, kindiſche Ehre, kindiſche Tapferkeit regierten, nebſt einiger wahren Freundſchaft, Hingebung und Brüderlichkeit. Es war die deutſche Comödie, der nationale Schwank. Die mittleren Köpfe füllten damit ihre Zeit aus, bis das Geſpenſt des Examens herandrohte und ſie zu den Studien ſcheuchte, zu dem Studium, welches damals für die Mehrzahl noch keinen verächtlichen Nebenbegriff hatte.

Dies war das Brodſtudium. Es iſt jetzt mit Recht verrufen und wird nur gleichſam illegitim geliebt. Damals galt es als das ganz ehrenvolle, es war ſchon ein beſonderer Luxus, wenn der Juriſt, der Theologe, der Philologe ſich noch mit Lehrvorträgen außer ſeinem „Fache“ befaßte. Die Meiſten blieben in der Traincolonne, die unmittelbar zum Amte fuhr, und empfingen, was auf dieſem Wege ihnen als Proviant zugemeſſen wurde.

Allerdings gab es zwiſchen den künftigen Lehrern der Nation und den Handwerksköpfen auch noch eine zahlreiche Claſſe, welche durch die eigent-

lich bildenden Disciplinen erregt blieb. Diese Classe hat einen höchst achtbaren Bestandtheil der nachherigen Männer geliefert, sie erhielt aber ihre Impulse auf eine von der jetzigen Art verschiedene Weise.

Die Disciplinen, welche dem Geiste vorzugsweise Form und Gehalt geben, sind die Kunde vom classischen Alterthum, die Geschichte und die Philosophie. Ueber Fichte, den Philosophen, der zu jener Zeit in Norddeutschland der wirkendste war, werde ich später reden. Jetzt einige Worte von der Beschäftigung mit den Alten und von der Geschichte, wie Beide damals influenziren mußten.

Faßt man alles Das, was jetzt in vielfältigster Zusammenstellung, Combination, Conjectur für die Erkenntniß der Alten geschieht, unter einem einfachen Gesichtspuncte auf, so wird man, glaube ich, finden, daß das Forschen sie als Gewächse eigener Structur auf eigenem Boden ersprossen, verstehen lernen will. Offenbar ist die Ueberzeugung vorhanden, daß jede Meinung, Auffassung, Form, ja jede Construction, jedes Wort und jeder Accent der Alten Etwas sey, was aus irgend einem poli-

tiſchen, religiöſen, Cultur- oder Localmomente ihres Lebens entſprang, und daß gerade die hohe Vortrefflichkeit der uns gebliebenen Denkmäler in dem innigen Zuſammenhange derſelben mit dem Realismus des antiken Zuſtandes beſtehe. Die Alten wollen uns werden etwas im größten Sinne Abgethanes, in der Zeit Untergegangenes, von uns Grundverſchiedenes, eben deshalb aber nun einer ewigen und reinen Betrachtung Gewonnenes. In dieſer Ueberzeugung iſt der deutſche Geiſt den anderen Nationen vorgeſprungen; bei den Engländern und Franzoſen herrſcht noch die ältere Behandlung.

Die erſte Stufe derſelben war die grammatiſche Taglöhnerarbeit. In ihr waren die Deutſchen ſtark, und Viele kamen darüber nicht hinaus. Meldete ſich ein Bedürfniß nach ſtofflicher Ausbeute, ſo ſtillte es der bekannte oder verſchwiegene Irrthum, daß modernes Wiſſen, Denken, Seyn eigentlich nur eine Fortſetzung des Alterthums ſey. Insbeſondere gehörte er dem achtzehnten Jahrhundert an, dem alle Belebung durch die Potenzen des Mittelalters ausgegangen war, er wirkte aber auch noch ſtark hinüber in das erſte Decennium des Neunzehnten und

in die nächſtfolgenden Jahre. Er veranlaßte das Beſtreben, unter jenen ehrwürdigen Falten unſere Geſtalt, unſere Züge, nur in idealer Verklärung zu erblicken. Ihre Sentenzen ſollten für unſere Verhältniſſe die leitendſten Normen abgeben; ihre Tugenden waren der unſrigen Vorbilder, ein Gleiches galt von ihren Formen, obgleich ſie die Verzweiflung aller Nachbildenden waren. Und da denn doch eine Herſtellung ihrer Volks- und Staatseinrichtungen durchaus nicht mehr gelingen wollte, ſo begegnete man ſich wenigſtens mit ihnen auf einem allgemeinen Gebiete, welches von ihren Vortrefflichkeiten bevölkert war, denen nur leider die eigentliche Spitze und das, was ſie gerade zu ihren Vortrefflichkeiten gemacht, hatte abgebrochen werden müſſen.

Es iſt zwar richtig, daß Männer, wie Wolf, Schleiermacher, Hermann, welche auf die Erkenntniß des Alterthums, als eines in ſich abgeſchloſſenen und nur durch ſich zu verſtehenden Ganzen mächtig hingewirkt haben, Coryphäen der älteren Periode ſind. Allein ihre Erfolge waren doch eine geraume Zeit nur in den Schulen der näheren Anhänger

beſchloſſen, der allgemeinere Durchbruch der realiſtiſch-contemplativen Behandlungsweiſe des Alterthums iſt weit ſpäter erfolgt. Man muß Goethe als den Repräſentanten der abgewichenen Zeit in den meiſten ihrer Richtungen anerkennen, es kam ſo ziemlich ihm Alles zu, was die Zeit meinte und wähnte; und wo hat er anders über die Alten als in dem ideell-vermittelnden Sinne geredet, den ich für den Ausdruck der früheren Anſchauungsweiſe halte? Wo ſpricht ſich in ihm je die Neigung aus, Probleme, die ſie ihm vorlegen, durch realiſtiſche Gründe aufzulöſen oder mit ihrer Poeſie ſich auf hiſtoriſche Weiſe in Zuſammenhang zu ſetzen? —

Nun aber iſt freilich klar, daß, ſo ſehr die neuere Betrachtung die wahrere Erkenntniß zeugt, ſie doch auch wieder die betrachteten Muſter uns ferner ſtellt. Auf gewiſſe Weiſe hatte man von den Alten ſonſt mehr als jetzt. In Allem, was ein Menſchengeſchlecht zu ſeiner beſten Zeit hervorbrachte, iſt nämlich ein allgemeiner Gehalt, der freilich nicht das Höchſte der Sache giebt, dagegen den Betrachtenden raſcher erwärmt, als die hiſtoriſche Beobachtung. Der allgemeine Gehalt der Alten

beſteht in dem Feſten, Palpabeln ihrer Thaten und Gedanken, erkennbar auch ohne das ſpeciellſte Wiſſen von den einſtigen Bedingungen dieſer Tugenden. Dieſen allgemeinen Gehalt brachte nun die ältere Lehre raſcher und erwärmender herzu.

In der Geſchichte werden immer zwei Methoden einander ablöſen: die biographiſche und die Deduction aus Zuſtänden. Denn Alles, was geſchieht, geſchieht durch den Helden und durch das Volk. In dem Volke gährt eine Unzahl vorbereitender Umſtände, die der Held durch die Energie ſeines Weſens zuſammenfaßt, ſie mit einem Theile von ſich ſelbſt vermiſcht, und ſie dann zur That macht. Der Held iſt nichts ohne das Volk, das Volk nichts ohne den Helden, beide leben in der unlösbarſten Ehe. Chriſtus, der größte Held aller Zeiten, den man hin und wieder als Beiſpiel angeführt hat, daß eine große That ohne irdiſchen Boden wachſen könne, fand gerade für ſein Werk die reichſte Gunſt der Umſtände vor, wenn man, wie billig, nicht auf das augenblickliche Triumphiren des jüdiſchen Synedrium's über ihn ein beſonderes Gewicht legt, ſondern darauf, daß die beiden entgegengeſetzten Geſtalten

der alten Religion, der Paganismus und das mosaische Gesetz sich geistig abgelebt hatten, ohne politisch indifferent und streitunfähig geworden zu seyn.

Das sind allgemeine Sätze, die zu finden nicht schwer fällt. Das Schwierige aber ist, bei den einzelnen Ereignissen auszufinden und darzustellen, welchen Antheil an ihnen der Held, welchen das Volk gehabt habe? Betrachtet man die Geschichte der Geschichtschreibung, so sollte man fast sagen, eine vollkommene Lösung der Aufgabe übersteige die Grenzen der menschlichen Kraft. Lange galten die Alten auch für vollkommene Muster in diesem Gebiete, in ihren Historikern schien die glücklichste Würdigung der Einzelnen und des Ganzen vorgebildet zu seyn. Nun aber hat Niebuhr schon ganze Strecken der römischen Geschichte aufgelöset und dem Volke, den Zuständen weit mehr übertragen, als Livius, er hat von der attischen Democratie, von welcher die Quellen so ungerechte Ostracismen berichten, ausgesagt, daß Plato Unrecht und der Demos Recht gehabt habe, und welchen Aufklärungen gehen wir nicht wahrscheinlich noch über andere Geschichträume entgegen?

Gegenwärtig herrſcht unläugbar in der Geſchichtſchreibung die Deduction aus Zuſtänden vor. Man ſieht den Helden oft nur ſchwer vor den Dingen, die ihn gemacht haben ſollen, wenigſtens wird ihm ſo viel als möglich abgenommen, um ihn gleiches Maaßes mit ſeiner Zeit zu halten. Hiebei iſt nicht die kleinliche Sucht rege, unſterbliche Thaten aus erbärmlichen Anläſſen abzuleiten, ſondern die Ueberzeugung, daß in der Gemeinſchaft ein Verſtand und eine Kraft rege ſey, die den Eigenſchaften der größten Einzelnen wenigſten das Gleichgewicht halte. Ranke, unſer beſter Hiſtoriker, zeigt ſchon durch den Titel, noch mehr aber durch die Art der Abfaſſung ſeines bisherigen Hauptwerks, daß ihm in den Zeiten, welche der Reformation folgten, kein über Alle hervorragender Charakter vorgekommen ſey. Er weiß zwar ſich nach der Seite der Individuen zu wenden, am beſten gelingen ihm aber doch die Portraits von Solchen, welche abwartender oder retardirender Art waren, oder an Geſchicksverwickelungen untergingen. Ich erinnere an ſeine Schilderungen von Karl dem Fünften, Philipp dem Zweiten, Johann von Oeſterreich.

Der Hegelianismus ist dieser historischen Manipulation günstig, es scheint aber in ihr auch die Erinnerung an den außerordentlichen Mann sich zu regen, dem Keiner seiner Feinde für die Person gewachsen war, und der dennoch dem Volksgeiste erlag. Denn die Geschichte nimmt mehr als jede andere Wissenschaft ihre Stimmung von der Zeit an, in der sie ihr Zeugniß niederschreibt. Dagegen war ihre Lehre früher mehr biographischer Art. Trocken genug verfuhr sie, das ist wahr, wenn sie auf die Entschließungen des Feldherrn, des Ministers, des Königs das Gewicht legte, aus ihnen den Erfolg entspringen ließ, und die Masse fast nur als den Stoff darstellte, in dem oder durch den gewirkt wurde, oder der zu einem unvernünftigen Siege über die glücklose Größe gelangte. Aber sie regte dadurch eben den Trieb an, diesen dürren Rahmen mit freilich oft falsch-lebendigen Vorstellungen auszufüllen. Hin und wieder wurde auch jene atomistische Ansicht laut, die von den Franzosen herüber gekommen war, und derer ich vorhin beiläufig gedachte. Die, welche einen Krieg Ludwig's an dem schiefen Fenster von Klein-Trianon entzünden läßt, und einem Paar Hand-

ſchuhe eine große Rolle in der Geſchichte der Königin Anna und ihres Feldherrn zutheilt. Aber weit entfernt, daß dieſe Anekdoten das biographiſche Element zerſtört hätten, hoben ſie vielmehr daſſelbe nur noch mehr hervor, da ſie zeigten, daß ſelbſt von den Launen der großen Weltgeſtalten, die Welt häufig aus den Angeln gehoben worden ſey. — Charakteriſtiſch in der Geſchichtslehre der damaligen Zeit war auch noch, daß über der ganzen chriſtlichen Zeit der proteſtantiſche Blick ſchwebte. Das Mittelalter wurde als Barbarei, die Reformation als das ſchlechthin gute Werk, das Pabſtthum als eine Ausgeburt der Unvernunft und Heuchelei tradirt. Alles dieſes verſteht ſich natürlich nur vom Durchſchnitt der Lehre, denn die Nibelungen waren freilich ſchon früher genannt, die romantiſche Schule hatte ihre Werke bereits geſtiftet, aber populair konnten die Ergebniſſe der freien Beſtrebungen nicht genannt werden.

In den beiden Hauptnahrungsmitteln des Geiſtes war es daher leicht, zur Selbſtbefriedigung zu gelangen. Die Lehre war eng, von ihrer Enge aber führte die große deutſche Literatur die Jugend in die Weite. Der Anſtoß wirkte von ihr aus noch

in ſeiner friſcheſten Kraft. Leſſing war zwar etwas verſchollen, auch gehört ſein Cultus mehr einem reiferen Alter an. Aber Klopſtock war noch keineswegs ſo in den Hintergrund getreten, daß es nicht für eine heilige Pflicht gegolten hätte, den Meſſias zur Hand zu nehmen und wo möglich wenigſtens die erſten zehn Geſänge zu bewältigen; ſeine Oden an die Freunde und Geliebten koſteten uns dagegen keine Mühe, ſondern erfüllten das Gemüth mit einem ſich von ſelbſt darbietenden Entzücken; Wieland's zierliches Spötteln galt uns für die Blüthe der Weisheit; Voßen's Luiſe ſtand in hoher Achtung, vor Allen jedoch entzündeten Schiller und Goethe, der Erſte, ein Jahr vor dem Nattional-Unglücke abgeſchieden und im volleſten Nachglanze der untergegangenen Sonne leuchtend, der Zweite, lebend und die reifſten Schöpfungen, Wahlverwandtſchaften und Biographie, in die Furchen der traurigen Zeit ausſäend. — Herder war der wenigſt Zugängliche. Wir wußten mit dieſen weichen, wollenen Wort- und Denkgeſpinſten etwas Rechtes nicht anzufangen.

Die deutſche Poeſie hat eine Entſtehung gehabt, welche von dem Urſprunge der anderen europäiſchen

Dichtungen ganz verſchieden war. Dieſe brachten ihre höchſten Geſtalten hervor theils im Mittelalter, theils in den Zeiten, welche wenigſtens noch den Reflex des Mittelalters aufwieſen. Bei den Italiänern folgen einander binnen dieſer Grenzen in einem wunderbar ſchönen Reigen Dante, Boccaccio, Petrarca, Arioſt, Taſſo; bei den Portugieſen tritt Camoens auf unter dem ritterlich-religiöſen Sebaſtian. Bei den Spaniern blühen Cervantes und Lope unter Philipp dem Zweiten, der noch einmal mit ganzer Kraft die Würde der alten Kirche und des gothiſchen Königthumes aufrecht zu halten unternimmt, hier in ſeinem Volke nicht wie eine Singularität vorkommt, ſondern den Spaniern der Kluge, der Gerechte heißt. Calderon glänzt unter dem dritten und vierten Philipp, unter welchen jene Richtungen, wenn auch mit weit geringeren Gaben verfolgt wurden. Bei den Engländern hat Shakespeare noch alle Nachklänge des alten „luſtigen" Landes und der Feudalkriege im Ohr; bei den Franzoſen endlich erſcheinen Corneille und Racine unter Ludwig dem Vierzehnten, dem geiſtigen eilften Ludwig. Der eilfte Ludwig hatte die großen Vaſallen gedemüthigt oder

vernichtet, der Vierzehnte ſchlug die idealen Befugniſſe des ſpaniſch-franzöſiſchen Ritterthums; Galanterie und Bigotterie, zur Krone. Wie dieſer König ſich den Staat nannte, ſo repräſentirte er deſſen einzigen tapfern, devoten, verliebten Ritter. Ludwig's Hof war das Mittelalter in einer Abbreviatur, welche die Züge der alten Schrift freilich ſchon etwas verſtümmelt hatte. Den Sinn dieſer Abbreviatur gaben die großen franzöſiſchen Dichter wieder, wenn ſie auch ihren Helden franzöſiſche oder griechiſche Namen beilegten. Und ſo waren auch ſie wenigſtens mittelalterlicher Nachſtärkung.

Ich glaube, daß vor einem richtig würdigenden Auge die ſpäteren Führer jener Literaturen, ſo weit ſie nämlich ein Eigenes haben anſtreben wollen, über oder auch nur neben den genannten Ahnherren nicht Stich halten. Spanier und Portugieſen ſind auf ihren Lorbeeren eingeſchlafen, von denen kann alſo nicht einmal die Rede ſeyn. Voltaire nennt ſich mit kluger Beſcheidenheit ſelbſt den Soldaten Corneille's. In dem, was er eigen hat, in dem kauſtiſchen Witze ſeiner Romane, in dem Deismus des Mahomet iſt da aber etwas, von dem organiſch-

gestaltenden Leben der großen Meister des Siécle? Ists in der Lascivität, in dem Atheismus Diderots, oder in der Ungebundenheit Rousseaus? Alle diese Schriftsteller waren doch nur von der Negation begeistert, der ein abstracter Begriff, die unbedingte Freiheit des Geistes und Gemüthes zur trügerischen Unterlage dienen mußte. Und die Neusten? Spielt nicht Victor Hugo nur mit abgeborgten Klängen? Einzig und allein in der Düdevant will sich etwas originell Plastisches Luft machen, aber es ist unentwickelt, läßt sich also noch nicht abschätzen. Ein bedeutungsvoller Zufall muß es heißen, daß sie Aurore heißt, vielleicht kündigt sich in ihr die poetische Zukunft der Franzosen an. Chateaubriand hat dagegen seine besten Schwünge von dem Gefühle der Vergangenheit. Er ist der letzte Troubadour mit längerem Athem, weiterem Blick als Arnaud de Marveil und Pierre Vidal von Toulouse. An Shakespeare reicht Niemand hinan, also auch kein späterer Engländer. Durch das ganze achtzehnte Jahrhundert hindurch blühte auf der brittischen Insel nur das Lehrgedicht, die descriptive Poesie, der Familien-Roman, die Satire, die Sittenschilderung,

an und für ſich ſchon niedere oder gemiſchte Genres. In der neuſten Zeit haben zwar Byron, Walter Scott, Thomas Moore wieder einen höheren Ton der Dichtung angeſchlagen. Aber Thomas Moore luxuriirt zu ſehr, um als ein eigentlich großer Dichter dem Neide der Zeiten ſtehen zu können, Byron iſt in dem, worin er Größe beſitzt, durchaus Anklage, alſo Vernichtung, nicht plaſtiſch-aufbauend, Walter Scott dagegen hatte ſich ganz in die älteren Motive verſenkt nur mit neuerem Geſchäfts- und materialiſtiſchem Blicke. — Endlich: Sollen wir in Goldoni, Gozzi, Alfieri, Manzoni ſo große formgebende nationale Geiſter verehren, wie die Stammväter der italiäniſchen Poeſie waren und geblieben ſind?

Findet man dieſe Schätzung richtig, ſo ergiebt ſich, daß die Literaturen aller übrigen Tonangebenden europäiſchen Völker romantiſchen Urſprungs ſind, aus romantiſchem Boden ihre edelſten Säfte zogen, in ihm zu einer noch nicht wieder erreichten Blüthe aufwuchſen. Dort hatte ſich bei ihnen der Begriff der Claſſicität feſtgeſtellt. Die romantiſchen Motive ſind aber aus dem Leben verſchwunden. Die Dich-

ter jener Völker empfinden daher den Zwang, entweder zurückzugreifen auf abgeschlossene Muster ohne Anfrischung durch einen fortquellenden Strom der wirklichen Dinge, oder sich zu versuchen in neuen Gebieten mit dem niederschlagenden Bewußtseyn, daß unläugbar der Nation früher schon einmal ein Allerbestes geboten worden sey. Unmöglich ist nun zwar nichts in der Welt, bis jetzt aber scheinen die späteren Meister nicht den Beweis geliefert zu haben, daß jenes Bewußtseyn ohne eine gewisse Abkältung der zeugenden Kraft, wie groß sie auch gewesen, bleiben könne.

Ganz verschieden lautet nun das Taufzeugniß der deutschen Literatur. Wir haben zwar auch eine Poesie des Mittelalters, und seine Nachzeiten: Nibelungen, Tristan, Parcival, Minnegesang, dann die Meistersänger, Hans Sachs, die scharfen Satiriker der Reformationszeiten, endlich die schlesische Schule und Flemming. Ich theile die Verehrung für diese alten Denkmale, allein wer möchte behaupten, daß sie unter Umständen entstanden seyen, unter welchen Classiker möglich sind? Diese entstehen nur, wenn ein Volk den Kern seines Wesens in seinen Zustän-

den empfunden hatte und die Sprache so weit gebracht worden war, daß sie für bevorzugte Geister zum Instrument mustergültigen Ausdrucks werden konnte. Italien besaß Eleganz des Wissens und Lebens, die Durchbildung der Einzelverhältnisse, welche für die Entwickelung der Eigenschaften so günstig ist, Spanien seinen insularischen grandiosen Fanatismus, Portugal berühmte Seefahrer und fabelhafte Küstenfernen, England ein reiches Volkswesen und die mannichfachste Gliederung der öffentlichen Verhältnisse, Frankreich die hohe Comödie der Repräsentation, als die Classiker dieser Nationen erschienen. Das deutsche Volk aber war weder im Mittelalter noch in den Zeiten, die diesem folgten, eines solchen Kernes sich bewußt geworden, auch hatte ein entsprechendes Idiom sich nicht hinreichend vorbereitet. Die romantischen Elemente waren wohl alle vorhanden in Deutschland, aber theils waren sie mehr angeeignet, wie das Ritterthum, was selbst nur wieder im südlichen und westlichen Deutschland zu einer gewissen Zierlichkeit der Existenz kam, theils aber und hauptsächlich fehlte das Etwas verbreiteter Bildung, durch welches alle jene Elemente erst für den großen Schriftsteller zu-

bereitet werden müſſen. Der große Schriftſteller iſt wie der große Feldherr, der ſich auch nicht in das Handgemenge begiebt, ſondern dem ſich das Heer, die Tapferkeit der Einzelnen, der Verſtand der Untergebenen zu ſeinen Abſtractionen klären müſſen, wenn er ſeine beſte Kraft zeigen ſoll. Die Verfaſſer der Nibelungen, des Narrenſchiffes, des Leo Armenius ſtanden gleichſam im Handgemenge rüder Vorſtellungen, und deshalb konnten ſie den nachwachſenden Geſchlechtern der Deutſchen nicht das werden, was Dante, Cervantes, Corneille ihren Nationen geworden ſind. Die deutſche Literatur des Mittelalters blieb ein großer Anſatz, ein kühner Handſtreich, ſie konnte nicht für den Sieg des deutſchen Geiſtes in einer Hauptſchlacht gelten. Man lobe und preiſe jene älteren Werke, wie man will, man wird aber den Flecken der Barbarei nicht von ihnen hinwegpreiſen.

Dem achtzehnten Jahrhundert mußte es vorbehalten bleiben, das Geburtsjahr der eigentlich großen Literatur der Deutſchen, derjenigen, welcher eine nationale Nachwirkung von langer Dauer vorherzuſagen iſt, zu werden. Ueber den politiſchen und

patriotiſchen Unwerth dieſer deutſchen Zeit ſind wir einverſtanden. Aber gerade in dem Unwerthe konnte nur eine eigenſte Secte der Deutſchen erſt zum Vorſchein kommen, von welcher in meinen Betrachtungen ſchon mehrfach die Rede geweſen iſt: Ihre Subjectivität. In dem Chaos des aufgelöſten Staates, der verweſten Kirche, der zerrütteten leitenden Begriffe entſprang eine Unzahl von Individualitäten, deren Gemeinſames nur war, daß eben das Individuum ſich mit allen ſeinen Berechtigungen und Launen voll in die Wirklichkeit hinaus leben wollte. Dieſen Stoff ſubjectivſter Anſprüche ergriff nun der Geiſt großer Männer durch eine Sprache, welche gerade ſo weit mannbar geworden war, um unter dem Kuſſe der Meiſter Mutter werden zu können. Alle unſere großen Schriftſteller gehen von Standpuncten aus, die nur ihnen, nicht einem Vaterlande, einem Kirchendogma, einer ſtabilen öffentlichen Meinung angehören. Klopſtock's lyriſche Gedichte ſind der Ausdruck individuellſter Empfindungen, im Meſſias muß er zwar einigermaßen an den proteſtantiſchen Lehrbegriff ſich anſchließen, er giebt ſich aber dafür durch Abbadonna Genugthuung, den ſentimentalen

Teufel, und träumt das imaginaire Vaterland Hermann's; Lessing will so wenig etwas Festes, außer ihm Stehendes; daß er einmal sagt, er würde, ließe ihm Gott die Wahl, der Schaale voll Wahrheit unermüdliches Forschen mit beständigem Irren verbunden, vorziehen. Herder ist mit seinem schweifenden, weiblichen Geiste überall und nirgends, die Humanität, als deren Priester er genannt wird, hat wenigstens an keinem Orte einen greiflichen Cultus; Schiller'n ist alles Wirkliche das Gemeine, seine etwas hektische personelle Sehnsucht das Ideal; Goethe endlich will mit seiner universellen Begabung nur sich und noch einmal sich und ohne Ende sich in den Dingen. Da aber ein solcher Wille nur mit Maaß und Weisheit zum Ziele gelangen kann, so wird er gewissermaßen ein gelinder Tyrann der Dinge, ein Despot, unter dem es den Dingen wohl geht, ihm aber ergeht es über oder in ihnen doch am besten.

Sonach ist unsere große Literatur entstanden aus völlig antiromantischen Stimmungen, nach dem Verschwinden des letzten Widerscheins des Mittelalters; sie ist die vorzugsweise moderne. Das

moderne Leben iſt mit ſeinen feinſten Nüancen, mit ſeiner Anatomie der Seele, mit allem Zauber und Elend der Gegenwart nur in ihr zu ſeinem vollen Ausdrucke gelangt. Während die anderen Nationen nach genuinen Schöpfungen aus der Fülle ihres modernen Lebens heraus umhertaſten, und nur zu ſolchen mittleren Maaßes gelangt ſind, beſitzen wir in Symbolen des modernen Geiſtes (der nicht immer an einem Stoffe aus der jüngſten Zeit ſich abzudrücken braucht; ich erinnere an Nathan —) unſere Hauptwerke.

Mit dieſer ganz ſubjectiven Poeſie trat nun die Mehrzahl der Empfangenden von jeher in ein ſubjectives Verhältniß. Während bei den andern Völkern ſich raſch das Gefühl erzeugte, daß die Dichtkunſt eine Kunſt, ein heiteres Spiel, eine Form ſey, blieb bei uns vorwiegend der ſtoffartige Antheil, hervorgegangen aus dem Glauben, daß Dichten eigentlich ein Handeln in Verſen vorſtelle. Vielfältig hat man ſich über dieſes unzarte und ſchwerfällige Intereſſe geärgert, und doch war es nur eine deutſche Nothwendigkeit. Die ausgeſtattetſten Individuen bei uns wollten ja, von keinem

äußeren Geſetze beſtimmt, nur den innerſten ſtoffſlichen Gehalt ihres Buſens entladen, dieſer Gehalt, zwar durch eine Form gefaßt — denn ſonſt hätte er nicht Poeſie werden können — aber doch immer über die Form hinausſchwellend, wurde von den Empfangenden entgegengenommen, wie nun eines Jeden Individualität die Wahlverwandtſchaft bildete. Goethe geſteht ſelbſt, daß ſeine Werke nur Bruchſtücke einer großen Confeſſion ſeyen; wie konnte er ſich alſo darüber formaliſiren, daß Werther die Deutſchen nicht als Kunſtwerk, ſondern als Wirklichkeit entflammte?

In neuſter Zeit hat ſich der ſtoffartige Antheil bis zur Caricatur geſteigert. Meiſtens macht er ſich leider als Haß Luft. Es darf in einem Werke nur dieſe oder jene Stelle vorkommen, welche dem Sinne einiger Menſchen nicht behagt, ſo wird darum das Werk und der Autor verworfen ohne Unterſuchung, ob die Stellen nach den Geſetzen der Compoſition nicht gerade ſo lauten müſſen, wie ſie lauten. Ich ſelbſt habe davon noch neuerdings an vielen Urtheilen über die Epigonen eine Erfahrung gemacht. Während das Werk in ſeinem Schluſſe

gerade lehrt, daß die ſchrecklichſten Zerſtörungen die in der Zeit ſchlummernden Heilungskräfte nicht vernichten können, ſahen Viele nur die abgelebten Figuren, durch welche ſich das Thema ſeiner Natur nach auch freilich hindurcharbeiten muß, und verwarfen die Arbeit als eine nihiliſtiſche. Sie bedachten nicht, daß, wenn ich einen Schritt weiter gegangen wäre, ich das Gebiet des Staatsmanns, des Philoſophen oder des Predigers betreten hätte. Es war mir merkwürdig, daß gerade den friſcheſten und geſündeſten Leſern der Athem der Hoffnung aus den Epigonen entgegenwehete, ſo daß mir daher die Vermuthung kam, die Anderen, welche von Verweſungsduft ſchwatzten, möchten ſich wohl ſelbſt gewittert haben.

Ein ſtoffartiger Antheil ſolches Gepräges iſt nun freilich etwas gar Schlimmes. Jener Aeltere aber, der mehr aus dem Vollen auf das Volle ging, wird ſo lange immer wieder emportauchen, bis die deutſche Poeſie die Form findet, die ſie bei ihrem ſubjectiven Urſprunge noch nicht rein erlangen konnte. Ich meine nicht die äußere grammatiſche Form, für die Platen lebte und ſtarb, ſondern eine innere, geiſtige, eine, wie ſie mir aus Shakespeare, Dante,

Cervantes deutlicher entgegentritt, als aus Goethe. Die deutſche Poeſie als Kunſt will mir als eine zweite Möglichkeit unſerer großen Literatur erſcheinen.

* * *

Gerade wegen ihres Stofflichen und Subjectiven war aber die Literatur beſonders geeignet die Tröſterin eines zerdrückten Volkes zu ſeyn. Die Form wird genoſſen und zum Genuß taugen nur glückliche Zeiten, der Gehalt ſpornt in der Noth an, regt auf, hält den Menſchen zuſammen. Die Form tritt als ein Medium zwiſchen Dichter und Publikum, am Subject klammert ſich das Subject unmittelbar an. Es iſt wahr und muß immer wiederholt werden, die Deutſchen hatten in jenen Leidensjahren nur in ihrer großen Dichtung das Evangelium, welches ſie zur Gemeine machte, ſie über der materiellen Noth, über dem Verlieren in eine wüſte Verzweiflung emporhielt. Namentlich ſind Goethe und Schiller die beiden Apoſtel geweſen, an deren Predigt ſich das deutſche Volk zu Muth und Hoffnung auferbaute. Es iſt mehr als

ſündlich, wenn dieſes unſterbliche Verdienſt nachmals hin und wieder in ſtumpfſinniger oder heuchleriſcher Mäkelei hat vergeſſen werden wollen. Die evangeliſche Kirchenzeitung und die mit ihr trollende Lämmleinsbrüderſchaft hat den Beiden ihr Heidenthum aufgeſtochen und mancher meint etwas recht Kluges geſagt zu haben, wenn er von ſich giebt, daß Goethe doch keine Religion habe. Er hatte die Religion, ein großer Mann zu ſeyn und den Ausländern Bewunderung abzuzwingen, während wir Anderen vor ihnen im Staube knirſchten. Ich ſage Euch, dieſe zwei Heiden haben uns mehr genützt, als Ihr guten Chriſten jemals uns nütztet, nützet und nützen werdet! —

Das Verhältniß, in welches ſich die Jugend zu den großen Schriftſtellern ſetzte, war ein leidenſchaftlicher Liebesbund. Das junge Alter pflegt eine richtige Ahnung von dem Höchſten zu haben, was gerade in der Zeit da iſt. Die Erſten lebten noch zum Theil und das that auch viel, denn das Todte iſt abgeſchloſſen und fällt der Betrachtung anheim, das Lebendige weiſet aber immer in eine unendliche Zukunft hin; der Nerv der Bewegung wird von

ihm afficirt. Sie kamen uns wie Heilige vor, deren leuchtende Fußtapfen zu ſehen, ſchon das höchſte Glück geweſen wäre. Von Kritik war unter dieſen Jünglingen nicht die Rede. Eine beſchränkte Lehre machte die Seele nur um ſo lechzender, am Quell der Poeſie ſich zu berauſchen, wenn ſie einmal zu ihm hinangeleitet worden war. Auch war der Blick nicht zerſtreut, die Literatur bot dem geiſtigen Auge die einzige Weide. Von der bildenden Kunſt, welche jetzt Viele ableitet, ſprach Niemand.

Am gewaltigſten unter Allen wirkte aber doch Schiller, während Goethe uns mehr ein Gott in unendlichem Abſtande blieb. Fauſt, der jetzt das Haupt und Grundbuch der Jugend geworden iſt, regte uns eher Schreck als Freude an. Ich erinnere mich noch des eigenen Fröſtelns, mit dem ich Mephiſtopheles und die Meerkatzen zum Erſtenmale gedruckt las. Einer unſerer Lehrer ſagte, es ſolle das größte Werk Goethes ſeyn, man könne es nur leider nicht verſtehen. — Schiller hat das ganz eigenthümliche Genie beſeſſen, ſcheinbar die Geſtalten der Welt heranzubeſchwören, und ſie doch ſo im Feuer des Begriffs wieder aufzulöſen, daß ſie

Schatten glichen, die nun ein Jeder erst mit seinem wärmsten Herzensblute tränken mußte, um die edeln bleichen Lippen für sich zum Reden zu bringen. Schiller'n ist die Welt dunkel und in dieser Dunkelheit läßt er einige Figuren ohne individuelle Züge aber von glänzender Durchsichtigkeit erscheinen. Gerade diese erhabene Transparentmalerei war es aber, was dem Sinne der damaligen Jugend am mächtigsten zusprechen mußte. Das frische Gefühl der Menschheit verlangt nach Gestalten, es mag aber nicht gern seine noch große Reizbarkeit durch ihren Realismus beästigen lassen. Damals kam bedurfte der auf allen Seiten von der rohen Wirklichkeit umdrängte Sinn nur noch mehr des poetischen Widerhalts, den ihm diese großen und doch leichtfaßlichen Transparente gaben. Obgleich die Empfindsamkeit noch nicht der Tugend verschwunden war, so konnte doch die Poesie jener Stimmung unter so historischen Umständen nur die zweite Stelle einnehmen, und deshalb ist natürlich, weshalb Werther uns nur in geringerem Grade berührte, selbst hinter Klopstocks veränderten Freundes- und Liebesoden zurückstand und erst unsere Zeit wie

Zeit entzücken ſollte. In Schiller traf nun aber Alles zuſammen, was wir begehrten, gleichſam eine hiſtoriſche Sentimentalität wehte uns aus ihm entgegen. Seine voll hinrauſchenden Worte prägten ſich faſt ohne Abſicht, ſie zu behalten, dem Gedächtniſſe ein; das Gedächtniß iſt aber die erſte Kraft, welche im Menſchen ſich ausbildet. Wird man mich mißverſtehen, wenn ich ſage, ich halte es für das Hauptverdienſt Schiller's, der größte Jugendſchriftſteller der Nation geworden zu ſeyn? — Meine Verehrung für ihn habe ich hoffentlich deutlich genug ausgedrückt, allein dieſer unbeſchadet darf ich wohl geſtehen, daß die Zeit mir ziemlich nahe zu ſeyn ſcheint, in welcher er dem männlichen Alter eben ſo wenig mehr bieten wird, als ihm z. B. ſchon jetzt Herder noch bietet.

Unſere Begeiſterung für ihn ging aber bis zur Andacht. Es war uns wunderbar, daß ein ſolcher Mann hatte ſterben können; das Bewußtſeyn, daß ſein Tod erſt vor wenigen Jahren erfolgt ſey, ſchärfte noch die mythiſche Empfindung, von welcher Jeder in ſeinem Privatgeſchicke ein Analoges erlebt, wenn nun ein Geliebteſter ſo eben abgeſchieden iſt, und die an den Verluſt noch nicht gewöhnte Seele

aus ihren Thränen und aus ihrer Sehnſucht, aus den Kleidern des Dahingegangenen, aus den Spuren ſeines Wirkens, aus Allem, was ſeine Hand berührte, noch eine Zeit lang die theure Schattengeſtalt ſich zuſammenwebt. So ſchritt uns Schiller als Schatten noch umher, denn er war ja in der Mitte ſeiner Laufbahn hinweggerafft worden, und wir ſagten uns, daß wir, wenn er das gewöhnliche Lebensalter erreicht hätte, ihn dereinſt von Weitem geſehen haben würden. In einer unſerer Zuſammenkünfte, es mochte ſieben Jahre nach ſeinem Tode ſeyn, als wir wieder einmal über ihn ſprachen, rief Einer plötzlich aus: Wenn er noch lebte, wollte ich gern einen Finger meiner rechten Hand darum geben! — Dieſer Eifer blieb nicht ohne Nachahmung. Ein Zweiter ſetzte die Hand, ein Dritter beide Hände daran. Der Enthuſiasmus wuchs und ſprach ſich in immer größerem Erbieten zu Verſtümmelungen aus, ſo daß, wenn man die Gliedmaßen, welche aufgegeben werden ſollten, zuſammenſummirt hätte, der ganze Kreis zum wenigſten einen vollſtändigen Menſchen eingebüßt haben würde. Man kann dieſe Scene lächerlich finden und zweifeln, ob der Opfer-

muth ſtark genug geweſen wäre, ſich beim Worte nehmen zu laſſen, indeſſen iſt es doch immer ſchön, wenn die Jugend ihre erſten Aufregungen von ſtarken, poſitiven Geiſtern empfängt.

* * *

Ich habe die Literatur, welche durch Goethe, Schiller, Herder, Klopſtock, Wieland, Leſſing, Voß, und die dieſer Reihe Nachfolgenden repräſentirt wird, unſere große genannt, weil ſie ganz aus der vollen Nationalität und aus einer der ausgeſprochenſten Secten in ihr erwuchs, in jenen Männern die begabteſten Organe fand und alſo auch voll in das Volk zurücktönte. Aber die Meiſter ſelbſt drückte doch ein ſtilles Ungenügen, welches dem Poeten nicht ausbleiben kann, wenn er, wie hier geſchehen, nur geſchaffen hat, um eines Stoffes quitt zu werden. Man erinnere ſich an die Mühe, die ſich Goethe und Schiller gaben, Regeln zu erfinden, die Motive in eine Theorie zu bringen, den Dienſt der Muſe, ſo zu ſagen, reglementsmäßig zu verſehen

man erinnere ſich an die Urkunde dieſer Mühe, an den Briefwechſel.

Der Grund jenes Ungenügens war das Bewußtſeyn unſerer Heroen, daß die Kunſt fehle, welche doch immer das Alpha und Omega des Poeten iſt. Sie konnte aber von ihnen mit allem Experimentiren nicht entdeckt werden, weil jene großen Männer ſonſt an ſich und ihrer Art zu Selbſtmördern hätten werden müſſen. Es iſt merkwürdig, daß Schiller auf dieſem Wege zum Thore gelangte, der ohne alle organiſche Vermittelung mit ſeiner Tragödie von Meſſina blieb, Goethe aber zu Hermann und Dorothea und zu den Wahlverwandtſchaften, zu einem Epos und einem Roman, welche dramatiſcher ſind, als irgend eins ſeiner Dramen. Das Reſultat ihres Suchens war alſo, abgeſehen von dem Gedankengehalt jener Werke, ein totales Mißverſtändniß über die Form, eine Entmiſchung der Form.

Ein zweiter praktiſcher Verſuch, der deutſchen Poeſie die Form zu erobern, war die romantiſche Schule. Sie gehört zu den am ſeltenſten in der Literatur vorgekommenen Beiſpielen, daß ſich bei

voller Blüthe der einen Richtung ſchon ein Gegenſatz aufthut und zwar nicht der Eiferſucht, der Kleinmeiſterei, ſondern ein tiefer, gründlicher; ein Gegenſatz des Princips. Man war in dieſer revolutionairen Schule freilich in einiger Verlegenheit, da man ſich vielfältig kritiſch äußerte und die Kritik doch ein Object behalten mußte, das Object aber wegfiel, wenn die ganze deutſche Literatur negirt wurde. Man ließ daher vorbereitende oder untergeordnete Geſtalten, wie Leſſing oder Bürger, ſtehen, oder tobte in einſchränkender Weiſe, gegen den Zweiten aber unter den Erſten, gegen Schiller, that ſich ein entſchiedenes Mißwollen kund, wodurch die Schärfe des Gegenſatzes enthüllt wurde. Mit Goethe gab es ein eigenes Verhältniß. Er hatte Jeden zu mächtig berührt, als daß das nicht hätte eingeſtanden werden müſſen, man zollte ihm daher leidenſchaftliche Verehrung, während man ſelbſt productiv oder didaktiſch auf diametral entgegengeſetzten Muſtern und Methoden ſich gründete. Goethe hat dieſes zweideutige Verhältniß gefühlt und ſich darüber ſo ausgeſprochen, als habe er den Weihrauch einer klugen Politik zu danken gehabt. Daran

glaube ich nicht, denn die Urtheile über ihn, die aus der Schule hervorgingen, ſind, wenn ſie gleich ſeine eigentliche Grundnatur nicht berühren, doch der Art, um als Worte ehrlicher Ueberzeugung gelten zu können. Vielmehr war es eines der Verhältniſſe, in welchen Jemand das Große anerkennt und doch das Gefühl in ſich trägt, daß dadurch das Allergrößte nicht habe erreicht werden können.

Die Schule griff unläugbar die Sache praktiſcher an, als Goethe und Schiller, ſie ſtellte ſich bei einem Gegenſtande höherer Empirie auf den empiriſchen Standpunct und wies nach den romantiſchen Literaturen hin, die eine Form beſaßen; denn nicht um Ritterthum, Andacht, Vergangenheit ſelbſt war es ihren Stimmführern zu thun, ſondern um die Dichter dieſer Dinge. Sie brachten die Dichter in voller Rüſtung herüber, welche die Poeſie als Kunſt getrieben hatten: Shakespeare, Calderon, Cervantes. Sie redeten von Dante, von Boccaccio, Petrarca geiſtreicher, als es je geſchehen war. Von wie vielem Anderen, was in das Syſtem ihrer Vorſtellungen paßte, redete die Schule nicht außerdem

noch! In ihren eigenen Schöpfungen verließ ſie den ſubjectiven Weg der älteren Meiſter; ſie trank aus dem Borne der der Gegenwart entlegenen Ideen, und vermied ſelbſt in unweſentlichen Nebenſachen die Reminiscenz an die fremden Muſter nicht.

Die productiven Geiſter in ihr waren Friedrich Schlegel, Novalis, Tieck; denn Auguſt Wilhelm iſt, obgleich er viele Verſe gemacht, doch nie etwas Anderes geweſen, als Kritiker, Gelehrter, Metriker.

Friedrich Schlegel's Geiſt beherbergte Manches. Seinem innerſten Sinne ſtand aber doch wohl Calderon am Nächſten. Alarcos bleibt ſein bedeutendſtes Gedicht und dieſer iſt ganz Calderoniſch gedacht. Auch in ſeinen lyriſchen Sachen ſind Nachklänge jener pomphaften runden Kategorienwelt des Spaniers vernehmbar.

Novalis vertieft ſich in die Myſtik des Mittelalters, inſofern ſie ihm durch das Mittel ſeiner Naturwiſſenſchaft und der Naturphiloſophie erſcheint. In Heinrich von Ofterdingen conſolidirt ſich dieſe Myſtik ſelbſt wieder zum Begriff, der an dem Dienſtmanne des Herzogs Leopold von Oeſterreich eine gelegen-

heitliche Entwickelung findet. In den Fragmenten und geiſtlichen Liedern wird die Richtung hin und wieder getrübt durch proteſtantiſchen Pietismus. Novalis hat allerdings einen Drang Eigenes zu offenbaren, aber man fühlt doch in den wunderbaren Cryſtalliſationen ſeines Geiſtes etwas Fremdes ihm nur Angeeignetes wirkend.

Tieck iſt am ſchwerſten zu faſſen. Das ſteht feſt, daß er der größte Dichter der Schule war. Zu ſelbſtſtändig, um in fremden Kleidern volles Behagen zu empfinden, und doch zurückgeſtoßen von der Gegenwart, von der Stimmung, wie ſie war, erſchafft er ſich zwiſchen zwei Welten eine eigene, dritte, phantaſtiſche, in welcher eine fortwährende Magie operirt. In dieſer Welt iſt nichts wirklich als die Phantaſie des Magus. Aber in dem Zauberer ſelbſt geht nach und nach ein Mährchen der Verwandlung vor. Die holden, leichten Geſtalten der Jugend weichen zurück und wollen dem beſchwörenden Worte nicht mehr gehorchen. Die realiſtiſche Welt bleibt ſtehen und wird von ihm in den Novellen ſeines Alters von den individuellſten Geſichtspuncten aus betrachtet. Nur ſelten ſind in

ihnen die Figuren, die durch ſich da ſind, eine epiſche Milde und Ründung beſitzen, meiſtens redet der Dichter durch die Perſonen nur das Thema ſeiner Abneigung oder Vorliebe aus. Und ſo erlebt die Schule in ihrem poetiſchen Haupte ſchon wieder den Rückſchlag in die alte, ſubjective Art, die aber hier einſeitiger und ſchärfer auftreten muß, als bei den Meiſtern der reinen anderen Richtung, weil dem Poeten unterweges eine Saite ſeiner Leier geſprungen iſt.

Die romantiſche Schule war von dem größten Einfluſſe auf Coterien und poetiſche Köpfe. Kein wahrhaft Strebender konnte ſich ihrem Reize entziehen, weil ſie einen nothwendigen Punct in der Entwickelung der deutſchen Literatur angab.

Aber populair konnte die Schule nicht ſeyn. Denn ſie ruhte nicht auf der Breite des wirklich Vorhandenen, ſondern ſie ging aus der Sehnſucht nach einem Nichtdaſeyenden hervor, und zwar aus einer Sehnſucht, die nur ein feines aeſthetiſches Bedürfniß zum Urſprunge hatte. Gerade Ritterthum, Katholicismus, Mährchenwelt, Myſtik waren es, die das aufgeklärte Jahrhundert perhorreſcirte,

ſo perhorreſcirte, daß es nicht einmal das Spiegelbild dieſer Lebensgeſtalten ſehen wollte. Die Dichter der großen Literatur hatten zwar an alle jene Gebiete auch geſtreift, aber in ihrem Sinne, nicht im Sinne der Urſprungszeiten. Sie brachen den Acker um, wie ihr oeconomiſches Bedürfniß es erforderte.

Am wenigſten konnte die Schule bei der Maſſe der Jugend raſch populair werden. Die Jugend von 1806 bis 1813 verlangte nach ſtarken, auf Energie und Praxis hinleitenden Anreizen. Die ſchönen fremdartigen Klänge und Schatten gaben dergleichen nicht. Im Frieden hat ſich das geändert. Sonderbar war es, daß das Romantiſche zuerſt durch die Schüler am heftigſten aufregte und wieder am früheſten durch den manierirteſten unter den Schülern, durch Fouquè. Er war raſch allgemein bekannt und brachte in den erſten Jahren der Reſtauration eine Wirkung hervor, die man wohl mit der des Werther und der Räuber einigermaßen vergleichen dürfte. Traurig, daß dieſes große Talent ſich ſo gar nicht beſinnen zu lernen vermocht hat, und deshalb auf ſeinem

gelben Streitroß mit verhängtem Zügel in die Wüſte galoppirt iſt. — Später iſt Uhland an ſeine Stelle getreten. Ueber ihn werde ich an einem anderen Orte reden.

Das Ziel der Entwickelung, von welcher die romantiſche Schule einen Punct bildete, ſcheint noch vorwärts zu liegen. Wir müſſen durch das Romantiſche, welches der Ausdruck eines objectiv-Gültigen ſeyn ſollte, aber nicht ward, weil ſeine Muſter und Themen ganz anderen Zeitlagen angehörten, hindurch in das realiſtiſch-pragmatiſche Element. An dieſem kann ſich, wenn die Muſen günſtig ſeyn werden, eine Kunſt der deutſchen Poeſie entwickeln. Es iſt ein großes Verdienſt, welches ſich einige Schriftſteller der jüngſten Gegenwart erworben haben, daß ſie auf dieſes Element zuerſt hinwieſen, ſich ſelbſt in ihm hervorbringend verſuchten.

Fichte.

Auch die Philoſophie oscillirt immer zwiſchen zwei Puncten, ähnlich denen, zwiſchen denen die Geſchichte ſich als biographiſche Auffaſſung oder als Deduction aus Zuſtänden hin und herbewegt. Sie iſt die Wiſſenſchaft des Gewiſſen. Nun fühlt der Menſch, daß es zwei Behauſungen des Gewiſſen gebe: das Ding und das Ich. — Der Gedanke wird daher das Gewiſſe aufſuchen entweder in dem Dinge oder im Ich.

Die Geſchichte der Philoſophie lehrt dieſen Wechſel der Speculation. Nachdem bei den Griechen ſich das Denken an Waſſer und Feuer, am Warmen und Kalten, an Zahlen, an den Atomen müde gedacht hatte, und auch die Weltſeele keine gründliche Befriedigung geben konnte, weil Anaxagoras ihr

lediglich in der Natur eine Wohnung anwies, während ihre Stelle doch im menſchlichen Bewußtſeyn war, kam es unter den Sophiſten zu einer bloßen Manipulation des abgeſtorbenen Denkſtoffes. In dieſe Verwüſtung trat Socrates ein und konnte, durch den delphiſchen Gott belehrt, ſein: Gefunden! ausrufen. Iſt es erlaubt, über eine einzige Erſcheinung mit wenigen Worten etwas zu ſagen, ſo möchte ich ihn eine Incarnation des Denkens nennen. Er hat kein Syſtem, ſondern er iſt ein großes Factum, das reine philoſophirende Ich in dialektiſcher Analyſe und Syntheſe. Indem er von ſeinem innerſten Bewußtſeyn aus, durch den Dämon erleuchtet, über die Welt ein höchſt Gutes, höchſt Reines, höchſt Schönes ausgießt, macht er den Satz, den ihm Plato in den Mund legt, wahr, daß, wie das Auge nur ſehe, was die Sonne beſcheine, ſo die Seele nur erſchaue, was von der Idee beleuchtet werde. Auf der anderen Seite läßt er die Empirie unbefangen gelten und weiß mit einem Jeden in ſeiner Kunſt, ja in ſeinem Gewerbe und Handwerke ſich zurecht zu finden. Die Philoſophie erlebt in ihm einen Silberblick, es ſchimmern in dieſem Schiller

die Lichter der an das Mannichfaltige hingegebenen und der in das göttliche Eine zurückgezogenen Betrachtung. Ein Bund zweier Beſtandtheile, der vor ihm nicht geweſen war, und nach ihm nie wieder vorkam, wenigſtens nicht in ſolcher genialiſchen Stärke. Aber eben, weil dieſer Bund über den Begriff hinausging, konnte er nur als Perſönlichkeit, nicht als Lehre ſich manifeſtiren. Socrates iſt ein Gipfel, in die Mitte der philoſophiſchen Zeit geſetzt, von ihm fließen die Ströme nachher wieder in verſchiedener Richtung ab. Was ſich von ſeinem Weſen zur Lehre machen ließ, das trat erſt durch die Schüler, Nachfolger und Angeregten auf. Die Stoa will die Socratiſchen Elemente in ihrer Verknüpfung feſthalten, bringt es aber nur zu einer ungeſchickten Vermiſchung der Natur- und praktiſchen Philoſophie. Es läßt ſich nicht abſehen, wie ein rigider Tugendbegriff in einer vergänglichen, aus feuriger Luft beſtehenden Seele Wurzel treiben kann. Dagegen ſtellen Plato und Ariſtoteles die reine Entzweiung jener Elemente dar. In Plato vervielfältigt ſich der Dämon des Socrates zu den Ideen, dieſe ſcheinen zwar den Dingen einzuwohnen, in der That

aber ſind ſie nur der Ausdruck eines nach dem Göttlichen lechzenden Selbſtbewußtſeyns. Selbſt die größte und vernünftigſte Erſcheinung, den Staat, faßt Plato nicht in ſeiner Realität, ſondern er bildet einen Staat, der nur in Reden, wie er ſich ausdrückt, daſeyn ſoll. Ariſtoteles hingegen wird von der Erfahrung gefangen genommen, weil ſie aber ſich zum Dogma verwandeln ſoll, ſo verliert in ihm dieſes Princip des Socrates viel von ſeiner naiven Hingebung an die Dinge.

Das Chriſtenthum nahm nach dem Verfall des antiken Geiſtes eine Zeitlang den Menſchen die Neigung zur Speculation. Als es ſeine Sache hindurchgeführt hatte und das Dogma zur Evidenz gekommen war, griffen die Scholaſtiker dieſes nun wie einen höheren Naturſtoff auf, ihr Denken war Naturphiloſophie auf das Gebiet der Kirche übertragen, und ihr Anſchließen an den realiſtiſchen Ariſtoteles ganz conſequent. In Occam wollte ſich zwar ein Gegenſatz regen, er trat der Superfötation des Bewußtſeyns mit dem Satze: entia non sunt multiplicanda praeter necessitatem, entgegen, und wollte zuerſt wieder vor allen Dingen ein

Subject, das denkt, allein die Zeit war für dieſe einfache Wahrheit noch nicht reif, und nur Myſtik, Schwärmerei, Reconſtruction älterer Syſteme theilten bis gegen das Ende des ſechszehnten Jahrhunderts die Herrſchaft mit der langſam verwelkenden Scholaſtik.

Endlich geben Baco, Hobbes, Descartes der Philoſophie reineren Boden zurück. Baco vertritt abermals die Erfahrung, Hobbes ſogar die ſinnliche, weshalb er auch folgerichtig die höhere Erfahrung, die Religion, von der Philoſophie ausſchließt, und nur von Körpern wiſſen will. Dagegen ſpricht Descartes das Machtwort aus: Cogito, ergo sum. Als wenn das Denken, und nicht die Exiſtenz das Urfactum wäre. Spinoza verſenkt ſich mit ſeinen pantheiſtiſchen Gotte ſcheinbar in das Meer der Realität, ſehen wir aber dieſes Meer genauer an, ſo ſteht es mit den Attributen der unendlichen Ausdehnung und des Denkens ziemlich ſtill und ſchlägt nur erſt in der menſchlichen Knechtſchaft und in der menſchlichen Freiheit einige Wogen, ſo weit dieſe von dem Wehen in der Seele jenes wunderbaren Juden geregt werden konnten, die ihre ſubjective

Mathematik zum Weltgeſetze erheben wollte. Die Erkenntniß Gottes, in welche Spinoza das Weſen der Freiheit ſetzte, hat zuletzt gar kein Object, als eben das erkennende Subject, weil das ſcheinbare Object, der mit der Welt identiſche Gott, eine Entfernung von ſich nicht zugelaſſen haben würde, alſo eine Rückkehr zu ſich durch Erkenntniß ausſchließt. Wir finden mithin auch hier unter dem Schleier Gottes das Ich nur mit ſich aber freilich in der grandioſeſten Weiſe beſchäftigt.

Nun nähern wir uns den Zeiten, welche unſerem Philoſophen zunächſt vorangingen. Ich widme ihm deshalb eine eigene Betrachtung, weil ſeine höchſte Energie in die Zeit fiel, die ich zu ſchildern verſuche, weil dieſe Energie an dem Hauptbrennpuncte norddeutſchen Lebens, in Berlin, thätig war, weil ſie in der wirkſamſten Weiſe, nämlich in populären Vorträgen, auftrat, und weil ſie zu den erregendſten Potenzen jener Zeit gehörte.

Leibnitz hatte in der Monadologie ein realiſtiſches Syſtem aufgeſtellt. Er bildete dieſes wie ein vornehmer Mann, der mit gekrönten Häuptern nahen Umgang pflog, und wie es einem Abte von Ilfeld

ziemte, aus. Er iſt der Miniſter der Speculation. Seine Monas Monadum äußert ſich in der beſten Welt, in der präſtabilirten Harmonie. Wo die Nothwendigkeit im Stich läßt, da ſoll doch der zureichende Grund beſchwichtigen. — Alles wäre recht ſchön — wenn's wahr wäre, wenn nur nicht unglücklicherweiſe die Sünde und der Schmerz da wäre, mit denen er aber ſeinen optimiſtiſchen Regenten nicht behelliget, die er vielmehr den getreuen Unterthanen zu verwinden überläßt.

Gegen dieſe vornehme beſte Welt rührte ſich democratiſcher Spott, Zweifel und Unglaube. Die Nachbeter von Hobbes und Locke radotirten im craſſeſten Materialismus, in der flachen Allweisheit der Encyclopädiſten. In ſolchem Wirrwarr fand Kant die Welt des Gedankens und ſein reinlicher Kriticismus ſtiftete zuvörderſt Ordnung im Hauſe der Vorſtellungen. Allein zu etwas Thetiſchem gelangte er nicht. Sein kategoriſcher Imperativ iſt nur ein Wegweiſer nach dem gelobten Lande des Poſitiven.

Fichte gehört zu den merkwürdigen Geiſtern, in welchen ſich ein Urzwieſpalt zwiſchen dem, wonach ſie ſtreben, und ihren Mitteln findet. Das philo-

ſophiſche Genie ſoll mit dem ruhigſten, weiteſten Erkenntnißvermögen ausgeſtattet ſeyn. Dieſes Vermögen ſoll eben nichts weiter wollen als Erkennen, ſeine Beobachtungen ſoll es anſtellen mit der Hingebung und Entäußerung des Naturforſchers, denn der Philoſoph iſt ja eben nichts weiter als der Naturforſcher des höchſten Geiſtes.

Im geraden Gegenſatze zu dieſer Anlage ſteht nun die Anlage zum Charakter; nämlich zum Charakter in dem modernen Sinne, wo er die Oppoſition des Individuums gegen die allgemeine Welt- und Zeitlage bedeutet. Denn ein ſolcher Charakter hat nicht die Muße, zu erkennen, ſondern er muß vor allen Dingen ſuchen, ſich ſelbſt durchzuſetzen. In Fichte iſt nun von Anfang an ein Krieg zwiſchen Charakter und Erkenntnißvermögen. Der Charakter will das Erkennen zwingen, zu ſehen, was ihm beliebt, verwirrt es dadurch und treibt es in Widerſprüche; die er dann aber auch rechtſchaffen genug iſt, geradezu einzubekennen. Fichte's ganze geiſtige Erſcheinung hat etwas Gewaltſames, aber freilich etwas heroiſch-Gewaltſames. Wenn es möglich wäre, mit dem Willen in das Allerheiligſte der Wahrheit

einzudringen, so hätte es ihm gelingen müssen; denn gewiß war nie ein Wille stärker und reiner. Aber das Heldenthum der Philosophie ist wie das religiöse ein Martyrium. Nicht mit Speer und Schwert soll der Philosoph die Wahrheit finden wollen, sondern sich weit mehr von der Wahrheit finden lassen, alle Enge der Persönlichkeit soll er zerbrechen lassen von ihr, dann wird dem sterbenden Ich ein Blick in ihre Himmel gegönnt seyn. Wenn Einer, wie Pompejus, nach Siegerrecht den Tempel betreten zu dürfen meint, dann wird bekannt, „daß das Innere ohne Götterbilder und das Heiligthum leer sey.“ *).

Nun will ich Fichte'n nicht mit dem römischen Feldherrn, der über die Juden siegte, vergleichen. Aber ein götterloses und leeres Heiligthum betrat doch nur der Fuß seiner Speculation. Wohin führte die Wissenschaftslehre? Kant hatte leise die Wände des Hauses, welches etwas von einem Kerker hatte, ausgetastet, den Raum und die Grenzen genügsam durch seine Kategorien abgemessen und zwischen den schmucklosen Mauern sich mit dem kategorischen Im-

*) Tacitus.

perativ zu behelfen geſucht. Er hatte, wie ein unſchuldig Gefangener dieſes Kerkerloos mit zarter Reſignation ertragen. Fichte, ſein Nachfolger, wird aber unruhig im Gefängniß, er dreht die Sache um; das gefangene Ich ſoll als abſolute und primitive Thätigkeit das Nicht-Ich, die Welt, ſchaffen, die aber denn doch wieder als doppelte Schranke des Erkennens und des Thuns ihm hemmend entgegentritt.

Man weiß nicht, was man von dieſem ſo ſeltſam freien und ſo ſeltſam gefeſſelten Ich denken ſoll, wenn man es nicht für das halten will, was es in der That war, nämlich für eine Perturbation der Speculation durch den Charakter. Es verdroß Fichte'n, daß die Welt da war, beſonders ſo wie ſie war, und da wollte er ſich lieber eine mögliche ſchaffen. Aber er beſchwichtigte ſich ſelbſt nicht lange in dieſen Widerſprüchen; ſchon in der Schrift über die Beſtimmung des Menſchen that er einen ſtarken Schritt nach der ſpäteren Lehre vom göttlichen Seyn zu. Die Wiſſenſchaftslehre war 1794 erſchienen, ſechs Jahre ſpäter gab er „die Beſtimmung des Menſchen“ heraus.

Dieſe ſonderbare Abhandlung, welche zum Theil Confeſſion der unumwundenſten Art iſt, enthält drei Abſchnitte: Zweifel, Wiſſen, Glauben. — Im „Zweifel" wird nachgewieſen, daß wenn das Denkende im Menſchen von der Naturnothwendigkeit beſtimmt werde, auch nur die todte Naturkraft im Individuo wirke. Dann aber entſtehe ein unerträgliches Dilemma zwiſchen Erkenntniß und Liebe. „Und doch," ruft er aus, „iſt nur in der Liebe Leben, ohne ſie Tod und Vernichtung."

So iſt denn das Wiſſen gezwungen, ſich auf einen andern Standpunct zu ſtellen und zwar für's Erſte auf den alten. — In aller Wahrnehmung nimmſt du lediglich deinen eigenen Zuſtand wahr, wo der Gegenſtand anfängt, hört alle Wahrnehmung auf. Was du außer dir erblickſt, biſt immer nur du ſelbſt, das Licht iſt nicht außer dir, ſondern in dir, und du biſt das Licht. Das Bewußtſeyn von einem Dinge außer uns iſt abſolut nichts weiter, als das Product unſeres eigenen Vorſtellungsvermögens. Auf ſolche Weiſe wird der Geiſt von der Natur und der Naturnothwendigkeit erlöſt. Er wird frei. —

Eine traurige Freiheit! Die Freiheit des Verſchmachtenden in der Wüſte ohne Haus und Baum! Alle Dinge werden durch dieſen Prozeß vernichtet, der Geiſt ſelbſt wird, weil ſeinen Vorſtellungen nichts entſpricht, ein Nichts, die Realität verdunſtet zu einem Traume. Das Wiſſen gelangt alſo nicht zu den Dingen, es bleibt ein leeres Wiſſen. Zu den Dingen gelangen wir durch ein anderes Organ.

Dieſes Organ ſoll nun Fichte'n der Glaube ſeyn. Er iſt kein Wiſſen, ſondern der Entſchluß des Willens, das Wiſſen gelten zu laſſen. Ein Thun fordert die Seele, zum Handeln biſt du da, ein Thun iſt der Punct, an welchen das Bewußtſeyn aller Realität ſich anknüpft. Aus dem Gewiſſen ſtammt allein die Wahrheit; das Intereſſe für eine Realität iſt es, die ſie hervorbringen will, der Gute hat es ſchlechthin, um ſie hervorzubringen, der Gemeine und Sinnliche, um ſie zu genießen. Wir handeln nicht, weil wir erkennen, ſondern wir erkennen, weil wir zu handeln beſtimmt ſind; die praktiſche Vernunft iſt die Wurzel aller Vernunft. Durch die Moralität erheben wir uns allein über das abſolute Nichts;

nothwendig für das Moraliſche iſt aber die Forderung einer beſſeren Welt.

Aber auch bei dem höchſten Zuſtande ſollen wir nicht ſtehen bleiben. Denn wir leben nur wahrhaft in einem unſichtbaren, in einem ewigen Leben; ſein Licht geht in jedem reinen Herzen auf. „Mein Wille iſt mein, und er iſt das Einzige, was ganz mein iſt. Ich bin unſterblich, unvergänglich, ewig, ſobald ich den Entſchluß faſſe, dem Vernunftgeſetze zu gehorchen, ich ſoll es nicht erſt werden. Nur die Verbeſſerung des Herzens führt zur wahren Weisheit, die einzelnen Willen erkennen einander nicht unmittelbar, ſondern nur in dem ewigen (göttlichen) Willen. Sie verkehren alſo auch untereinander nur in Gott. Gott allein will, wirkt, erkennt, iſt in uns. Die überſinnliche Welt iſt die einzig reale.“

Dieſe neue Lehre ſchließt mit der Anpreiſung der Gleichgültigkeit gegen die Welt der Erſcheinungen und der Natur, und mit dem Gebote, daß der Menſch ein über die Natur erhabenes Weſen werden ſolle.

Man ſieht, dieß iſt Kants kategoriſcher Wegweiſer mit den Worten: Gott, Göttliches Seyn, ewiger Wille, beſchrieben. Aber eine Inſchrift iſt kein Beſtandtheil. Iſt Gott wirklich das, was Fichte aus ihm macht, ſo bedeutet unſer moraliſcher Wille nicht ſo viel. Der Glaube kommt wie ein Gott aus der Maſchine in dieſe idealiſtiſche Welt, die ſich doch ganz innerhalb der geſchloſſenen Deduction zu helfen wiſſen ſoll. Er zerhaut den Knoten, anſtatt ihn zu löſen. Fichte's praktiſches Ich verfährt nun eben ſo gewaltſam, wie früher ſein intelligentes, das Gemälde ſeiner beſſeren Welt iſt ein ziemlich utopiſches, und die dürre Gleichgültigkeit, die ſterile Erhabenheit, welche er zuletzt als das Höchſte lobt, ein ſaurer Holzapfel, der ſchwerlich am Baume der Erkenntniß, gewiß nicht am Baume des Lebens wuchs.

Und welcher iſt nun der Gott Fichte's? Wie manifeſtirt er ſich? Wie knüpfen wir mit ihm an? Fichte giebt uns die Antwort in den Vorleſungen, die er 1806 in Berlin hielt, und worin er zum ſeligen Leben anwies.

Gott iſt das reine Seyn, ewig, unwandelbar, in ſich verborgen. Zu der vollen Realität dieſes göttlichen Seyns gehört aber, daß es ſich offenbare, ſein Daſeyn. In Gott ſind Seyn und Daſeyn völlig in einander aufgegangen, mit einander verſchmolzen und vermiſcht, die Unterſcheidung findet als Folge menſchlicher Beſchränkung nur im Begriff ſtatt. Im Begriff tritt das Seyn *als* Abſolutes im Daſeyn heraus. Auf das Wort: *Als* legt Fichte einen großen Werth, es muß ihm die Erklärung liefern, daß Gott ſich nur als Bild und Charakteriſtik im Begriff erfaſſe, daß hiedurch eine Verwandlung des göttlichen Seyns vor ſich gehe und daß es nun im Bewußtſeyn als ein ſtehendes, ruhendes, todtes Seyn, als Geſtalt erſcheine.

Dieſer verwandelte Gott iſt die Welt, geſchaffen durch den Begriff. Der Begriff ſpaltet ſie durch die Reflexion in die unendliche Mannigfaltigkeit, welche aber auch nur für den Begriff vorhanden iſt. Jenſeit des Begriffes aber iſt und wird in alle Ewigkeit nichts, denn der lebendige Gott in ſeiner Lebendigkeit.

Warum fallen nun aber Gott und Welt nicht auseinander? Antwort: Weil Gott ſich mit der Welt, oder eigentlich ſich mit ſich zuſammenhält durch Liebe. Denn Liebe iſt nach Fichte der Affect des Seyns. Sie iſt das Gefühl des Sichzuſammenhaltens, des Sichtragens, das Afficirtſeyn durch das Seyn d. i. Gefühl des Seyns als Seyn. Die Liebe Gottes iſt das Sichtragen und Sichzuſammenhalten des Abſoluten.

In der Vereinigung mit Gott durch Liebe ſoll das ſelige Leben beſtehen. Aber unſere Liebe zu ihm iſt der Wahrheit nach nur ſeine eigene Liebe zu ſich ſelbſt in der Form der Empfindung, indem wir ihn nicht zu lieben vermögen, ſondern nur er ſelbſt es vermag, ſich zu lieben in uns. Der Religiöſe erfaßt ſeine Welt nicht als Genuß. Genuß und Freude ſind ihm zwar keineswegs Sünde, aber er weiß, daß der Genuß ihm keine wirkliche Freude gewähren kann. Er erfaßt ſeine Welt als ein Thun; und in dieſem Thun thut nur der Wille Gottes etwas in ihm.

Und welche Früchte trägt dieſes göttlich-menſchliche Thun? Den religiöſen Menſchen kümmert nicht,

ſagt Fichte, es ſey denn ſein beſonderer Beruf, für eine würdige Subſiſtens der Menſchen Sorge zu tragen, die ſinnliche Glückſeligkeit des Menſchengeſchlechts, er bindet ſich über die Zeitumgebungen nichts auf, er erklärt ſie nicht in's Gute, in's Schöne herüber. Sehend auf das, was die Menſchen ſeyn könnten, iſt ſein herrſchender Affect eine heilige Indignation über ihr unwürdiges und ehrloſes Daſeyn: Sehend darauf, daß ſie doch Alle im tiefſten Grunde ihr Göttliches tragen — überfällt ihn die innigſte Wehmuth und der tiefſte Jammer. Unabläſſig arbeitet er an der Veredlung der Menſchen, er verliert nie den Glauben an ſie und die Hoffnung auf ſie.

Wahrlich eine ſonderbare Liebe, liebend in zwei Negationen, liebend in Indignation, Wehmuth und Jammer und in einem Streben, allerdings getragen von gläubiger Hoffnung, aber wie es ſcheint ohne erreichbares Ziel in der Wirklichkeit. Zwar redet Fichte nachher von der rührenden Heiterkeit und Liebenswürdigkeit des Religioſen in den Angelegenheiten des Lebens; aber er bleibt den näheren Nachweis, worin dieſe Heiterkeit und Liebenswürdigkeit

ſich zeigen ſoll, ſchuldig. Ich zweifle auch, daß dergleichen aus einer gegen die Nackten und Hungrigen ſo gleichgültigen, aus einer indignirten und bejammernden Liebe habe entſprießen können. Jene Liebe ſcheint weit mehr Stolz, als Liebe zu ſeyn. Für ſie iſt in der Welt, in der Menſchheit nichts Würdiges und Großes vorhanden, die Hingebung an die Helden der Geſchichte, der Wiſſenſchaft, der Kunſt iſt ein todtes Wort für ſie. Fichte charakteriſirt ſeine Lehre als eine chriſtliche, wenn gleich er nur mit dem vierten Evangelio anknüpfen zu können erklärt, da die anderen Evangelien ihren Beweis auf Wunder ſtützten. Aber hat Chriſtus jene ſtarre Verachtung der Welt bewieſen, er, der es ſich unter den Hochzeitgäſten gefallen ließ, und dem Kaiſer zu geben hieß, was des Kaiſers ſey, doch wohl nicht aus weltlicher Schlauheit, ſondern weil ihm der Kaiſer wirklich der Kaiſer war, nämlich die Majeſtät auf Erden? — Von dieſen Zügen iſt zwar der letzte nicht bei Johannes anzutreffen, aber ein Wunder berichtet er nicht, und iſt ſo ſehr Chriſti würdig, daß er gar wohl gelten darf, chriſtliches Seyn zu erläutern. Der Andere kommt bei Johannes vor,

iſt mit einer Wundererzählung verknüpft, die jedoch davon abgelöſ't werden kann, ohne daß ſein Bezeichnendes verloren geht.

Die Reſultate muß man aber bei einer Religionslehre wohl in das Auge faſſen, welche ſelbſt ſagt, daß die von ihr gewieſene Liebe ein Thun ſey. Iſt das Thun nicht ächt, ſo kann die Liebe nicht ächt ſeyn und iſt die Liebe nicht ächt, ſo kann die Quelle nicht lauter ſeyn, aus der ſie abfließt. Der Gott Fichte's iſt ein Verſchwender, der ſich viele faux frais macht. Was zwingt ihn, durch den Begriff hindurchzugehen, in der Welt ſich ruhend und todt ſehen zu laſſen, gebrochen und zerſpalten in einer unendlichen Reflexions-Spiegelkammer, und ſich mit der Liebe daraus wieder zuſammenzuholen, anſtatt ſich genügen zu laſſen in einem vollen, ſeligen Seyn und Daſeyn?

In der menſchlichen Beſchränkung ſoll ſeine Sonderung und Verwandlung vorgehen. Wohl, da ſind wir zu dem Puncte gelangt, auf den es ankommt. Für die menſchliche Beſchränkung ſind Gott und Welt vorhanden, nicht die Eine nur etwa als weſenloſer Schein, ſondern als höchſtgewaltiger,

realer Gegenſatz, und die Aufgabe des Religiöſen iſt, nicht die Welt wie ein Nichts zu behandeln, ſondern ſie in Gott und Gott in ihr zu lieben. Auf dieſer Stufe ſteht wenigſtens jetzt das religiöſe Bewußtſeyn, was freilich in der apoſtoliſchen und Martyrzeit eine ſtärkere Wendung gegen den einen der beiden Pole, den göttlichen haben mußte, weil das Heidenthum ſich zu weit gegen den weltlichen geneigt hatte.

Der aus der menſchlichen Beſchränkung entſpringende Gegenſatz iſt alſo das Thema der Religionsphiloſophie. Mag die Metaphyſik mit einem Oberſten, Einen beginnen, für eine Religionsphiloſophie muß der Gegenſatz das Urphänomen bleiben, alſo die Duplicität, welche ſie nur zu fixiren, nur mit Weisheit zu deuten hat. Nicht mit einer Aſſertion über das göttliche Seyn, ſondern mit einer Geſchichte der höchſten Aeußerung des Urphänomens, mit einer Geſchichte des Gebets muß die Religionsphiloſophie beginnen.

Was iſt nun im Gebete? Wir wollen gebeugte Kniee und das Bild, vor dem ſie ſich beugen, die laute Anrede und den Angeredeten, die Bitte um

eine beſtimmte Gnade, und die Gnade ſelbſt einmal ganz bei Seite ſetzen, Zwei werden aber immer im Gebete bleiben, der Liebende und der Geliebte, die in der Myſtik des Moments unaufhörlich in einander übergehen, der Liebende in den Geliebten, und der Geliebte in den Liebenden. Gott wird ſich zwar in dem Menſchen nur immer ſelbſt lieben, aber doch nicht in dem todten ſtarren Gehäuſe Spinoziſtiſchen Bauſtyls, gleichſam mit einer Liebe im Futteral, ſondern in dem Menſchen wird Gott ſeyn eben in menſchlich-lebendiger Transpoſition. Der kennt überhaupt die Liebe ſchlecht, welcher ſagt, ſie ſey der Affect des Seyns, und das Seyn halte ſich in demſelben zuſammen und trage ſich in ihr. Denn alle wahre Liebe beginnt ja mit Hingebung und aus dieſer Hingebung entſpringt erſt der Genuß. Auch in aller Liebe wird der inneren Erfahrung ein Gegenſatz als Urfactum fühlbar, nämlich ein Bedürfen und ein Haben. Der Liebende fühlt, daß ihm ein Nothwendiges fehle, welches in einem Anderen vorhanden iſt, und daß er wieder habe das Nothwendige, was dieſem Anderen fehlt. Beide Momente ſind in einem und demſelben Augen-

blicke zugleich geboren, in welchem die Liebe auf-bricht. Sehen wir von der, die man im engſten Sinne ſo nennt, ab, und uns dagegen in den Ge-bieten der Begeiſterung für die Helden der Ge-ſchichte, der Wiſſenſchaft, der Kunſt um! In dieſen Gebieten wohnt ſicherlich die Liebe, welche auch der Philoſoph als Liebe gelten läßt. Da ergiebt ſich nun die Seele ganz dem Würdigen, Großen, Liebenswertheſten und denkt nicht an ein ſelbſtiſches Sichhalten und Zuſammenfaſſen, und gleichzeitig weiß ſie doch auch, daß ſie habe, was den Helden zu ihrer vollen Exiſtenz Noth thut, nämlich eben das Aufgenommenſeyn in ihr. Denn ohne die Liebe und Erkennung der Heldenthaten in den drei Ge-bieten ſind jene ja todt und nicht vorhanden. Die Liebe iſt wie das Auf- und Abſchwanken des Bal-kens einer Waage, es findet nur ſtatt, weil der Balken auf einem Schwerpuncte ruht. Dieſer Schwerpunct muß alſo auch in der Seele vorhan-den ſeyn, er entzieht ſich aber jeder menſchlichen Erkenntniß.

Sollte es denn nun ſo unvernünftig ſeyn, den Gegenſatz, in dem alle Liebe ſpielt, bis hinauf zu

Gott zu verfolgen? Sollte es denkwidrig ſeyn, zu ſagen, auch in Gott ſey ein Gegenſatz geſetzt, ein ewiges Bedürfen und ein ewiges Haben? Das Bedürfen in Gott iſt aber freilich keine Leere, die durch ein von ihm unabhängiges Aeußeres auszufüllen wäre, ſondern es erfüllt ſich ſelbſt mit Inhalt, der eben die Welt iſt, und der Moment des Sehnens in Gott iſt die Schöpfung. In dieſer oder in der Welt iſt Gott, nicht verwandelt zu einem Bilde, zu einer ruhenden Geſtalt, vorhanden, ſondern der eine Pol des göttlichen Weſens ſelbſt iſt in ihr unabgeſchwächt, lebend und pulſirend bis in das kleinſte Geäder da. Die Welt that Gott Noth und darum ſchuf er ſie, er hat aber wieder in ſich, was der Welt Noth thut, nämlich den andern Pol, zu dem nun die Welt ſich eben ſo hinſehnt, wie er zu ihr ſich ſehnt. Alle Creatur iſt ſo nach aufgetragen und eingeſchrieben in Gott, aber ſelbſt als göttlich, und durchbricht dieſes Verhältniß im Bewußtſeyn des Frommen.

Auch in Gott muß ein Schwerpunct ſeyn, der den Gegenſatz auf und nieder ſich bewegen macht. Aber er ſcheint ſchlechthin unerkennbar zu ſeyn. Es bleibt freilich ein Räthſel, wie ein Reſt des

Dumpfen in der Welt geſetzt ſeyn könne, wenn ſie die eine Seite der göttlichen Liebe iſt, und wie die Schranken das Bewußtſeyn drücken können, die doch Gott gewiß nicht drücken. Zuletzt jedoch will ich lieber ein Myſterium haben als einen Leiſten. Der Begriff von einem oberſten einfachen, göttlichen Seyn iſt ein Leiſten, der noch dazu Gott durch den Tod in die Welt bringt. Die menſchliche Beſchränkung iſt in dieſem Falle ein wahrer Tod Gottes, und es läßt ſich zwar wohl mit logiſchen Experimenten dann ein Scheingott in die Welt hinein figuriren, nicht aber in Wahrheit Gott in der Welt und die Welt in Gott erwecken, oder vielmehr finden.

Wenigſtens iſt die Liebe, welche im Gegenſatze ſich erkennt, die, welche im Leben der Welt das Leben ſieht und als göttliches liebt, anſtatt, wie Fichte thut, nur immer entweder mit einem albernen Abfluſſe des Scheins ſich herumzuſtreiten, oder ſich in ſich herbe zu verſtocken. Fichte's Liebe mußte die Welt negiren oder verſchönern, Gottes eigenſtes Weſen aber in eine ſchauerliche Einſamkeit verweiſen. Die Liebe, von welcher dieſe Laienworte

ſtammeln, ſieht dagegen die Welt als etwas Weſenhaftes, obgleich zu einem Theile verſchattet, ſie ſieht ſie an und für ſich ſchön und nimmt Gott in ihr, wie er ſich giebt, als die unendlich ergoſſene Mannichfaltigkeit, in welcher er für den Glauben Nichts von ſich eingebüßt hat. Sie iſt auch wohl die chriſtlichere, denn das Chriſtenthum entwickelte ja eben an Armuth, Schmach, Schmerz und Tod nicht die Nichtigkeit, ſondern die reale und corporelle Schönheit des Daſeyns.

* * *

Goethe nannte Byrons Gedichte verhaltene Parlamentsreden. Von Fichte ließe ſich ſagen, daß ſein Unmuth über einen Zuſtand der Zeit, der ihm elend däuchte, ſich in Syſtemen verbiſſen habe. Dieſer unmuthige Charakter, oder charaktervolle Unmuth ſchuf das vermeſſene Ich der Wiſſenſchaftslehre, den ſtarren Gott des ſeligen Lebens. In Syſtemen giebt nun aber ein ſolcher Impuls geringe Ausbeute, denn das Syſtem ſoll die Lücke der Welt ausfüllen, nicht ſie erweitern. Ich geſtehe, daß ich

in Fichte's Speculation nichts gefunden habe, wobei ein ruhig betrachtender Geiſt auf die Dauer verweilen möchte. Aber in die Praxis, die ſich ein beſtimmtes Ziel für das wirkliche Leben ſetzt, gehört ein ſo heftiges Wollen, da iſt es ganz an ſeinem Platze, da bringt es die größten Wirkungen hervor.

Dieſe Praxis waren für Fichte die populairen Reden, welche er in allen Stadien ſeiner Laufbahn zu halten liebte. Er redete ſchon 1794 vor den Jünglingen in Jena über die Beſtimmung der Gelehrten, dann über denſelben Gegenſtand 1805 in Erlangen. Auch die Anweiſung zum ſeligen Leben beſteht aus ſolchen Reden. Dann entfaltet er 1806 vor einer bedeutenden Zuhörerſchaft in Berlin die Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters und wendet ſich 1808 mit ſeinen Rathſchlägen an die geſammte deutſche Nation, welche ihm durch das vor ihm verſammelte Auditorium repräſentirt wird.

Die Speculation ſoll nichts wollen, als erkennen, die Rede ſoll hinreißen, treiben, befeuern und wird um ſo vortrefflicher ſeyn, je hingerißner, getriebener, entflammter der Redner iſt, vorausgeſetzt, daß er einen ſo ſtarken und reinen Geiſt beſitzt, wie hier

der Fall war. Ich geſtehe, daß mir dieſe Reden Fichte's und namentlich diejenigen unter ihnen, welche beſtimmte Gebrechen, deutlich ausgeſonderte Particularzwecke verfolgen, der Schauplatz ſeiner eigentlichen Größe zu ſeyn ſcheinen. Schon die Reden an die Jünglinge über das Weſen ihres Berufes flammen von der edelſten Begeiſterung. Er ſagt ihnen goldene Worte über Fleiß, Rechtſchaffenheit im Studiren, über den Talentdünkel, er warnt ſie vor der Selbſtbeſchauung, die allem ächten Talente fremd ſey. „Die Jugend," ſagt er, „ſoll nicht lachen und ſcherzen, ſie ſoll ernſthaft und erhaben ſeyn." Eine männliche Sittenlehre nennt er die ſeinige; „Handeln, Handeln, das iſt es, wozu wir da ſind," ſpricht er. — „Ich bin ein Prieſter der Wahrheit," ruft er aus, „ich bin in ihrem Solde, ich habe mich verbindlich gemacht, Alles für ſie zu thun und zu wagen und zu leiden. Wenn ich um ihretwillen verfolgt und gehaßt werden, wenn ich in ihrem Dienſte gar ſterben ſollte — was thäte ich dann ſonderliches, was thäte ich dann weiter, als das, was ich ſchlechthin thun müßte? — Aber," ſetzt er hinzu, „ein entmanntes und nerven-

loſes Zeitalter erträgt dieſe Empfindung, und den Ausdruck derſelben nicht.“

In „den Grundzügen des gegenwärtigen Zeitalters“ findet Fichte erſt das rechte Thema für ſeinen ſtrengen, ſtolzen, zarten Geiſt. Scharf hinblickend auf die unreinen Richtungen der Zeit, welche dem großen Unglücke vorherging, auf den platten Hochmuth des ſich geſund dünkenden Verſtandes, auf das ſich breit Machen der Erfahrung, auf die Aufklärerei, auf die zum Eudämonismus verweichlichte Religioſität, auf die Flachheit in der Wiſſenſchaft und Literatur, auf das allgemeine Meinen, Widermeinen, Leſen ohne Zweck, und mit unerbittlicher Conſequenz dieſe Gifte in ſeiner Retorte darſtellend, hat er gefunden, daß ſie Alle im Egoismus des Individuums wachſen. Aber das Leben der Gattung, ſagt er, iſt das alleinige und ewige. Fünf Epochen der Menſchheit nimmt er an; den Stand der Unſchuld, den Stand der anhebenden Sünde, worin der Vernunftinſtinct in eine äußerlich zwingende Autorität verwandelt wird, das Zeitalter poſitiver Lehr- und Lebensſyſteme, den Stand der vollendeten Sündhaftigkeit, der durch das Losreißen

von aller Autorität, vom Vernunftinſtinct und von der Vernunft überhaupt, durch die Gleichgültigkeit gegen alle Wahrheit ſich charakteriſirt.

In dieſem dritten Zeitalter ſteht die Welt. Ihr iſt das Leben der Gattung ganz verſchwunden, nur das Leben des Individuums, was damit zuſammenhängt und ſich darauf bezieht, iſt ihr geblieben. Allein, daß ein Jeder mit Allem, was er hat und vermag, ſich an den Dienſt der Gattung ſetze, kann eine Reſtauration der Sitten, des Staats, der Meinungen hervorbringen. Dieſe Reſtauration wird die beiden folgenden Zeiten, die der anhebenden Rechtfertigung und die der vollendeten Rechtfertigung oder Heiligung möglich machen.

Es iſt in der neueren Zeit ſonſt nicht vorgekommen, daß ein erhabener Bußprediger zu einem ſich vortrefflich dünkenden Geſchlechte unumwunden geſprochen hätte, wie Nathan zu David ſprach: Du biſt der Mann. — Mit unerſchrockenem Muthe berührt Fichte den faulen Fleck. Alles muß ihm hiebei dienen; ſeine Meinung von der Beſchränktheit der Paulliniſchen Auffaſſung des Chriſtenthums, welche das Dogma, die Reformation als Gegenſatz des

Dogmas, die Bibelüberſetzung als Quelle alles nachherigen Schriftweſens und des damit verbundenen Verfalls des Religiöſen verurſacht haben ſoll; ſeine Vorliebe für Johannes, aus dem er das Chriſtenthum herſtellen will, ſeine Annahme eines Ur- und Normalvolkes, welches unter die Wilden verſtreut wurde, und die Vernunft unter dieſen ausſäte, ſein Haß gegen die Naturphiloſophie, die er nur für Schwärmerei, auf Magie gerichtet, erklärt. Denn da das Beſtehende ſeinen Unwillen erregt und er beſtändig auf eine Reform des Sinns zum einfachen Thun zuſteuert, ſo muß ihm Alles, was die geltenden Geſtaltungen des Lebens hervorbringen half, oder was von jenem concentrirten Thun in die weite Betrachtung abführt, verfänglich erſcheinen. — Es liegt ein ſchneidender Hohn darin, daß er die Menſchen, denen er deutlich genug zu erkennen giebt, daß ſie insgeſammt nicht viel taugen, mit der Anrede: „Ehrwürdige Verſammlung“ titulirt. Denn obgleich er einmal ſagt, daß auch im dritten ſchlechten Zeitalter Perſonen aus den Anderen da ſeyen, ſo ſieht man doch, daß dieſe Ausnahmen ihm als wenig zahlreich vorgeſchwebt haben.

Das Schickſal hat nie mit ſo baarer Zahlung das Wort eines Weiſen ausgelöſet, als damals. Kaum ſind die Reden über den Verfall der Zeit gehalten, ſo fällt das Vaterland. Gleichſam das vierte Glied der Proportion, von der Fichte die drei Erſten benannt hatte. Nun zeigt er ſich als den, der er iſt. Auch er verzagt zwar einen Augenblick an Welt und Geſchick, er will emigriren, nach Amerika gehen. Da kommt ihm aber der Gedanke der Reden an die deutſche Nation. Er erobert ſich darin eine feſte Burg des Geiſtes, er weiß, wie er ſich mit dem heimiſchen Boden verknüpft halten kann, nun bleibt er, und thut ſeine größte That, er, der Philoſoph des Thuns.

Die Selbſtſucht war der Charakter der abgewichenen Zeit, ſagt er. Die Selbſtſucht hat jetzt ihr Werk gethan und ſich dadurch vernichtet, die Selbſtſüchtigen ſind in die Gewalt der Feinde gerathen. Endlich nun iſt es Zeit, ſich zu beſinnen, ſich aufzuraffen. Aber wie? Wodurch? — Das erwachſene Geſchlecht iſt dazu allzuverdorben.

Von der Erziehung der Jugend muß die Rettung ausgehn. Sie muß als deutſche Nationalerziehung,

als Aufgabe der Gebildeten gefaßt werden. Selbſt den Gewalthabern ſoll die neue Erziehung nicht gefährlich ſeyn, denn ſie bereitet ihnen nichts, was ſie zu fürchten hätten. Ehre und Nationalruhm ſind Trugbilder.

Die alte Erziehung überließ es dem freien Willen des Jünglings, ob er ihre Gebote annehmen wolle, oder nicht; ſie war alſo gar keine Erziehung. Die neue ſoll dagegen den freien Willen des Jünglings nicht anerkennen, ſie ſoll mit Nothwendigkeit auf ihn wirken und ihn lehren, nothwendige Entſchlüſſe faſſen. Sie iſt die ſichere und beſonnene Kunſt, im Menſchen einen feſten und unverrückbaren guten Willen zu ſchaffen. Lernen ſoll der Jüngling um des Lernens willen. Im religiöſen Gebiete ſoll den dunkeln Gefühlen die Herrſchaft genommen, der Erkenntniß ſoll ſie gegeben werden. Nicht eher iſt der Jüngling in die Gemeinſchaft zu entlaſſen, als bis er aus ſich das Bild ihres vollkommenen Zuſtandes erſchaffen hat.

Die neue Erziehung muß von Deutſchen an Deutſchen beginnen. Warum? Der Deutſche iſt im Beſitze einer Urſprache geblieben, welche von

ihren Anfängen her bis heute sich stätig und lebendig fortzeugte. Nun ist aber die Sprache nichts Willkührliches. Nicht der Mensch bildet sie, sondern *ihn* bildet die Sprache. Vom Sinnlichen erhebt sie sich und geht dann über zur Bezeichnung des Uebersinnlichen. In einer Ursprache bleibt das Uebersinnliche sonach geknüpft an den Kreis der Erinnerung und Erfahrung des Volkes. Ein solches Volk allein hat daher ein sich genetisch entfaltendes, geistiges Leben. Nichts Todtes, nur mechanisch Angeeignetes ist darin; nur in einem solchen Volke hangen Volk und gebildete Stände zusammen. Selbst die antike Bildung wird dieses Volk allein vermitteln, weil es mit lebendigen Organen sie anfaßt, nicht als etwas bereits in der Sprache ihm Todtgewordenes.

Fichte braucht die Reformation, die deutsche Philosophie, das Große des Mittelalters zur Beweisführung, daß das Volk der lebendigen Sprache allein jenen innigen Zusammenhang des Volkes mit den höheren Ständen in den höchsten Aufgaben seines historischen Prozesses besitze.

Die Reformation, ſagt er, ging vom Volke aus und von Einem aus dem Volke und ergriff dann die Fürſten und Herrn, die ächte Philoſophie erwuchs aber wieder auf dem Boden der Kirchenverbeſſerung; alles Große und Tüchtige im Mittelalter rührt vom Volke — von den Städten — her. In der Fürſtengeſchichte jener Zeit ſieht er nur die Geſchichte von Länderverpfändungen und Wiedereinlöſungen.

Das Volk nun, was ergriffen iſt vom Fluſſe des ewigen Lebens, und in dieſem Fluſſe mit Freiheit fortſchwimmt, iſt das ächte Volk, das Urvolk, das deutſche. Wie ſoll aber Einer ſein Vaterland lieben? Fichte beantwortet die Frage, nachdem er zuvor die falſche Religioſität Landes verwieſen. Das Leben ſoll nicht betrachtet werden als ein Vorhof des Himmels, im Leben ſelbſt und in deſſen Geſtaltungen ſoll das Ewige ſichtbar werden. Dem Despoten mag es anſtehen und erſprießlich ſeyn, religiöſe Ergebung anzurathen, aber die Religion ſoll nicht herabgeſetzt werden zum Troſte der Gefangenen. — Das Volk, das wahre, iſt das ewige Leben einer Mehrheit im Zeitlichen; dieſes

Ewige im Volke zu lieben, iſt die wahre Vaterlandsliebe. Sie muß auch den Staat regieren; der Staat als bloßer Mechanismus zur Beförderung von Ruhe, Ordnung, materiellem Wohlſeyn, hat wenig Werth.

Nun werden die Puncte bezeichnet, an welche die neue Nationalerziehung der Deutſchen anzuknüpfen ſei. Sie muß damit beginnen, den Jüngling, ſtatt wie bisher in die Sinnenwelt, in die Welt des Gedankens einzuführen. Das Körperliche ſoll kunſtgemäß gebildet werden. Anzuknüpfen iſt die Methode an Peſtalozzi, obgleich ſeine Irrthümer nicht zu verkennen ſind. Von der Geometrie dürfte der Unterricht anfangen. Zuerſt ſoll der Jüngling ſeine Empfindungen, dann erſt ſeine Anſchauungen ſich klar machen. Der Menſch wird nicht als Sünder geboren, ſondern er lebt ſich zum Sünder. Der Trieb nach Achtung iſt ihm angeboren. Zuerſt will das Kind geachtet ſeyn und zwar weit lieber vom ſtrengen Vater, als von der nachgiebigen Mutter. Die Achtung der Erwachſenen iſt ſein äußeres Gewiſſen. Dieſer Trieb nach Achtung muß daher in dem Kinde entwickelt werden.

Nun ſind aber die Erwachſenen der Gegenwart nicht viel werth; alſo ſollen die Kinder nur mit ihren Lehrern und Vorſtehern leben, geſondert von den Erwachſenen. Die Geſchlechter ſollen zuſammen erzogen werden. Lernen und Arbeit müſſen verbunden ſeyn. Die Anſtalt muß ſich durch ihre Arbeit wenigſtens zu erhalten ſcheinen.

Wer ſoll erziehen? Lehrer, in Peſtalozzi's Methode herangebildet. Der Staat ſoll aber die Ausführung der Sache übernehmen. Denn die alte Erziehung ging von der Kirche aus und erzog für den Himmel, dagegen ſoll die neue für das Leben erziehen. Der Staat hat das Recht, die Kinder den Eltern zwangsweiſe für die neuen Anſtalten wegnehmen zu laſſen; denn er zwingt auch zu andern Dingen, namentlich zum Dienſt im ſtehenden Heere. Will der Staat nicht, dann mögen große Gutsbeſitzer auf ihren Gütern die Anſtalten errichten laſſen, Vereine wohldenkender Bürger in den Städten. Im äußerſten Nothfall wende man ſich mit dem Evangelio der neuen Erziehung an die Aufgegebenen, an die Nachkommenſchaft der Proletarier.

Wodurch ſoll ſich aber das Volk bis zum Erblühtſeyn des neuen Geſchlechts aufrecht halten? Es ſoll ſich Jeder Charakter anſchaffen und dieſen dadurch bewähren, daß er ſich durch eignes Nachdenken eine feſte Meinung bildet über die Lage der Zeit und über die Mittel, dieſelbe zu verbeſſern. Die Hoffnung, ohne jenen Schritt in der Sprache und Literatur fortzuleben, iſt eine nichtige. Sclaven können keine Literatur haben und behalten. Selbſt der Feind iſt bei dieſem Schritte nicht zu fürchten. Denn entweder iſt Napoleon eine große Natur, dann will er nicht Sclaven, ſondern Selbſtſtändige. Oder er iſt ein Tyrann, dann iſt der Tod das Aeußerſte, was dem Wagſtücke droht. — Es giebt einige Trauerbilder, welche der Regeneration der Deutſchen im Wege ſtehen. Dieſe ſind: das Europäiſche Gleichgewicht, die ſogenannte Freiheit der Meere, der Gedanke, daß eine Univerſalmonarchie möglich, wohl gar nützlich ſey. — Der Redner legt den Deutſchen an's Herz, den Ausländern nicht zu ſchmeicheln, in ihrer Noth nicht untereinander zu hadern, die Größe Napoleons nicht zu

vergöttern. Denn iſt er groß, ſo muß ihm ſelbſt die Schmeichelei zum Ekel werden.

* * *

In dieſen Reden wagt ein einzelner Mann, ein deutſcher Gelehrter mit dem Gebieter der Welt in Kampf zu treten. Denn das Dilemma über Napoleons Größe oder Nichtgröße iſt nur eine oratoriſche Form, Napoleon würde ſich gegen eine ſolche Größe, wie Fichte ſie zu unterſtellen ſcheint, verwahrt, die Unſchädlichkeit der angerathenen Erhebung keineswegs erkannt haben. Nicht im Dunkel oder mit Liſten wird der Kampf bereitet, der Held des Geiſtes bietet dem Helden der Materie die offene Feldſchlacht, in welcher Aſſertionen und Syllogismen gegen Bajonette und Kanonen ſtreiten. Man hat gefragt, wie es gekommen, daß keine Füſillade die Folge jener Reden geworden ſey? Die Antwort iſt einfach. Es befand ſich unter den Zuhörern kein Verräther. Dumpfe und Stumpfe, auch Mißwollende mochten darunter ſeyn, aber Niemand, der ſchlecht genug geweſen wäre,

den Franzoſen den Sinn der Reden in ihre Sprache zu überſetzen. Denn Fichte hatte neben dem unerſchrockenen Muthe des Helden auch ſeine ganze Klugheit. Er ſtellte ſich nicht unter den Augen des Feindes, oder innerhalb der Verhacke deſſelben auf; er nahm eine feſte Stellung auf vortheilhaftem Terrain, in Ideen, in ſolchen, die dieſen Namen verdienten. Von Ideen wußten aber die damaligen Franzoſen nichts; ſie hatten dazu keine Zeit. Was ſie von dem rohen Wortinhalte der Reden hörten, mochte ihnen nur wie puerile Schwärmerei des müſſigen deutſchen Geiſtes klingen.

Es läßt ſich an dem merkwürdigen Denkmale, welches ich betrachte, einer der ſchlagendſten Unterſchiede zwiſchen antikem und modernem Weſen aufzeigen. Scheinbar iſt der Gedankengang in Fichte's Reden ganz antik. Auf des Lebens Wirklichkeit wird hingewieſen, auf das Vaterland, auf Bürgertugend. Selbſt der Todesmuth, welcher an einer Stelle empfohlen wird, ſieht aus wie der Stoa entlehnt. Und dennoch kann es kein moderneres Verhalten geben. In einer irgend wie noch zur Regeneration fähigen Zeit des Alterthums würde kein

Redner, um die Regeneration zu bewirken, ein Mittel über alles Maaß hinaus gepriesen, die Geschichte ungebrochen, das Geschlecht, zu dem er redete, verneint haben. Fichte thut alles Dreies. Ueber die Lobpreisung der lebendigen oder Ursprache als der einzigen Gewährschaft fortquellenden Volkslebens, vergißt er, oder will er nicht sehen, daß ein Volk mit dem ärgsten Mischlingsidiom, das Englische, sich die Jahrhunderte hindurch im kräftigsten Leben erhalten konnte; aus den Größen des Mittelalters verschwinden ihm Heinrich der Sachse, Otto, die schwäbischen Friedriche, Heinrich der Löwe, Rudolf, Max, Carl der Fünfte, und alle Illustrationen der Persönlichkeit, der Lehnstreue, der ritterlichen Gesinnung, welche neben der Tüchtigkeit des Städtelebens die andere Seite des Glanzes jener Zeiten darweisen. Endlich erklärt er die Gegenwärtigen für null und dennoch sollen aus ihnen die besseren Zukünftigen hervorwachsen.

Aber alle Umgestaltungen der modernen Zustände haben einen chemischen Charakter. Die in ihnen thätigen Personen gehen revolutionirend gegen die bis zu ihnen bestandenen socialen Begriffe zu

Werke, während die Entwickelungsphasen der alten Völker nur politischer Art sind. In Rom bleibt durch alle Kämpfe der Patricier und Plebejer, der Optimaten, der einzelnen Machtherrscher, des Principats hindurch, so lange der Staat noch nicht ganz in Verfall ist, die Urbs das Substrat, auf welchem sich Alles abwandelt nur in den Metamorphosen der Herrschaft. In Griechenland ist ein ähnliches Dauerndes die Bundeserinnerung der Hellenen und das Bewußtseyn hellenischen Geistes, der sich im Gegensatze zum Barbarismus sieht. Selbst Alexander von Macedonien will doch mehr hellenischen Geist zu den Barbaren tragen, als daß es ihm mit der Aufnahme des Orientalismus in den Hellenismus Ernst ist, wenn er Medische Kleidung anlegt. — Dagegen stürzt Karl der Große durch die Erneuerung des Römischen Kaiserthums die reine Gestalt des germanischen Wahlkönigs um und bringt in die Welt den Gedanken von den beiden Schwertern auf Erden, eine Erfindung, die lange auf alle Ideen und Institutionen einwirkt. Die Reformation modificirt alle Verhältnisse in ihrem innersten Kerne, die englische Republik unter Cromwells Protectorat

vernichtet das göttliche Recht des Königs, die Revolution iſt ſo entſchieden ſocialer Art, daß man darüber nichts weiter zu ſagen braucht. Dieſer Charakter der großen modernen Veränderungen iſt tiefchriſtlichen Urſprungs, was aber hier nicht ausgeführt werden kann, weil ſonſt der Betrachtung kein Ziel geſetzt wäre.

Und ſo war auch an Fichte die Geſtalt eines deutſchen Zuſtandes herangetreten, der nicht alſo bleiben konnte. Faſſen wir es kurz: die Landeshoheit, der Nachſprößling des Feudalismus, hatte ſich raſch abgelebt und heruntergebracht bis zu hohler Herrſcherei auf der einen Seite und bis zur Knechtſchaft auf der andern Seite mit allen Dependenzen beider Uebel von paſſivem Gehorſam, Mechaniſirung des Staats, Miethſöldnerſchaft, bequemem geiſtigem und körperlichem Wohlſeyn unter dem Schatten der Hoheit oder Majeſtät. Ganz dem modernen Geiſte gemäß, entwickelt daher Fichte nicht aus dem Alten die Widerſtandsfähigkeit gegen das Elend, ſondern er macht im allergewaltigſten Sinne tabulam rasam, er zieht das democratiſche Element der Sprache aus ſeiner Nacht; darin ſoll

die Nation allein Zusammenhang finden. Allein diese Democratie der Gegenwart ist ihm nicht genug, er will überhaupt keinen Boden unter den Füßen haben, weil jeder Boden befleckt ist. Den Lüften der Zukunft trägt er die Mission auf, ein neues Vaterland heranzuwehen.

In ihm culminirt das germanische Jugendgefühl, von dem bei der Familie die Rede war. Es culminirt in diesen Reden der herbe, keusche und doch gewaltsame Geist, der berufen war, nicht einen Schacht der absoluten Wahrheit von lang nachhaltiger Ausbeute aufzudecken, sondern für die Praxis mit größter Schärfe den Ausgangspunct zu zeigen, den alle Besseren suchten. Man kann seine historischen Meinungen einseitig, seine Versicherungen über die Sprache übertrieben, seine Vorschläge extravagant finden und wird dennoch immer die Reden an die deutsche Nation bewundern müssen. Der Redner hat ein anderes Gewissen als der Philosoph. Wenn er nur innig und fest von der Reinheit des Zwecks überzeugt ist, so darf er die Mittel, zwar nicht fälschen, aber sie doch nach dem Zwecke zu wenden. Fichte's Reden sind zugleich eine der

größten Thaten des deutſchen Geiſtes. Es war dieſes Geiſtes würdig, durch eine edelſte Perſönlichkeit die Flammen der Selbſtvernichtung entzünden zu laſſen, aus denen allein der Phönix der Wiedergeburt ſich erheben konnte.

Auch der Styl Fichte's culminirt in dieſen Reden. In den früheren hat die Schreibart manche Beimiſchung von mathematiſcher Demonſtration oder von der Eintönigkeit eines Commandowortes auf dem Exercierplatze. Aber hier wird er rund, voll, rollend. Die Perioden ziehen, ein unaufhaltſamer Strom, einfach, ruhig, majeſtätiſch daher. Zuweilen blitzt ein erhabenes Gleichniß auf, gleich dem Wiederſcheine der Sonne am tiefblauen, wolkenloſen Himmel aus den Wogen. Nichts gleicht dem Schwunge des Schluſſes. Er wendet ſich an die Jünglinge, an die Männer, an die Alten, an die Genien der Nation, endlich an die Fürſten. Jedem insbeſondere weiß er zu ſagen, warum Jeder insbeſondere auf ihn hören müſſe. Aber nicht er, der Einzelne iſt es, der ihnen die Sache des Vaterlandes empfiehlt. Sondern die Vorfahren ſehen auf ſie, die Nachkommen, auch das Ausland, jeg-

liches Zeitalter, die Vorsehung selbst beschwört die vor ihm versammelten Stellvertreter deutscher Zunge, den ertheilten Rath zu befolgen. „Geht das deutsche Volk unter," ruft er, „so ist Alles verloren!"

* * *

Fichte's Denken war geistiger Brownianismus, angewendet auf die moralische, religiöse, politische Asthenie der Zeit. Seine sthenischen Mittel wurden späterhin von schwächeren Händen vielfältig in Verdünnungen dispensirt. In einer gewissen tüchtigen Gesinnung, die eine derbe, mittlere Betrachtung der Dinge vortrug, trat sein Wollen und Wirken nachmals abgespiegelt wieder hervor.

Auch die Ereignisse, in welchen sein Charakter sich ausprägte, umkleideten ihn wie das nasse Gewand die Statue umschließt, und machten ihn zur effectvollsten Persönlichkeit. Es ist ein Irrthum, daß der Philosoph, zurückgezogen vom Leben, ein anderes System, ein anderes Leben habe. Vielmehr, regiert mehr als andere Menschen vom nackten Gedanken, giebt er

dieſen auch häufig baar in ſeiner äußeren Exiſtenz aus. Ich habe bei Leibnitz ſchon darauf hingedeutet, daß vornehmes Syſtem und vornehmer Mann zuſammen gehörten. Spinoza's regungsloſe Welt und regungsloſe Tage, ſeine Ergebung an den Gott, den er liebt, von dem er aber nicht verlangt, daß dieſer ihn wieder lieben ſolle, und ſein demüthiges Brillenſchleifen, ſind Facetten eines und deſſelben Brillanten. Kant iſt ein accurater Holländer ſo im Denken, wie in der Eintheilung ſeines Tages und in der Anordnung ſeiner Mahlzeit. Bei Schelling ſieht man Analogien der romantiſchen Philoſophie mit romantiſchen Schickſalen. Endlich: hätte Hegel an ſo manchem Mittelmäßigen in Leben und Kunſt Geſchmack finden können, wenn ſeine Speculation nicht in allem Vorhandenen die Würde des Begriffs aufgeſucht hätte?

Wie viel mehr muß dieſe Uebereinſtimmung ſichtbar werden bei Einem, der nur zur Hälfte Philoſoph, zur anderen und vielleicht größeren Hälfte opponirender Charakter iſt! Durch Fichte's ganzes Leben geht ein Zug, wie ſeine Ichlehre, wie ſeine farbloſe Liebe. Er will vor allen Dingen

immer ſo ſeyn, wie er nun einmal iſt. Auch das Ungewöhnlichſte ſoll ihn in dieſem Sichſelbſthaben nicht anfechten. Des Atheismus verklagt, kann er vielleicht in Weimar Recht gewinnen, wenn er ſich nur einigermaßen den Formen gefällig bequemt; er aber will gerechtfertigt ſeyn auf ſeine Art, und zieht, da das nicht zu bewerkſtelligen iſt, Amtloſigkeit vor. Darauf vergräbt er ſich in Berlin, und leidet geraume Zeit lang wirklichen Mangel. Lector ſoll er nun werden bei einer hohen Perſon, da erfährt er, daß dieſer Dienſt jezuweilen auch zur Vorleſung eines Lafontaineſchen Romans führen könne; alſobald bleibt er ſeinen Entbehrungen treu. Die Neigung, den Schooßſünden der Zeit oratoriſch in das Antlitz zu ſchlagen, gehört ganz und nothwendig zu der Gruppe dieſer Lebensereigniſſe.

Eine Anekdote, welche ich aus dem Munde eines ſeiner Zuhörer vernahm, gehört auch hieher. Seine Wohnung befand ſich in der Nähe eines tiefen Waſſergrabens. Zu der Vorleſung gehend, bemerkt er, daß ein Kind hineinſtürzt. Ohne zu verweilen, ſpringt er nach, zieht das Kind heraus, übergiebt es einem zufällig in der Nähe bemerkten

Arzte, wechſelt ſeine triefenden Kleider und hält nun, ohne die mindeſte Aufregung zu zeigen, als ſey nichts vorgefallen, die Stunde ab. Der Vortrag iſt, wie immer, accentlos und affectlos, dennoch den Gedanken in marmorner Plaſtik geſtaltend.

Wenn Jemand zur rechten Stunde für ſeine Ruhe geſtorben iſt, ſo war es Fichte. — Wie hätte dieſer tugendhafte Zornige, der mehr als Jeremias, es nie bei bloßen Klagen bewenden laſſen wollte, ſich in dem weichen Weſen der Reſtaurationszeit ſtellen ſollen?

Jahn.

Die Zeitungen meldeten uns kürzlich von einem franzöſiſchen Sonderlinge, der noch vor wenigen Jahren alle Vergnügungen von Paris genoß, und nun einſam in einem Bergſchloſſe am Atlas hauſet. Er hat ſich zum Moslem gemacht, hält ſich eine bewaffnete Schaar von Arabern, rächt empfangene Beleidigungen oder ihm widerfahrene Räubereien mit Flinte und Säbel, giebt den Nachbarhäuptlingen Feſte, hegt öffentliches Gericht in ſeiner Burg, jagt, den Haikh um das Haupt gebunden, im Burnuß, den Yatagan an der Seite auf dem Wüſtenroſſe durch die Metidſchah. So ſpielt er die doppelte Rolle des Scheikh und eines mittelalterlichen Raubgrafen. Die dritte kommt hinzu, wenn er der beiden Erſten müde ward. Dann geht er auf ein Paar

Tage nach Algier, wird Franzoſe unter Franzoſen, lieſt Journale, trinkt Gascognerwein und lacht in Geſellſchaft ſeiner Landsleute über ſeine eigenen Phantaſtereien.

Der franzöſiſche Sonderling iſt ſelten. Er hat immer etwas Theatraliſches, er wäre unglücklich, wenn Niemand den Narren bemerkte.

Der engliſche Sonderling will durch ſeine Whims nur die Souverainitätsrechte perſönlicher Freiheit ausüben; es liegt ihm nichts daran, ob man auf ihn achte. Lord Gordon wurde Jude mit allen Formalitäten, ging nur mit Juden um, ließ ſich nur von Juden bedienen, ohne dadurch Aufſehen erregen zu wollen. Gleich verborgen hielt ſich der Gentleman in Sohoſquare, der ein Serail von einer Frau und ſechs Odalisken in vollkommner Ordnung und Einigkeit zu beſitzen verſtand. Auch der Mann, der Jahraus Jahrein auf einem Boote in der Themſe lebte, um den Taxen zu entgehen, der Squire, welcher ſeinen Wohnſitz in einem eiſernen Wagen aufgeſchlagen hatte und der Lord, deſſen einziges Vergnügen darin beſtand, ſich von Mädchen, die einander bei dieſem Geſchäfte ablöſen mußten, in den Haaren wühlen zu laſſen, machten ſonſt nicht

viel Weſens von ſich. Der Clubb der ſchmutzigen Hemden in London, der am Eingang des Verſammlungszimmers das Geſetz publicirte, „daß kein beſuchender Freund ohne Hemde zugelaſſen werde,“ reſidirte unter der Erde in der Heimlichkeit. — Den Satz: des Menſchen Wille iſt ſein Himmelreich, praktiſch zu machen, das und ſonſt nichts weiter iſt des Engliſchen Sonderlings Abſicht. Beide, der Franzöſiſche und der Engliſche treffen darin überein, daß ſie für ſich oder höchſtens nur mit einigen Bundesbrüdern Originale ſeyn wollen; größere Geſellſchaft würde ſie geniren.

Der deutſche Sonderlingsgeiſt niſtet ſich am liebſten unter den Gelehrten ein und zeigt ſich meiſtens immer reformatoriſch. Unſere Sonderlinge ſind Apoſtel ihrer Launen und möchten alle Heiden zu ihnen bekehren. Weil nun aber das Leben an vielen Puncten ein gar harter und widerſtehender Block iſt, ſo werden die weichſten Stellen ausgeſucht, an denen die Bearbeitung noch am eheſten gelingen mag. Dieſe ſind Erziehung, Sprache, Schreibung, allenfalls Gebräuche. Baſedow oder ein Baſedowianer buck die Wiſſenſchaften den Kindern

in Semmelteig und ließ die Kenntniſſe aufeſſen. Der Andere ſchrieb fon ſtatt: von. Ein Dritter ſpricht und ſchreibt plötzlich, als ſey die Sprache ſeine Magd, die ſich Alles von ihm gefallen laſſen müſſe. Ein Vierter findet Titulaturen läſtig und fordert Jedermann auf, ihn und Jeden beim Namen zu nennen; das Andere ſey vom Uebel.

Auch das Geſchlecht der Sonderlinge iſt im Abſterben, wie das der komiſchen Figuren. Einer unſerer größten war Jahn. Er hatte ſich nicht bloß auf Erziehung und Sprache verſeſſen, ſondern wollte die Welt überhaupt in die Geſtalt bringen, wie ſie etwa ein geſcheidter altmärkiſcher Bauer, der zugleich zufällig zehn Jahre lang ſtudirt hat, erblicken mag. Ich habe geſagt, er war. Man muß von ihm in der vergangenen Zeit reden. Er verſcholl. Ohne die Nachricht, daß bei der Einweihung des Schwedenſteines unweit Lützen plötzlich auf dem weißenfelſer Markte ein Alter in weißem Bart erſchienen ſei, wäre wohl kaum noch von ihm einmal die Rede geweſen. Jahn war der reformatoriſche Sonderling par excellence; er wollte Alles umkehren. Berlin lag ihm nicht an der rechten Stelle,

an der Elbe ſollte ein Preußenheim erſtehen. Eine Volkstracht empfahl er an, worin Jeder bei allen öffentlichen Gelegenheiten zu erſcheinen habe, der Frack war ihm eine Todſünde, Volksfeſte begehrte er mit dreiabendlichen Feuern, an Tagen, deren Gedächtniß erſt durch die Gelehrten im Volke hätte wieder erſchaffen werden müſſen. Handarbeiten müſſe Jeder lernen, der Sinn für das Schöne ſei zu wecken, nur ſolle nichts Nackt-Griechiſches öffentlich aufgeſtellt werden. Selbſt den Mädchen legte er Leibesübungen auf, und ſogar ſchießen ſollten ſie lernen, „um nicht kunſtgerecht wehrlos zu ſeyn, und bei'm Knall des Gewehrs zuſammenzufahren, wie Gänſe bei'm Donner." — Ueber den Staat müſſe Jeder unterrichtet ſeyn. Niemand ſolle Staatsbürger werden, der nicht vorher ein Examen über Pflichten und Rechte des Staatsbürgers beſtanden habe. Die eigentlichen volksthümlichen Bücher müßten noch erſt geſchrieben werden, proviſoriſch mögen einige Stücke von Schiller dafür gelten. Insbeſondere verlangt er nach einer Alruna, einem Fauſt und Eulenſpiegel, nach einem Denkbuch für Deutſche, er verlangt das Alles wie der

Bauer, der in dem bekannten Liede bei dem Maler das Bild bestellt. Goethe's Faust läßt er zwar Gerechtigkeit widerfahren, indessen genügt er ihm doch nicht, denn er will einen Zweiten haben. „Für diesen Zweiten," sagt er, „wünsche ich eine Geistervereinigung: Knigge's Alleschulen-mit-durchgemachthaben; Lichtenberg's Niefehlen; Richter's Unerschöpflichkeit; Wielands Honigbereitungskunst; Meyern's hohen Volkssinn, und Kaisersberg's und Luther's lebendige Rede."

Zwischen solchen Grillen, welche die deutsche Gelehrtenstubenluft nicht verläugnen können, obgleich ihr Fänger viel im Freien verweilte und rüstig wanderte, finden sich im Volksthum helle Blicke über Regierungseinrichtungen, allgemeine Bewaffnung, Associationen.

Jahns Stärke ist Altmärkischer derber Bauerverstand. Mit diesem Bauerverstande trifft er, soweit ein solcher reicht, nicht selten den Nagel auf den Kopf. Die Anschauung eines Nächsten, eines Details ist sehr klar; auch zwei nahe Puncte weiß er mit rascher Vergleichung und hausbacknem Witz in Einigung zu setzen; Sprichwörter sind nach

Volksmanier ſeine Beweisſtellen. Charakteriſtiſch iſt auch der Ortsſinn, mit dem er in weiten Landgebieten ſich ſo orientirt zeigt, wie ein tüchtiger Bauer in der Feldmark ſeines Dorfes. Das Streichen der Berge, die Wendung der Wälder, das Stromnetz, die Lage der Städte — alles Dieſes lebt vor ihm in handgreiflichen Bildern. Aber darüber hinaus geht es auch nicht bei ihm. Die ſchadhaften Verhältniſſe ſieht er ſehr richtig ein. Aber will er ſie beſſer geſtalten, ſo läuft es immer auf eine Verbauerung hinaus. In den Merken zum Volksthum wirft er an einer Stelle einen Seitenblick auf Preußens wehrloſe Lage zwiſchen Frankreich und Rußland. Sie iſt unſtreitig, ſo wie die Sache jetzt ſteht, bis dem Staate die Geſchicke beſcheeren, eine wahrhaft nationale Hegemonie über Nord- und Mitteldeutſchland zu gewinnen, deſſen größtes Unglück; ſie erhält ihn in einer beſtändigen nervöſen Spannung, die ihn nicht zu Athem kommen läßt und treibt ihn oft ohne Schuld eines Einzelnen zu antigermaniſchen Sympathien hin. Aber nur ein Weltverhängniß kann den Fehler beſſern. Würde man ihn beſſern dadurch, daß man, wie Jahn an-

deutet, Hammen — Grenz- und Schirmwälder — in Rheinpreußen und Litthauen anlegte und dieſe mit Grenzern beſetzte? Wie ſoll man in Weſten die Pflänzlinge zu dem halbwilden Geſchlechte unter den Fabrikarbeitern finden, und würde im Oſten der Wald eher, als der Feind im Lande ſtehen?

Von dieſen und mehreren dergleichen Vorſchlägen muß es heißen, wie in dem Vaudeville: Es ginge wohl, aber es geht nicht. — Etwas iſt für Jahn nie vorhanden geweſen; das Gefühl von der Cultur der Gegenwart und dem Contacte, in dem die europäiſchen Völker ſtehen und immer ſtehen werden.

Wie iſt es nun gekommen, daß ein gar nicht gewöhnlich begabter Menſch ein ſo abſchmeckendes Original hat werden können? denn ſo nenne ich ihn mit vollem Rechte, weil ſeine Ideen nichts Organiſches haben, weil ſeine Tugend eine geiſtloſe iſt und nur die Erzeugung einer unſterblichen Langeweile ihr Endziel ſeyn würde. — Zuvörderſt war es ſein Unglück, daß er neben dem Mutterwitze auch Gedächtniß von weiter Capacität und bleierner Zähigkeit erhalten hatte, dadurch aber die Anlage zum Wiſſen und zur Gelehrſamkeit. Die feine

Aura seminalis, welche im ächten Gelehrten erst die Kraft hervorbringt, lebendige Früchte der Intelligenz zu zeugen, fehlte jedoch, oder wurde von dem plumpen Bestandtheil seines Wesens überwuchtet, es kam daher nur zu Windeiern und Mißgeburten, weil er zu praktisch war, es bei kahlen Notizen bewenden zu lassen. Er hat unendlich viel zusammen gelesen, aber Alles wird roh in die dürftigste Gesichtsweite geschoben. Fichte bricht auch, wie wir gesehen haben, Geschichte und die Phänomene des Geistes nach seinen Zwecken um, aber es geschieht mit großem Sinn und mannichfaltiger Bildung. Jahn trägt eigentlich nichts im Kopfe als sein Ideal eichelfressender Germanen, versetzt mit etwas starrem Protestantismus und dann eine Theorie des Drauf- und Dreinhauens, und auf diese Leisten schlägt er Kaiser und Könige, Schulen und Universitäten, Sitte, Gesetz, Jesuiten und Hussiten. Ueber die höheren Regionen des Menschenlebens: Kirche und Literatur, bringt er daher immer nur das Trivialste bei. Eine Ausnahme macht jedoch seine Betrachtung des dreißigjährigen Krieges, in welcher er für diesen merkwürdigen Kampf die verschieden-

artigſten und freieſten Augenpuncte genommen hat. Mit jener Periode hatte er ſich am nachhaltigſten beſchäftigt; es iſt daher zu beklagen, wenn ihm das letzte Unglück, das er erlitten, die Mittel geraubt hätte, ihre Geſchichte zu ſchreiben.

Die Zeit war ſchlaff geworden, die Bildung krankte. Eine Erſcheinung war daher indicirt, ähnlich dem, was die Franzoſen fünfzig Jahre früher in Rouſſeau empfangen hatten. Wir waren kaum noch ein Volk, wollten wieder eines werden, nicht ein theoretiſch conſtruirtes, ſondern ein hiſtoriſches auf unſeren Wurzeln; dieſer Punct wurde ſo tief von Allen gefühlt, wie die Zeitgenoſſen Rouſſeau's den Haß gegen das abgelebte Feudalweſen, die Anmaßungen eines heuchleriſchen Clerus, die Schwätzereien der Sophiſten und die ſpaniſchen Stiefeln einer zur Ceremonie gewordenen Sitte fühlten. Jahn traf den Punct des Gemeingefühls, wie Rouſſeau ihn getroffen hatte. Wie kam es, daß Rouſſeau im Contrat social den Codex der Revolution zu Stande brachte, und in der neuen Heloiſe, in der Schrift über den Urſprung der Ungleichheit unter den Menſchen, im Emile, in der Abhandlung

über den verderblichen Einfluß der Bildung die Zerſtörung aller geltenden Begriffe vorbereiten konnte, während Jahn nur eine Handvoll junger Menſchen eine Zeitlang beherrſchte, dann vom Schauplatze abtrat gleich einem Capuciner, von deſſen Rede nichts nachbleibt, als das Gellen im Ohr? — Wenn man antworten wollte: Eben weil dieſer nicht Jener war, ſo thäte man unſerem Landsmanne Unrecht. Denn auch Rouſſeau hat keine Tiefe der Ideen, keinen umfaſſenden Geiſt, er weiß auch nur zu declamiren, gewagte Sätze durcheinander zu werfen, es fehlt auch ihm jede gründliche Speculation oder geſchichtliche Anſchauung, ſeine Proſpecte ſind ebenfalls nichts weiter als brillant beleuchtete Theaterdecorationen. Die Begabung Beider möchte daher nicht ſo verſchieden ſeyn. Und die Sache, die der Deutſche verficht, war beſſer, denn er hatte etwas Reelles im Sinne, während der Genfer nur auf Zerſtörung und nihiliſtiſche Träume ausging.

Der Grund liegt darin, weil bei den Franzoſen ſelbſt das Falſche in einem allverbreiteten Fluidum ſchwebt, wodurch es eine Zeitlang Gemeingut werden kann. Dieſes Fluidum, mag man es Geiſt der

Nation, öffentliche Meinung, geſellſchaftliche Bildung oder wie ſonſt nennen, umſpült jeden Franzoſen oder Franzöſirten. Auch Rouſſeau wurde davon in ſeiner Einſamkeit, unter ſeinen Kräutern und Notenblättern angeweht. Mochte er ſich in ſeine Dachſtube, nach Savoyen oder Motiers Travers zurückziehen, die Luft folgte ihm, in der Alles, was er ſagte, ſo klingen mußte, als habe er nur Millionen aus ihrem Herzen geſprochen. Die Zeiten der Heuſchrecken- und Honigeſſenden Prediger ſind längſt vorüber; in der modernen Welt muß ſelbſt der Hypochondriſt, der Reformator in einer gewiſſen wilden Eleganz auftreten, die ihn den eleganten Geiſtern annähert. Es iſt damit wie mit dem Naturzuſtande in den alten Schäferſpielen, der auch nur der verkleidete Zuſtand der Dücs und Dücheſſen war. Jene wilde Eleganz beſaß Rouſſeau, er mochte ſich noch ſo ſehr anſtellen, als ſey das Gehen auf allen Vieren nach ſeiner Meinung das Normalziel der Menſchheit.

Dagegen iſt in Deutſchland ſelbſt die Wahrheit einſiedleriſch. Es fehlt die Luft für raſch ſich fortleitende Schallſtrahlen. Die Deutſchen ſind maul-

faul, oder es herrſcht unter ihnen eine Nachgiebigkeit gegen das geſprochene Wort, welche die freie Verhandlung ſelten zuläßt. Daher treten die Meinungen, wenn ſie nicht aus dem Schachte des tiefſten Geiſtes entſpringen, ohne Schliff hervor, bekommen leicht den Roſt barocker Geſchmackloſigkeit. Jahn brachte es mit allem guten Willen für eine gute Sache nur bis zu Sätzen und Vorſchlägen, welche den gebildeten Theil des Volks nicht afficiren konnten, weil das Gepräge der Bildung ihnen fehlte, jenen Theil wohl gar anwiderten, obgleich deſſen Intereſſen mit denen des Redners ſympathiſirten.

Das Gefühl des Mißſtandes, welches aus ſolcher Entfernung entſteht, bleibt aber dem, der ſich vor der übrigen Welt in den altdeutſchen Rock einhüllt, und dieſes ſucht er ſich zu verbergen dadurch, daß er ſich immer mehr in ſeiner Manier verſteift. Jahn pflegte zu ſagen, daß um auf die Menſchen zu wirken, man nicht aufhören dürfe zu reden. In ſeinen Schriften wiederholt er wenigſtens unaufhörlich dieſelben Gedanken. Und, als ſey er auch in dieſer Verſchanzung noch nicht ſicher,

ſo ſchafft er ſich eine Sprache ähnlich dem Gürtelpanzer des Armadills, in welcher Alliterationen, der Numerus gleich klingender Worte, Parallelismen und neualte Schallungeheuer die einzelnen Schilder und Schuppen darſtellen. Man begreift ſonſt nicht, wie, wer die Menſchen überreden wollte, nicht die Töne wählte, an die ihr Ohr gewöhnt war.

* * *

Fichte hatte in einer ſeiner Reden auf einen geſchloſſenen Jugendſtaat hingewieſen, als auf eines der Mittel, wodurch die Erziehung des zukünftigen Geſchlechts möglich werden könne. Jahn, der ſich häufig wie der unbewußte Affe Fichte's gebärdet, machte dieſen phantaſtiſchen Staat eine Zeitlang wirklich. In demſelben herrſchte eine Ariſtocratie des Ringens, Schwingens, Rennens und Reckens.

Die Turnkunſt iſt ein Muſterbeiſpiel, wie man eine ganz einfache Sache verderben und confus machen kann. Jahn ſagt, er ſey 1809 nach Berlin gekommen, ſchon 1810 haben die Anfänge

der Turnkunſt ſich gezeigt, aus einfachen Jugendſpielen habe ſich die Sache entwickelt, 1811 ſey der erſte Turnplatz eingerichtet geweſen. Gemeinſam entſtanden nennt er den Complex der Uebungen durch Lehren und Lernen der Lernenden und Lehrenden. — Sieht man das Einzelne durch, ſo erblickt man eine zweckmäßige Steigerung vom Leichten zum Schweren, vom Einfachen zum Zuſammengeſetzten.

Was konnte planer ſeyn? Was lag näher, als den Körper des Menſchen auch einmal in's Auge zu faſſen, nachdem ſo Viele an Leib und Seele dadurch vermüfft worden waren, daß ſie nie erfahren hatten, ſie beſäßen Arme, Füße, Schenkel, Muskeln, Sehnen? Hatten die Alten nicht Recht gehabt mit ihrer Gymnaſtik, und war das nicht längſt von allen Geſcheidten eingeſehen worden? Wieder alſo lag vor Jahn eine Aufgabe, vorbereitet, überſchaulich, greifbar, ſchon hin und her von Baſedow, Guthsmuths, Salzmann und Andern gewendet. Sein guter Stern wollte, daß der Stoff ihm appretirt genug und doch auch noch roh genug unter die derbzugreifende Fauſt gerieth. Er hätte daraus viel machen können.

Er aber verdarb auch dieſen Stoff, wie den des Volksthums. Daß er das Ganze zu einem Syſtem abzurunden ſuchte, war gut, daß er Kampfſpiele anreihte, ging aus dem Drange der Zeit hervor, welche in den Knaben ihre Kämpfer vorzuüben hatte. Auch das mag hingehen, daß er ſeine Turner Lieder ſingen ließ, Feſte unter ihnen ſtiftete, daß er ihnen vorſprach von dem hohen Werthe des Lebens unter ihres Gleichen, und davon, daß die Turnkunſt die verlorene Gleichmäßigkeit der menſchlichen Bildung wiederherſtellen ſolle; wenn es gleich beſſer geweſen wäre, ſolche Gedanken nicht als ſtolze Reflexion in der Jugend wachſen zu machen, ſondern abzuwarten, daß dergleichen ſich als unausgeſprochenes Gefühl zeitigte und an dem nachherigen Leben der Zöglinge zum Blühen kam.

Warum nun aber den unverſtändlichen Jargon der Schule ſtiften, durch den ſeine Schaar gewöhnt wurde, ſich in ihren leinenen Jacken ſchon für etwas Apartes anzuſehen? Warum dem jungen Stolze Dinge ſagen, aus denen unreife Menſchen abnehmen mußten, ſie würden zwiſchen Kletterbaum und Springpferd Kerle von ganz beſonderem Korn und Schrot,

aus denen ſie die Einbildung ſchöpften, nur an Ger und Reck werde die ächte Selbſtſtändigkeit herangepflegt? Wie läßt ſich endlich das ſiebente Turngeſetz entſchuldigen, welches den Fanatismus zum Vertheidiger des Inſtituts aufrief?

Die Sache konnte nicht anſpruchslos genug angefaßt werden, wenn ſie heilſame Dauer erlangen ſollte. Aber zu einer ſo anſpruchsloſen Behandlung war Jahn der Mann nicht. Er mußte immer rumoren; der Exceß, die Verwirrung war recht eigentlich ſein Element, darin waltete er auch, wie Augenzeugen verſichert haben, ſpäter während des Krieges. Er machte aus einem harmloſen Tummeln in der Haſenhaide, dem nachher ſchon von ſelbſt Muth, Zuverſicht, Geſundheit der Seele im Leben gefolgt wären, eine Propaganda, einen Staat im Staate.

In etwa müſſen ihn freilich die damaligen Umſtände entſchuldigen. Die Lage war ſo kritiſch, daß das verzweifelnde Gefühl nach jedem Strohhalme griff. Die Alten waren mannichfach verwickelt und geplagt, ſie konnten allzumal Sünder heißen und hatten in einem Athem zu zweien Götzen

gebetet. Auf der unbeſchriebenen Tafel der Jugend war eher noch Platz für ein ſtarkes Wort zu finden. Dennoch würde ſich ein reiner und klarer Geiſt anders zu faſſen gewußt haben.

Dem guten Jahn ſpielte ſeine Eitelkeit und Herrſchſucht einen Streich. Er gehörte zu den liberalen Despoten, die immer das Wort der Freiheit im Munde führen und wenn ſie das Heft in die Hand bekommen, eben ſo ſind, wie die Anderen. Es genügte ihm nicht am Werke, das Werk ſollte auch ſchillern und glänzen. Im Großen zu herrſchen war ihm verſagt, ſo wollte er ſich denn ein kleines Reich gründen, deſſen Patriarch oder Alter vom Berge er hätte werden mögen.

Nicht, daß er dergleichen ſich abſichtlich vorgeſetzt hätte. Er war überhaupt kein Held der Abſicht, er war, wenn er wirken wollte, ein von dunkeln Anſtößen Getriebener. Eine innere Geſchichte der Turnkunſt würde intereſſant ſeyn, beſonders in der Beziehung, um zu erkennen, wann ſie ihre Naivetät verlor, in der ſie gut war, und zum bewußten Eifermuthe überging, der ſie zu etwas

Bedenklichem machte und ihren Untergang herbeiführte.

Dieſer hat abermals eine Lücke im Daſeyn der Jugend geriſſen. Manche hohle Einbildung, manche leere Aufſpannung wäre gewiß unterblieben, welche nun während der Unruhe des Friedens jene Lücke hat ausfüllen ſollen.

Der Despotismus.

Es giebt kritiſche Naturen, welche einen kitzelnden Trieb in ſich fühlen, durch Zerſtörung bauen, durch Vernichtung beleben zu wollen. Stets in Oppoſition mit dem Beſtehenden, unternehmen ſie, ein Neues an ſeine Stelle zu ſetzen, und täuſchen ſich immerfort über das Material, welches ſie zu ihrer Schöpfung gebrauchen. Sie ſind Architecten, welche aus Schutt Palläſte errichten zu können meinen.

Was bei dem Einzelnen als vermeidlicher Irrthum erſcheint, das iſt in kritiſchen Zeiträumen unabtreibbare Laſt des Geſchicks. Iſt ein Menſchengeſchlecht endlich dahin geſtoßen worden, eine Reviſion ſeines Geſammtzuſtandes vornehmen zu müſſen, ſo kann es bei dem bloßen Läugnen und Aufheben nicht ſtehen bleiben, denn die Gemeinſchaft will zu

allen Zeiten poſitive Stützen haben. Dieſe pflegen dann fälſchlicherweiſe in entgegengeſetzten Begriffen geſucht zu werden, da doch das Neue, wahrhaft Lebensfähige nur aus völlig neuen oder umgewandelten Perſönlichkeiten entſpringen kann. So wollten, als die Zeit gekommen war, zu einer Kritik des Katholicismus, die Reformatoren ihr Werk auf abweichende Dogmen gründen und verloren darüber auch das Aechte des alten Kirchenglaubens. Erſt nachdem durch drei Jahrhunderte eine Umſtimmung des religiöſen Bewußtſeyns in beiden Confeſſionen entweder geſchehen iſt, oder ſich doch vorbereitet hat, läßt ſich ahnen, daß die eigentlich poſitive That der Reformation nach und nach hervorbrechen werde.

Die franzöſiſche Revolution iſt der neueſte kritiſche Prozeß der Weltgeſchichte. Sie war in allen ihren Stadien Kritik, Metakritik, irrige Conſtruction aus Abgelebtem oder Unorganiſchem. Ihre letzte Schöpfung, die Julimonarchie, gehört noch nicht der Geſchichte an, das Urtheil über dies Gebilde muß daher vorſichtig ſeyn. So viel iſt aber gewiß, daß ein König, deſſen Recht nur auf dem Papiere ſteht, deſſen eigentliche Bedeutung für das Natio-

nalgefühl aber darin liegt, ein Präſervativ gegen ein pis-aller zu ſeyn, für den Julithron noch wird einen unbekannten Talisman zu Schutz und Trutz ſuchen müſſen. Findet Louis Philipp dieſen Talisman nicht, ſo könnte es kommen, daß plötzlich einmal und vielleicht gerade, wenn Frankreich ſich ganz beruhigt wähnte, der Thron der Franzoſen das würde, was Napoleon vor fünf und zwanzig Jahren von ihm ausſagte — ein Ding von Holz, mit Sammet überzogen. — Inzwiſchen hat ſich die Nation völlig umgeſetzt, die Franzoſen der Gegenwart ſind ganz Andere, als die von 1789, und aus dieſer neuen Nation wird ohne Zweifel ein ihr gemäßer neuer öffentlicher Zuſtand hervorgehn.

Werfen wir einen kurzen Ueberblick auf die Folge der Recenſionen, mit welchen das franzöſiſche Volk an ſich Kritik übte, die gern hätte mögen Production werden! — Das Pariſer Parlament kritiſirt durch ſeine Erklärung vom 5. Mai 1788 die abſolute Monarchie und möchte das altfranzöſiſche Staatsrecht beſonders in den Befugniſſen der einzelnen Provinzen hergeſtellt wiſſen. Eine Reprißtination, die zu keinem Ziele geführt haben würde, da mit

ihr für die Hinwegſchaffung des großen Dficits nichts geſchehen war, da der Adel nicht ſeinen Provinzen, ſondern dem Hofe anhing, und da gerade die Sonderung der einzelnen Gebietstheile Frankreichs den Strom des Nationalreichthums verſtopfen half. Der Hof überbietet das Parlament durch die Berufung der Reichsſtände. Er erkennt dadurch ſchon eine einige Nation, obgleich geſpalten in Stände, an, ſonderbar genug wirft er ſich einem Rieſen in die Arme, um den Neckereien der Zwerge (denn das waren die Parlamente, die ſich überlebt hatten, geworden;) zu entgehen. Die Sache hätte noch einen Anſchein gehabt, wenn der Hof gegen den dritten Stand ehrlich geweſen wäre. Allein dem war nicht ſo. Der dritte Stand ſollte nur von den bevorrechteten Kaſten am Schlepptau genommen werden. Sieyes ſpricht das Stichwort der Revolution aus. Was iſt der dritte Stand? fragt er. Und er giebt zur Antwort: Nichts, ſo wie er jetzt iſt, Alles, ſo wie er geworden iſt, was er werden muß.

Die democratiſchen Beſtandtheile der Ständeverſammlung wollen dieſen Satz praktiſch machen

dadurch, daß ſie eine Nationalverſammlung erſchaffen. Zerſtört ſoll der Unterſchied der Stände werden, die Einheit der Staatsbürger ſoll hinfort gelten. Das in einem Lande, worin nichts Eins war! Dem Schwur im Ballhauſe, dem Gewaltwirken Mirabeaus, dem Sturm der Baſtille, der allgemeinen Bewaffnung des Volks, der Erklärung der Menſchenrechte und der Bartholomäusnacht des Eigenthums folgt endlich die ſogenannte Conſtitution der Conſtituante. Man wollte ein beſchränktes Königthum ſtiften. Und wie fing man es an? „Das Volk erklärt ſeinen Willen, der König vollzieht ihn. Er hat ein Suspenſivveto.

Dieſe ſonderbare beſchränkte Monarchie reibt ſich bald an der geſetzgebenden Verſammlung ab, zerbricht am 10. Auguſt, wird in der erſten Sitzung des Nationalconvents zu Grabe getragen.

Die Conſtitution vom Jahre Zwei übt eine ſchonungsloſe Kritik über das bisherige perfide Verhüllen der Democratie aus. Die Urverſammlungen, das heißt, die Repräſentanten der rohſten, ununterſcheidbarſten Maſſe werden für ſouverain erklärt. Aber augenblicklich zeigt ſich dieſe Herrſchaft im

Kampfe gegen die von allen Seiten heranrückenden Fremden als vollkommen nichtig und ohnmächtig. Die Schreckensregierung, geboren aus dem Jacobinerklubb und dem Berge belaſtet ſich mit der Rettung Frankreichs. Die Guillotine recenſirt etwas ſcharf die reine Republik in der Perſon der kraftloſen, ſchönredneriſchen Gironde. Als die Kriſis vorüber iſt, welche Robespierre begeiſtert hatte, übernehmen die Thermidoriſten die Hinwegſchaffung dieſer blutigen Dictatur, einer Dictatur, welche einzig in ihrer Art war, weil ſie nicht ſelbſt zu Felde zog, ſondern die Generale der Republik dadurch ſiegen machte, daß ſie ihres Lebens ſichrer waren den Kanonen des Feindes gegenüber, als daheim.

Der ſeiner kräftigſten Männer beraubte Convent feiert nach dem Siege des zehnten Thermidors eine Art von Proviſorium. Endlich geht aus dieſem Zwiſchenzuſtande die Directorialregierung hervor, eine Oligarchie, welche ihre Seſſel aber nicht auf Felſen, ſondern in zwei Moräſte geſtellt hatte, in den Rath der Alten und in den der Fünfhundert; Ueberbleibſel der Jacobiner, der Gironde, der unbeweglichen Männer von 1789, der Royaliſten

endlich — ziemlich mürbe gewordne und vernutzte Geſetzgeber.

Das war der Augenblick, als Napoleon in die Geſchichte der Revolution eintrat, unter die Sectionen feuern ließ, und ſein Siegel auf Frankreich drückte. Die Revolution, groß und tactvoll in ihrer kritiſchen Arbeit, hatte ſich eben ſo ſchwach in ihren dogmatiſchen Bemühungen gezeigt. Alle Regierungsformen waren verſucht worden; conſtitutionelle Monarchie, Republik, Dictatur, Interim, Alle hatten ſich unhaltbar erwieſen, und die Oligarchie ſollte kein feſteres Gefüge zeigen. Ein Element war aber noch nicht zur Herrſchaft gekommen: das gothiſche. — Dieſes gothiſche Gefühl und die aus ihm entſpringende Kraft ſollte nun an die Reihe gelangen, um endlich ebenfalls an dem Sinne des Jahrhunderts unterzugehen.

Unter den unzähligen Umſtänden, welche Napoleons Auftreten begünſtigten, ſind zwei noch nicht in ihrer Bedeutung gewürdigt worden.

Der Erſte war, daß das Directorialſyſtem den alten Convent bei den beiden neuen Räthen unterbrachte. Hiedurch kam wenigſtens der Keim eines

Stabilitätsprincips in die Revolution, es bildete ſich wie in einem Vorzeichen die Ueberzeugung ab, daß über Menſchen nicht wechſelnde Begriffe, ſondern eben wieder Menſchen, dauernde Perſonen, herrſchen müſſen. Der Tag hatte nicht die Regenten verſchlungen, die Regierung beſaß Ahnen. Immer empfänglicher wurde dadurch der Boden für die Aufnahme einer großen, durch- und vorhaltenden Perſönlichkeit, nach welcher der Ruf: Ein Mann! Ein Mann! ſchon ſo lange begehrt hatte.

Der zweite Umſtand war wo möglich noch günſtiger. Unter Sansculotten wäre Napoleons Hoheit ſchwerlich an ihrem Platze geweſen. Marat und Hebert würden ſchlechte Reflectoren für ihn abgegeben haben. Doch es hatte ſich bei den Pariſern, das heißt alſo für Frankreich, das Bedürfniß nach einer Wiedergeburt glänzenden und geiſtreichen Lebensgenuſſes gemeldet und befriedigte ſich in den Sälen des Directors Barras unter den Trümmern der alten, unter den Anfängen der neuen guten Geſellſchaft, welche die Damen Tallien, Beauharnais und Stael zuſammenzuknüpfen wußten. Ein ſolches Bedürfniß will einen Gipfel des Glanzes, Geiſtes,

Ruhms — Alles war gleichsam auf Napoleon und den italienischen Feldzug eingerichtet.

Jener Mann, zusammengesetzt aus Mathematik und Phantasie, Penetration und äußerster Beschränktheit, Schwulst und Simplicität, jenes kalte Feuer, jene schwere Leichtigkeit, die Elasticität mit der Zähigkeit des Bleis, und wie sonst die Antithese sich schildernd an ihm abmühen möchte, wird noch lange ein Räthsel bleiben. Nicht, um ihn zu entziffern, sondern um die Hauptseite seiner öffentlichen Erscheinung einigermaßen zu charakterisiren, sage ich: Das gothische Element kam im Empire durch ihn zur Gestalt. Ich verstehe darunter jene Begeisterung dunkeler, thatkräftiger, kriegerischer Naturen von sich selbst, welche sie treibt, in sich den Ausgangspunkt einer neuen Welt zu sehen, eine Begeisterung, zu welcher sich dann die getreue Heermannschaft bald hinzuzufinden pflegt. Da wird denn der Boden, so weit er erreichbar ist, für herrenlos angesehen und die Bewohnerschaft für von Rechtswegen tributair. Es erfolgt eine Austheilung zu Lehen, der Oberlehensherr und die Vasallen sind Gipfel und Stützpfeiler einer frischen gesellschaftlichen Ordnung.

Dieſer uſurpatoriſche Drang bewegte einſt Odoacer, Theodorich, Alboin, Chlodowig, er erneuerte ſich in moderner Weiſe durch Napoleon, und es war ganz in der Ordnung, daß, nachdem in der Laterna magica der Revolution die Schatten aller Regimentsformen vorübergehuſcht waren, endlich auch die Scenen der Völkerwanderung an die Reihe gelangten. Wenigſtens war der Schein günſtiger Umſtände vorhanden. Alle Machthaber, alle Menſchen, die irgendwie die Hand an den Zügeln der Herrſchaft hielten, waren mehr oder weniger veraltet und ermüdet, die Welt ſchien daher in der Lage des abendländiſchen Kaiſerthums zu den Zeiten ſeines Verfalls zu ſeyn, das Land beſtimmt, eine Beute der mächtigſten Kriegernatur der Zeit und ſeines treuen Gefolges zu werden.

Kein anderer, als dieſer gothiſche Gedanke iſt wirklich der Gedanke des franzöſiſchen Heerführers geweſen. Er mußte freilich, da er in einer raiſonnirenden Zeit auftrat, auch raiſonniren, er mußte für den Unterricht ſorgen, Inſtitutionen im Auge haben, einen Theil ſeines geiſtigen Capitals an die Hervorbringung des bürgerlichen Geſetzbuches wen-

den, er mußte endlich auf St. Helena, um nicht am Bekenntniß eines gigantiſchen Irrthums zu verzweifeln, ſich und ſeinen Zuhörern vorerzählen, er habe die Völker eigentlich beglücken, ſie mit liberalen Ideen ausſtatten, ſie verſchmelzen, dabei zugleich der gerechte Großrichter der Könige europäiſcher Chriſtenheit werden wollen. Aber ſelbſt wo ſein gewaltiges Wirken im Einzelnen dergleichen Worte bewahrheitet hatte, war dieſes doch nur Apparat, nicht Zweck geweſen. Er konnte natürlich nicht wie ein Dſchingiſchan durch Völker, die Philoſophie und Literatur hatten, hindurchfahren, er mußte ſich civiliſirt zeigen, und das philoſophiſche Jahrhundert übte inſofern auch auf dieſen Starken ſeinen Einfluß, daß er ſich wenigſtens anſtellen mußte, als wolle er den Nationen beſſere Begriffe unter Donner und Blitz beibringen. Jedoch nur in Aeußerungen gothiſchen Sinns, in der Schöpfung der Ehrenlegion, in der Gründung des Erbkaiſerthums, im Familienſtatut, in der Stiftung der großen Reichslehen, in der Beſchlagnahme von einem Theile des Grundes und Bodens zur Belohnung guter Dienſte, in der öſterreichiſchen Heirath, endlich in

ſeiner coloſſalen That, in der Dotirung der Napoleoniden durch Reiche ſpricht eigentlich ſeine ganze Seele. In dieſen Dingen iſt er ſich immer gleich geblieben von der fürſtlichen Repräſentation, mit welcher er ſich als junger General der italieniſchen Armee in Mailand zu umgeben wußte, bis zu dem freilich zur Theaterceremonie gewordnen Maifelde während der hundert Tage. In allem Uebrigen widerſpricht er ſich, ohne irgend eine Verlegenheit zu zeigen; er wirft weg, was er noch eben erhob, er nimmt das Weggeworfene wieder auf, jenachdem das Bedürfniß des Augenblicks gebietet. Darin hat er wirklich die Fähigkeit, die er von ſich rühmte, nämlich, die Fächer ſeines Kopfes nach Belieben öffnen und ſchließen zu können. Er hat in dem einen Fache freies, unabhängiges Gericht, in dem Andern Specialcommiſſion, in dem Einen Sinn für die Bildung der Nation, in dem Andern Lob der Barbarei. Die Wahrheit iſt, daß alle allgemeinen Begriffe nur wie Waffen in einer Gewehrkammer vor ihm lagen, und daß er einen nach dem Andern zur Hand nahm, wie er ihm eben das paßlichſte Kriegszeug zu ſeyn ſchien. Dagegen gehen ihm

Worte, wie das ſeiner Jugend: daß große Namen nur im Orient erworben werden; und die ſpätere Ermahnung an den jungen Sohn Ludwigs: Er ſolle ſich ſtäts erinnern, daß ſeine erſte Pflicht dem Kaiſer, ſeine letzte dem Volke, welches er regieren werde, angehöre, vom Herzen, von dem nur von ſich erfüllten Herzen. Noch auf Helena beklagt er ſich zu wiederholten Malen bitterlich darüber, daß ſeine Brüder, ſobald er ſie zu Königen gemacht, nicht mehr franzöſiſche Prinzen, ſondern Chefs ſelbſtſtändiger Staaten hätten ſeyn wollen. Wie hat man alſo nur ſagen, ja bis zu den neueſten Tagen aufwärmen können, Napoleon habe etwas Anderes vor ſich geſehen, als ſich?

Dieſer Egoismus, wenn man ihn ſo nennen will, iſt die Begabung aller großen Männer. In dem Sinne waren Cäſar, Alexander, Otto, Friedrich auch Egoiſten. Ihr Unterſchied von Napoleon war nur, daß ihre Egoismen ſich an ſociale Keime, die ſich eben entwickeln wollten, anheften durften, Napoleons grandioſe Selbſtſucht aber in das Leere, oder in das Widerſprechende fiel. Jene gothiſche Machtgewalt, der Liebling ſeines Herzens, will vor

Allem widerſtandsloſen Boden, um Wurzel zu faſſen. Nun aber hatte ſich gerade durch die Revolution in den Maſſen das zäheſte Bewußtſein von ihrer geiſtigen Gewalt und Bedeutung entwickelt und propagirt, oder es war ein uraltes Volksgefühl rege geblieben, wie in Spanien und Rußland, unabhängig von der Entnervung der Kabinette, Miniſter, Staatsräthe, Generale. — Sie will ferner ein devotes Gefolge, und alle ſeine Lehensträger ſind Männer ohne politiſchen Glauben, zerſtört oder halbirt durch die Auflöſung der Zeit; ſie wollte in Deutſchland ein barbariſches Volk, über welches der Sieg davon getragen worden, und ſtieß auf eins, deſſen Geiſt den Siegern vorgeſchritten war. — Das Element, aus welchem er ſein Werk zu erbauen hatte, war daher ein ganz ungünſtiges, ſeine Stellung eine von Grund aus falſch angelegte, weil alle Beſtandtheile im Zwieſpalt waren. Das Gefühl von ihrer Gebrechlichkeit blieb ihm nicht fremd. Es fehlen ihm vor Allem Ahnen, Vorfahren. „Wenn ich bis an den Fuß der Pyrenäen zurückgeſchlagen worden wäre, ſo hätte ich mich wieder emporrichten können, wäre ich nur mein Enkel geweſen;“ ruft er un-

muthig aus. „Alles für das Volk, nichts durch daſſelbe," ſagt er ein anderes Mal. „Was ſoll man mit einer Nation beginnen, die den Voltaire geleſen hat?" fragt er. Endlich preßt ihm die Verbannung den Stoßſeufzer aus: „Wenn die Deutſchen mich erwählt und ausgerufen hätten, ſo wäre ich nicht hier."

Auch in Napoleon iſt nur der Kriticismus der Revolution unbeſieglich, urkräftig. Meiſterhaft weiß er das Schwache in ſeine Nichtigkeit zu werfen. Wie er Spanien ſeiner Herrſcherfamilie beraubt, wie er Preußen zu moraliſchem und phyſiſchem Falle bringt, dieſe Thaten wird zwar die öffentliche Moral ſtets ächten, der Verſtand wird ſich aber nicht entbrechen können, ſie als die größten Würfe combinatoriſchen Scharfſinnes, leiſen Wartens, blitzſchnellen Zufahrens zu bewundern. Eine Kritik des Nichtigen iſt daher ſeine Stärke. Die Nichtigkeiten der früheren europäiſchen Verhältniſſe kritiſch beleuchtet haben, ſcheint mir ſein welthiſtoriſcher Nutzen zu ſeyn.

Dagegen iſt alles Tiefſte, Wahrſte, wie zugedeckt vor ſeinem adlerſcharfen Auge. Was über die Einſicht in das Schlechte, oder über einen glänzenden

Irrthum in den öffentlichen Verhältniſſen hinaus liegt, verhöhnt er mit dem ſelbſtgeſchaffenen Worte: Ideologie. — Den Stoff zu dieſem perſifflirenden Unnamen haben ihm ohne Zweifel die hohlen Declamationen der Metaphyſiker der Revolution geliefert. Nachher verwechſelt er mit dieſem Schaum jeden ächten, überſinnlichen Gedanken, zugleich groß in dem Urſprunge ſeiner Verachtung und klein in ihrer ſpäteren Anwendung. Die Stäel hat von ihm die Bezeichnung gebraucht: Robespierre à cheval. Unter allen unwahren Ausſprüchen der berühmten Frau iſt dieſer einer der unwahrſten. Robespierre war wirklich nichts als ein Begriffs- und Categorienmenſch; Napoleon war aber der gerade Gegenſatz aller Begriffe und Categorien. Der große Fortſchritt, den die Revolution durch ihn machte, beſtand eben darin, daß ſie ihre Begriffe an einer unbeſchreiblichen Perſönlichkeit, das Manövre der Categorien an der Schlacht der That meſſen lernte. Wäre ein Spiel mit Worten bei einem ſo großen Gegenſtande erlaubt, ſo könnte man eher ſagen, Napoleon ſei ein zu ſeiner Buße lebengebliebener Mirabeau geweſen.

Die ſeltſamſten Mittel braucht er, ſich den Grund unter ſeinen Füßen zu ſchaffen. Weil England ihn nicht anerkennen will, und der Tag von Traſalgar geweſen iſt, ſo muß er freilich Alles, was nur von fern wie Engliſch Schiff und Engliſche Flagge ausſieht, ausſperren, muß dem beharrlich ſkeptiſchen Feinde in Portugal, Spanien, Illyrien, an den Mündungen des Rheins, der Weſer, Elbe, Trave begegnen. Er redet aber dem Continente vor, durch den Verkehr mit England ſei er verarmt und unglücklich — dem Continente, welcher bei engliſchem Zucker und Kaffee es ſich hatte ſo ziemlich wohl ſeyn laſſen. Und weil er nicht Napoleon der Zweite iſt, ſoll Karl der Große ſein Thronlaſſer ſeyn. In dieſer Erfindung zeigt ſich am meiſten die Trockniß, zu welcher die Phantaſie des großen Geiſtes durch den ihm einwohnenden mathematiſchen Beſtandtheil hin und wieder herabgebracht wurde. Sie iſt ein dürres Additionsexempel, in welchem noch dazu eine Null zählen ſoll. Denn arithmetiſch ausgedrückt, lautet ſie: Die untergegangene franzöſiſche Monarchie + Napoleon = dem zweiten Charlemagne. Er bedachte nicht, daß ein Genie zwar eine alte

Institution neu beleben kann, wie der große fränkische König mit dem abendländischen Kaiserthume wirklich gethan, nie aber ein früheres Genie fortsetzen wird, weil alle solche höchste Capacitäten exclusiver Natur sind. Auch wirkte dieser Einfall am wenigsten, was er in der Welt wirken sollte; er brachte vielmehr eine entgegengesetzte gefährliche Ahnung zum Durchbruch. Man fragte, warum Karl der Große erobert habe? und antwortete: Zum Theil wenigstens deßhalb, weil er aufrührerische Vasallen züchtigen, die Christenheit vor den Einfällen der Sarazenen, vor den Neckereien der Sachsen und Slaven schützen mußte. Man fragte, warum Napoleon erobere? und begann zu vermuthen, daß ihn seine mißliche Position den unruhigen Franzosen gegenüber dazu auch gleichsam zwinge. Eine Meinung, welche der Meinung von seiner Allgewalt ungünstig war.

Diese gothische Machtschöpfung mit feudalistischen Unterlagen im entfeudalisirten Europa hatte nichts Organisches. Sie ist vorübergegangen wie eine große Theaterscene.

* * *

Doch wir haben es hier weniger mit dem Rieſen, als mit ſeinem Schatten zu thun. Der Schatten des Rieſen war der Despotismus.

Zwar hat man den Schatten läugnen, Napoleon gleichſam zu einem ungeheuren Peter Schlehmihl machen wollen. Nachdem der Haß und Abſcheu ſich an ihm erſättigt hatte, begann eine kindiſche Vergötterung vor ihm zu keimen. Er war nach der Meinung mancher Menſchen eigentlich ein durchaus guter und braver Mann geweſen, ein Apoſtel vernünftiger, gemäßigter Ideen, man begriff ſchwer, warum dieſer ſanfte Charakter nicht Landprediger geworden war. In ähnlicher Art ſprach er ſelbſt von ſich zuweilen auf ſeinem Felſen, freilich wohl nur, um ſich einen Spaß mit ſeiner Umgebung zu machen.

Die richtige hiſtoriſche Mitte über jenem Haß und Abſcheu, und über dieſer Vergötterung wird wohl nicht mehr verrückt werden können. Napoleon war ein Despot. Es iſt abgeſchmackt, beweiſen zu wollen, daß das Feuer brenne und das Waſſer näſſe. Ich erſpare mir daher die gleich abgeſchmackte Mühe, Napoleons Despotismus zu beweiſen. Wer

jene Zeit noch mit Bewußtſeyn durchlebt, oder wer auch nur einige Zeilen Geſchichte geleſen hat, weiß, daß in ihr Alles unſicher, depravirt, vereitelt, und das Meiſte auch verkäuflich war, daß die Schmeichelei ſich an die Stelle der Geſinnung gedrängt hatte, daß den Schwachen und Schlechten wohl, den Starken und Guten übel zu Muthe war, und daß Alles dieſes von dem Einzigen herrührte, der nichts an ſeinem Platze gelaſſen hatte. Mit dieſen Sätzen muß ich meine Beweisführung für geſchloſſen erklären, habe ich zugleich ſchon bewieſen, daß Napoleon's Despotismus ein ſchlechter war.

Denn man kann vom Despotismus reden und braucht dennoch nicht in Montesquieu's Verwünſchungen einzuſtimmen. Die Menſchheit ſchwankt bei allen ihren Schritten zwiſchen Freiheit und Nothwendigkeit; der Despotismus iſt nur eine Nothwendigkeit mehr, neben welcher manches Leben in Freiheit aufblühen kann. Er kann zu ſeiner Zeit nützlich ſeyn, bisweilen mag die Welt nichts Anderes verdient haben. Er waltet faſt durch den ganzen Orient, und der Orient beweiſt, daß unter ihm eine ehrwürdige Volksphyſiognomie ſich ausbilden

könne. La Martine hat noch neuerdings geſagt: Wenn man zu den Orientalen komme, ſo ſei es, als trete man unter die erſtgeborenen Kinder des Hauſes, unter die Bewahrer vornehmerer, anſtändigerer Sitte.

Der Despot will nicht die Hand in den Taſchen aller Menſchen haben, er will nicht Blut trinken; ſondern er will nur, daß die Freiheit der Einzelnen lediglich auf ihre Privatverhältniſſe beſchränkt ſei, in den öffentlichen aber die eine und untheilbare Majeſtät herrſche. Er vernichtet die politiſchen Rechte, die bürgerlichen läßt er unangefochten, er darf es wenigſtens thun, ohne ſeinen unterſcheidenden Charakter einzubüßen. Der ungerechte Cadi iſt von vielen Despoten des Orients grimmig beſtraft worden. In dieſer Beziehung hatte auch Napoleon einen richtigen Tact. Er beſaß ein wahres Intereſſe am Privatrechte, er ehrte den Richterſtand höchlich, wenn er ihn auch ſchlecht bezahlte. Das Eigenthum ließ er unangetaſtet, wenn nicht Kriegszwecke einen Conflict hervorbrachten.

Der Despotismus findet ſeinen Damm in der Religion, im Hauſe, in der Sitte. Die Gebiete der Freiheit, welche dahinter liegen, werden ihm

gegenüber eigenſinnig abgemarkt, in ihnen macht ſich der Menſch Bewegung. Der Despot bildet die Menſchen zu Religioſen, zu Freunden des Hauſes und der Sitte um. Man kann nun nicht ſagen, daß unſere Verhältniſſe für die Ausbreitung und Befeſtigung des Despotismus ungünſtig geweſen ſeien. Politiſche Rechte waren nicht vorhanden, oder ſie waren an den Berechtigten gehaßt. Sitten und Gebräuche hatten ſich zwar abgelebt, dagegen beſitzt der Deutſche einen natürlichen Hang, ſich zu unterwerfen, zu dienen, bis zur Selbſtverläugnung imponirt zu ſeyn. Von jeher flüchtete er gern von der Erde zum Himmel, von draußen in das Innere des Hauſes. Wahrlich, ein vernünftiger Despot hatte mit ihm leichtes Spiel. Und Napoleon war von Italien, Egypten, von den ordnenden Tagen des Conſulats her ohne Frage die größte, bezaubernſte Erſcheinung.

Aber damit der Despotismus in den Seelen Wurzel ſchlage, muß er rein und naiv auftreten. Er muß ſich ankündigen als das, was er iſt, als Wille, der nicht zu ſchmeicheln braucht, als Gewalt, die da ſagt: Ich bin Gewalt, weil Gott in dieſer

Gewalt wohnt. Napoleons Erſcheinung war aber eine gemiſchte. Weil ſeine Weltſtellung etwas Zwieſpältiges und Gebrechliches hatte, ſo konnte daraus auch nur ein zwieſpältiger, gebrechlicher Despotismus folgen. Der Rieſe ſtand in zu verſchiedenartiger Beleuchtung: Die Legitimität beleuchtete ihn, der Republicanismus, die militairiſche Glorie beleuchteten ihn, das Diögeneslämpchen, welches nach Ruhe und Frieden ſuchen ging, ließ ſeinen ſchrägen Schein auf ihn fallen. Er warf daher keinen tiefen, ſchwarzen Schatten, der Schatten irrte das Auge durch blauen, grauen, röthlichen, grünlichen Farbenſchiller.

Napoleon konnte die Reminiscenzen der Ochlokratie, des Parvenu, das Gefühl der mißlichen Stellung nicht verläugnen. Deßhalb mußte er unter allen Hatti-Scherifs, die er erließ, und an der Spitze von fünfhunderttauſend Bajonetten demagogiſch cajoliren, rhetoriſch ſich blähen, auch ſtrebte er beſtändig zu überzeugen. Mit allen dieſen kleinen Mitteln befaßt ſich der reine, große Despotismus nicht. Hätte er den Muth gehabt, zu ſagen: Ich bin Gottes Geißel, aus der Niedrigkeit berufen, Euch zu züchtigen, wie Ihr's durch Eure Sünden verdient

habt, thut Buße, ein Anderes iſt dieſem Geſchlechte nicht zugetheilt — wer weiß? .... Denn die Deutſchen ſind fähig viel Noth zu leiden, wenn ſie ſich nur mit einer compacten Idee ſpeiſen können. Sie haben ein Talent, an ſich zu zweifeln und zu verzweifeln — Fichte ſagte ihnen ja ungefähr daſſelbe und ſein Auditorium erduldete es. Warum ſollten ſie nicht reſignirend in ihren Buſen gegriffen haben, wenn ihnen der Weltgebieter eine ähnliche Bußpredigt gehalten hätte?

Statt deſſen ſagte er: Armes Volk, ſchmachtend unter den Laſten, die Euch Eure Gewaltigen auflegten, verkauft an England, ich nahe, Dein Befreier, ich werde Euch Alle glücklich machen. — Dies mußte das Volk hören, welches, ſo unzufrieden es auch da und dort mit ſeinen Fürſten geweſen war, doch für ſie ein Familiengefühl, wie das ſchmollender Kinder iſt, bewahrt, welches von Englands Einfluſſe nie etwas vernommen hatte und inmitten aller Verheißungen des neuen Glücks Hunger und Durſt litt.

Schlimm war auch die Poliſſonerie, die ſeinem Grimme anklebte und nach Marats verſchollenem

Blatte ſchmeckte. Der Despot wirft ſein Opfer nieder, verachtet es dann und läßt es im Blute liegen. Napoleon kehrte das blutige Opfer hin und her, beſchimpfte es, beſudelte es. Er vergaß ſich ſo weit, Frauen zu ſchmähen, die gegen ihn gewirkt hatten. Man denke an die Königinnen von Neapel und Preußen. Das vergab ihm das Volk nicht, am wenigſten konnte es in ſolchen Invectiven einen ächten Geſandten höherer Geſchicke erkennen.

Wie ein Fluch folgte ihm noch etwas: das Komiſche. Der rechte Despot verbirgt ſich in erhabener Ruhe hinter ſeinem Weſſir, er iſt ein apathiſcher Gott. Oder um vom Morgenlande abzugehen; Philipp der Zweite hat an ſeinem briefebelaſteten Schreibtiſch in der Einſamkeit des Escurials gezeigt, wie ſich ein Despot in Europa ausnehmen muß. So konnte und durfte nun zwar Napoleon nicht ſeyn; aber dafür gerieth er in das Handthieren, Renommiren, ſich Spreizen, in eine Schauſpielerei der Größe hinein. So verhielt es ſich wenigſtens, als er Norddeutſchland niedergeworfen hatte und der luxurierende Geiſt bereits an ſeinen Einbildungen krankte. Damals war er nur noch

unverfälſcht groß in ſeinen Schlachten, in allem Uebrigen wirklich Jupiter Scapin, wie ihn der Erzbiſchof von Mecheln genannt hat. Napoleon hat ſich über dieſes Witzwort erzürnt; es trifft aber, denn alle ſeine Einrichtungen, die großen Kraft- und Schlagworte riefen in dem Volke immer ſogleich Spitznamen, heimliche Traveſtien auf. Da war kein Pfahlbürger, der einen Trunk über den Durſt gethan hatte, den ſeine Collegen nicht damit ſchroben, daß er ſich „mit Ruhm bedeckt habe.“ — Kein Poltron lief davon, ohne über „die retrograde Bewegung“ verhöhnt zu werden. Es iſt aber nicht wahr, daß das Volk „alles Erhabene in eine Poſſe verwandeln müſſe, weil es ſonſt daſſelbe nicht zu ertragen vermöge.“ *) Einen Schwank treibt zwar das Volk gern mit jeglichem Großen, aber es perſifflirt es nicht, es perſifflirt nur das Gemachte. Wie ſelten waren Spöttereien auf Friedrich den Zweiten!

Der Geiſt des Empire war in merkwürdiger Weiſe Ideen- und Erfindungslos. Nicht einmal

*) Goethe.

ein ächt-heraldiſches Wappen konnte er produciren. Der Adler ſah immer nach Nichts aus, auch über den „Kuckuk," wie er genannt wurde, lachte man. Das Komiſche iſt aber der furchtbarſte Feind des Furchtbaren; es zerreibt es heimlich. Denn der Menſch fühlt ſich ſouverain, wenn er lacht.

Die Jugend.

Dieſes Miſchchaos von Größe und Kleinheit, von Schreck und Poſſe regte ein Chaos in den Geiſtern der Menſchen auf. Zuerſt gab es ihnen Energie. Denn unter allem Lächerlichen, und gleichſam nur mit einem grillenhaften Redoutenputze behangen, trat doch ein übermenſchlich-Menſchliches vor ihren Blick. Um vor dieſem Koloß nicht zu verdunſten, mußte ein Jeder ſein bischen Muth, ſein Reſtchen Eigenes zuſammen nehmen. Die Seelen der geringſten Philiſter glichen der condenſirten Luft in der Kugel der Windbüchſe, bereit, loszuplatzen, wenn einmal die Klappe vor der Oeffnung wiche. Aber jenes übermenſchlich-Menſchliche wirkte nur wie eine gewaltſame Naturerſcheinung, außer der Regel, confus, zu kurzer Dauer vorbeſtimmt. Niemand

knüpfte an dieſes Phänomen ſittliche Ausſichten, Hoffnungen einer durchgreifenden ſocialen Geſtaltung. Wenn ich ſage: Niemand, ſo nehme ich Einige aus — beſonders Juden, Lieferanten, Stellenjäger, Ariſtocraten, Fürſten — der große Kern des Volkes blieb aber von jenem Wahnglauben völlig unberührt. Sehr früh war man überzeugt, daß dieſes Geraſſel und Gepraſſel nicht lange die Welt durchlärmen könne, daß die Oper der Gloire einmal kurz vor Mitternacht ausgeſungen ſeyn werde. Ich hörte ſchon im Jahre 1810, folglich, als das Reich auf dem Culminationspuncte ſtand, einen ernſten Mann ſagen: Napoleons Herrſchaft ſei ſchlimm, noch ſchlimmer aber werde die Fluth der ſchlechten Verſe und Caricaturen ſeyn, wenn Napoleons Sturz erfolge. — Mitten in der ſeichten Aufklärerei ergriff viele Menſchen der craſſeſte Aberglaube. Die Offenbarung Johannis ward aufgeſchlagen, um die Lebensdauer des großen Thieres herauszurechnen; ſelbſt „der flüchtige Pater“ fand ſeine Anhänger. In Muth und Zweifel, Faſſung und Aberwitz, Spott und Verwunderung waren die Gemüther auseinandergebrochen, zwiſchen dieſen

Trümmern blühte hin und wieder das Reinmenſchliche in einfachen ungefüllten Blumen. Die künſtlichen Miſchungen, womit der Friede ſeinen Gartenflor auszuſtatten Muße und Gelegenheit beſitzt, die feineren Quälereien der Seele, die Nuancen und Subdiviſionen der Stimmungen und Leidenſchaften, konnten in einer Zeit weniger cultivirt werden, welche zwiſchen Conſcription, Kriegsſteuer, Einquartirung und Bülletins hin und her geſchüttelt wurde. Alle Conflicte der Seele bezogen ſich auf das Oeffentliche, das Privatleben bildete einen einfacheren Hintergrund als jetzt. In jener Sphäre nun ging ein Zittern, welches ſich moquirte, durch Deutſchland; ein Gehorſam, der ſeitwärts nach Freiheit ſchielte, bog das Knie. Ein wunderbares Gefühl, daß das Große genöthigt ſei zu lügen und um die Gunſt der Menge zu buhlen, half den nachherigen Zweifel vorbereiten: Ob es überhaupt große Männer gebe in dem früheren treuherzigen Sinne? — In dieſen barocken Zuſtand, der in Frankreich beinahe gleich geweſen ſeyn mag, verwebte für Deutſchland noch der Umſtand einen beſondern Zug, daß während in Frankreich Napoleon und das Empire

wenigſtens eine Geſchichte gehabt, die Nation von einer ekelhaften Seekrankheit erlöſ't hatten, Beides in Deutſchland von geſtern war, ohne Zuſammenhang mit Antecedentien. Das ganze Leben war daher einem Palimpſeſt zu vergleichen, auf dem eine alte Kanzelleiſchrift, die nicht ganz hatte gelöſcht werden können, beſtändig durch die darüber aufgetragenen glorioſen Züge hindurchſchimmerte.

* * *

Die Jugend wurde von dem Gewühle diſparater Vorſtellungen, welche die moderne Völkerwanderung aufſtörte, noch inniger ergriffen, als das Alter. Sie war noch nicht durch Reflexion und Erfahrung abgebraucht. Sie hatte das frühere Leben nicht gekannt, ſie empfing daher von dem Kriegs- und Weltſturm reine, für ihre ganze Zukunft beſtimmende Eindrücke. Während die Lehre ihr das Faßlichſte bot, die Familie ſie lyriſch ſtimmte, die Literatur ſie an tugendhafter Hand in die Weite führte, riß das Größeſte, Unfaßlichſte ihre Seele

auseinander, brachte die ſchneidendſte Skepſis, die wunderlichſte Curve hinein. So wirkte der Despotismus als viertes Erziehungsmittel. Er kreuzte die Anderen, er ſchärfte ſie aber auch und tiefte ſie aus. Das Leben in einer ſeiner ungeheuerſten Entfaltungen half die damalige deutſche Jugend mit erziehen. So war keine frühere, ſo iſt die ſpätere Generation nicht erzogen worden.

Abſcheuliche Executionen traten gleichſam wie Accente des vierten großen Lehrbuches vor das junge Auge. Ich war dreizehn Jahre alt, als ich eines Morgens von der Citadelle herauf durch unſere Kloſterſtraße nach ödem Blachfeld vor dem Thore zwei blaſſe Männer führen ſah. Es war ein Junger und ein Alter, ſie waren mit den Händen an einander gefeſſelt und der Junge redete dem Alten zu, der ſehr niedergeſchlagen ausſah. Gensd'armen ritten vor und nach, und ein Commando Infanterie folgte. Ich hörte, daß es ein Vater und ein Sohn ſei und daß ſie erſchoſſen würden, weil ſie bei Katte's Corps gedient hätten.

Einige Wochen ſpäter hörten wir feuern; es war Schill, der ſich bei Dodendorf mit den Weſt-

phalen ſchlug. Ich machte mich, als dieſe Sache wieder ſtill geworden war, an einen Holzhacker, einen finſteren, bärtigen Kerl, von dem es heimlich bekannt war, daß er unter dem Partheigänger gedient hatte. Er erzählte mir in den Pauſen, wo er vom Hacken ausruhte, flüſternd, wie er nach dem Stralſunder Blutbade drei Tage und drei Nächte in einem elenden Kahne auf der See geſchwommen habe, und endlich von Fiſchern nach der Inſel Uſedom gerettet worden ſei. Daß Schill geblieben ſei, galt für eine franzöſiſche Fabel, er lebe, hieß es, und werde zu gelegener Zeit ſchon wieder zum Vorſchein kommen. Das Volk läßt ſeine Lieblinge nicht ſterben. Es hieß ſeinen Helden Schild, in dieſer Umgeſtaltung des Namens unabſichtlich ſein Gefühl ausſprechend.

Dann ging Braunſchweig-Oels in geordneterem, achtunggebietenderem Zuge durch Niederdeutſchland. Wir waren noch Knaben, aber ich kann ſagen, daß wir die gewaltige Situation fühlten, als wir vernahmen, der Welfe habe ſtreifend ſeine Stadt beſucht, aber nicht auf dem Schloſſe geſchlafen, ſondern draußen unter dem Sternenhimmel in der Bei-

wacht. — Wie ein ferner ſterbender Ton klang es aus den Tyroler Alpen nach unſeren Flächen herunter.

In phantaſtiſcher Energie des Haſſes entlud ſich die verletzte Empfindung der Jugend. Wir wußten nichts von Stabs, wir wußten noch weniger von Georges Cadoudal und Pichegrü, aber es war unter den jungen Leuten ein gemeines Geſpräch, wie man es wohl anfangen könne, Napoleon zu erſchießen oder zu erſtechen? Daß es Sünde ſei, einen Menſchen zu tödten, kam hiebei nicht in Erwägung, nur daß es den Kopf koſten werde, machte die Sache bedenklich. Man wird zugeben, daß eine Jugend, die in ihren Gedanken mit Mord und Tod ſpielt, eine eigenartige Jugend geweſen ſeyn müſſe. Alle Gegenſätze zogen wie die unter dem Machtherrſcher zuſammengekoppelten Völker durch die unreifen Gemüther. Der gröbſte Materialismus, der durch die Noth der Zeit aufgezwungene Glaubensſatz, daß es vor allen Dingen darauf ankomme, Unterhalt und Brod zu finden, ſtand neben den wildeſten Träumen von goldenen glänzenden Abentheuern tief in Aſien oder fern bei Liſſabon, worin

eine maaßlos an das Unmögliche verlorene Einbildung ſchwelgte. Draſtiſch zum Gefühle ihrer Wichtigkeit aufgeregt wurde die Jugend an einigen Orten durch Fichte und Jahn, und durch die, welche von den Gedanken dieſer Männer einen Anſtoß empfangen hatten.

Ich ſuche nach einem hiſtoriſchen Seitenſtücke zu ſolcher Stimmung und Lage. Vielleicht hat die Zeit der Conquiſta im ſüdlichen Europa etwas Aehnliches geſehen. Ferne Länder erfüllten auch damals die Geiſter mit den bunteſten Vorſtellungen. Keine religiöſe Idee zügelte, wie in den Kreuzzügen. Das Gefühl Europa's, die Ahnung Neuſpaniens zertheilten die Conquiſtatoren, in dieſem Spalte wogten hin und her Beuteluſt, Neugier, Abentheuerdurſt.

So war die Dispoſition des heranreifenden Geſchlechts. Ich habe ſie in Antitheſen beſchreiben müſſen, weil ſie eine Antitheſe war. Nicht Jeder, der mit mir jung war, wird ſich ſo patriarchaliſcher-rührend-poſſenhafter Familienzüge erinnern können, als ich berichtete, nicht Jeder hat einen komiſchen Oheim gehabt. Lehre und Literatur mögen Anderen

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
CIRCULATION DEPARTMENT
OTTENDORFER BRANCH 135 SECOND AVENUE

anders vorgekommen ſeyn. Aber ich glaube, daß auch die individuellſten Striche, die ich machte, zum Portrait der Zeit gehören, die wir betrachten.

Die damalige Jugend lebte mehr in ſtarken Vorſtellungen, als in umfaſſenden, mehr in Gefühl und Entſchluß, als in Verſtand und Betrachtung. Ihren Durchſchnittszuſtand möchte ich eine edle Barbarei nennen. In dieſer Verfaſſung traf ſie der Krieg. Von ihm und ſeinen Abentheuern will ich im nächſten Abſchnitt reden.

Druckfehler:

Seite	12,	Zeile	1,	lies: durfte statt: dürfte.
»	13,	»	9,	» verwickelt betrachtet st.: verwickelt und betrachtet.
»	16,	»	21,	setze nach: Gelehrten ein ,
»	18,	»	7,	streiche: er.
»	18,	»	8,	lies: erlangtem statt: erlangten.
»	29,	»	10 u. 12	lies: daß statt: das.
»	31,	»	7,	lies: Rhapsode statt: Rhapsade.
»	32,	letzte Zeile,		lies: Friedensunterhandlung statt: Friedensunterhandlungen.
»	33,	Zeile	11,	setze nach: Strande ein ,
»	33,	»	11,	lies: Zerrinnendes statt: Zerrinendes.
»	39,	»	9,	» Stürmern statt: Stürmen.
»	39,	»	17,	» den statt: dem.
»	42,	»	6,	» scharfgeschnittenen statt: scharfgeschittenen.
»	43,	»	4,	streiche nach: kräftigsten das ,
»	46,	»	21,	lies: Remissorial statt: Remissoriat.
»	52,	»	10,	» Sphäre statt: Späre.
»	54,	letzte Zeile,		lies: schwindlicht statt: schwindlich.
»	62,	Zeile	9,	lies: das statt: daß.
»	63,	»	7,	» alräunchenhaft st.: alräumchenhaft.
»	64,	»	11,	» kam statt: kann.
»	65,	»	13,	» Sein statt: Seyn.
»	70,	»	12,	» Towarczys statt: Towarizys.
»	74,	»	15,	» Prädicate statt: Prägicate.
»	74,	»	17,	» Bonhommie statt: Bonhomnie.
»	74,	»	20,	» Liebeshändel statt: Liebeshändler.
»	93,	»	4,	» thierischem statt: thierischen.
»	93,	»	6,	» auszuteuffen statt: auszutreten.
»	109,	»	9,	» heilige statt: heilig.
»	116,	»	5,	» contràts statt: conträts.
»	123,	»	16,	» zwanziger statt: zwanzigen.
»	125,	»	6,	» vieler statt: vieles.
»	127,	»	20,	» Muße statt: Muse.
»	137,	»	17,	» den ihrer statt: der ihrer.
»	143,	»	17,	» ziemlich statt: ziemliche.
»	144,	»	4,	» leichter statt: leichtere.

Seite	151,	Zeile	6,	lies:	heimliche statt: beimliche.
»	151,	»	13,	»	Umgetriebenen st.: Ungetriebenen.
»	152,	»	16,	»	erhabenen statt: erhabenenen.
»	153,	»	1,	»	welcher statt: welchem.
»	155,	»	19,	streiche:	das Schnupfen.
»	163,	»	6,	lies:	manchem statt: manchen.
»	164,	»	10,	»	jenen statt: jenem.
»	165,	»	19,	»	ecclesia statt: eclesia.
»	171,	»	8,	»	den statt: dem.
»	171,	»	9,	streiche nach	Naturtriebes das ,
»	186,	»	9,	lies:	übel statt: Uebel.
»	188,	»	11,	streiche nach:	geschehen das ,
»	189,	»	22,	lies:	Strenge statt: strenge.
»	189,	»	23,	»	Manlius statt: Mantius.
»	190,	»	16,	»	Fels statt: Feld.
»	196,	»	22,	»	gehörte statt: gehört.
»	198,	»	4,	»	denen statt: dem.
»	210,	»	1,	»	denn statt: dann.
»	220,	»	3.	»	scherzlos statt: scherzhaft.
»	225,	»	4,	»	davon statt: daran.
»	225,	»	9,	»	Theatre statt: Theater.
»	227,	»	14,	»	eine statt: nur.
»	229,	»	1,	»	Frühe statt: frühe.
»	229,	»	6,	»	vernünftiger statt: vernüftiger.
«	229,	»	11,	setze nach:	Coulissen ein ,
»	234,	»	21,	lies:	empfundensten statt: empfindensten.
»	240,	»	8,	»	wollten statt: wollen.
»	244,	»	1 u. 2,	lies:	auf ihrem Orte sich scharf umrissen sondern.
»	253,	»	11,	»	wenigstens statt: wenigsten:
»	254,	»	22,	setzte nach:	Ludwig's: sich.
»	257,	»	13,	lies:	hierin statt: hier in.
»	258,	»	12,	»	Nachfärbung statt: Nachstärkung.
»	261,	»	15,	»	seiner statt: seine.
»	264,	»	3,	»	Seite statt: Secte.
»	274,	»	9,	»	nach: dereinst: vielleicht.
»	275,	»	10,	»	Seiten statt: Secten.
»	276,	»	10,	»	Chore statt: Thore.
»	277,	»	11,	»	lobte statt: tobte.
»	300,	»	2,	»	Subsistenz statt: Subsistens.
»	309,	»	10,	»	das statt: der.